
INDOGERMANISCHE FORSCHUNGEN

ZEITSCHRIFT FÜR INDOGERMANISTIK
UND ALLGEMEINE SPRACHWISSENSCHAFT

Begründet von Karl Brugmann und Wilhelm Streitberg

Herausgegeben von
WOLFGANG P. SCHMID

80. BAND 1975

Ausgegeben 1976



WALTER DE GRUYTER · BERLIN · NEW YORK

Gedruckt mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft

ISSN: 0019-7262

Archiv-Nr. 3 10 900 198 4

©

1976

by Walter de Gruyter & Co., vormals G. J. Göschen'sche Verlagshandlung — J. Guttentag,
Verlagsbuchhandlung — Georg Reimer — Karl J. Trübner — Veit & Comp., Berlin 30.
Alle Rechte des Nachdrucks, der photomechanischen Wiedergabe, der Übersetzung, der Her-
stellung von Mikrofilmen und Photokopien, auch auszugsweise, vorbehalten.

Gesamtherstellung: Hubert & Co., Göttingen — Printed in Germany

Inhalt	
Aufsätze:	Seite
Boretzky Norbert. Laryngalthorie und innere Rekonstruktion	47
Doerfer Gerhard. S → NP + VP?	1
Lincoln Bruce. Homeric λύσσα: "Wolfish Rage"	98
Miller Gary D. The Gothic Complementizers <i>þammei</i> and <i>ei</i>	110
Neuberger-Donath Ruth. abs-condo: ab-scondo	106
Schmid Wolfgang P. Iranische Wortstudien	80
Sheets George A. Palatalization in Greek	118
Thomas Werner. Zur Konjunktion <i>yo</i> und Instrumentalaffix <i>-yo</i> in Tocharisch A	71
Weber Dieter. Sogdische Miscellen	90
Weitenberg J. J. S. Hethitisch <i>kuša-</i>	66
Van Windekens A. J. Les termes "chien" et "cheval" en indo-européen	62
 Besprechungen:	
Adams Valerie. An Introduction to Modern English Word-Formation (Manfred Görlach)	299
Askedal John Ole. Neutrum Plural mit persönlichem Bezug im Deutschen (Otmar Werner)	306
Bahnick Karen R. The Determination of Stages in the Historical Development of the Germanic Languages by Morphological Criteria (Elmar Seebold)	263
Berneker E.-Vasmer M. Russische Grammatik. 7. Aufl. (F. V. Mareš)	176
Best Karl-Heinz. Probleme der Analogieforschung (Gerhard Doerfer)	210
Bibliographie der uralischen Sprachwissenschaft 1830—1970, Bd. 1, 1. Lfg. (Jolanta Helder-Jastrzębska)	184
Braune Wilhelm. Gotische Grammatik, 18. Aufl. (Jürgen Udolph)	303
Bregenzler Josef Georg. Lateinische und deutsch-lateinische proverbia aus der St. Galler Handschrift 841 (Bengt Löfstedt)	304
Campanile Enrico. Profilo Etimologico del Cornico Antico (Robert Elsie)	257
Corpus Inscriptionum Etruscarum, Vol. II, Sect. 1, Fasc. 4 (Helmut Rix)	187
Dietrich W. Der periphrastische Verbalaspekt in den romanischen Sprachen (Miroslav Kravar)	248
Duridanov Ivan. Die Hydronymie des Vardarsystems als Geschichtsquelle (Wolfgang P. Schmid)	327
Esper Erwin. Analogy and Association in Linguistics and Psychology (Gerhard Doerfer)	212
Faiß Klaus. „Gnade“ bei Cynewulf und seiner Schule (Hans Schabram)	290
Fristedt Sven L. The Wycliffe Bible, III (Manfred Görlach)	295
Gill Alexander. Logonomia Anglica (1619), I, II (Vivian Salmon)	287
Hauri Christoph. Das pentathematische Schema der altpersischen Inschriften (Heinrich Hettrich)	237
Henne Helmut. Semantik und Lexikographie (Horst H. Munske)	319
Issues in Linguistics (Rolf Ködderitzsch)	192
Kammenhuber Annelies. Materialien zu einem hethitischen Thesaurus. Lfg. 1/2 (Heinrich Otten)	224
Kobilarov-Götze Gudrun. Die deutschen Lehnwörter der ungarischen Gemeinsprache (Gerhard F. Grohe)	315
Koivulehto Jorma. „Jäten“ in deutschen Mundarten (Joachim Göschel)	169

	Seite
Marchand James W. The Sounds and Phonemes of Wulfilā's Gothic (Elmar Seebold)	280
Du Marsais César Chesneau. I. Exposition d'une méthode raisonnée pour apprendre la langue latine — II. Les véritables principes de la Grammaire ou nouvelle Grammaire raisonnée pour apprendre la langue latine — III. Des Tropes, ou des différens sens dans lesquels on peut prendre un même mot dans une même langue (R. Heine)	197
Meid Wolfgang. Das germanische Präteritum (Irmengard Rauch)	265
Munske Horst Haider. Der germanische Rechtswortschatz im Bereich der Missetaten (Ruth Schmidt-Wiegand)	270
Otten Fred. Die finitiven Verbalformen und ihr Gebrauch in der Stepennaja kniga carskogo rodoslovija (F. V. Mareš)	177
Pačesová Jaroslava. The Development of Vocabulary in the Child (Velta Rūķe-Draviņa).....	202
Papers on Italic Topics (Klaus Strunk)	241
Pisani Vittore. Glottologia indeuropea. — Crestomazia indeuropea (Rolf Ködderitzsch)	217
Plöger Angela. Die russischen Lehnwörter der finnischen Schriftsprache (Jürgen Udolph)	330
Poppe Nicholas (Jr.). Studies of Turkic Loan Words in Russian (Milan Adamović)	180
Prins A. A. A History of English Phonemes (Wolfgang Blumbach)	171
Sabaliauskas A. Noted Scholars of the Lithuanian Language (Alfred Bammesberger)	176
Sanskrit-Wörterbuch der buddhistischen Texte aus den Turfan-Funden (Werner Thomas)	232
Scardigli Piergiuseppe. Die Goten (H. Beck)	274
Schaffer Detlef. Untersuchungen zum Fiktions- und Tempusproblem der deutschen Gegenwartssprache (Werner Thomas).....	310
Schmidt Klaus T. Die Gebrauchsweisen des Mediums im Tocharischen (Stefan Zimmer).....	230
Schrodt Richard. Die germanische Lautverschiebung und ihre Stellung im Kreise der indogermanischen Sprachen (Rolf Ködderitzsch).....	260
Stang Chr. S. Lexikalische Sonderübereinstimmungen zwischen dem Slavischen, Baltischen und Germanischen (Wolfgang P. Schmid)	325
Stein Gabriele. English Word-Formation over two Centuries (Manfred Görlach)	297
Stimm Helmut. Medium und Reflexivkonstruktion im Surselvischen (G. A. Plangg)	254
Van Strien-Gerritsen M. De homerische Composita (Alfred Heubeck)	240
Svennung J. Jordanes und Scandia (Hermann Engster)	282
Tovar Antonio. Sprachen und Inschriften (Rolf Ködderitzsch)	213
Uibopuu Valev. Similarkomparative Konstruktionen im Finnischen und Estnischen (Marie-Elisabeth Schmeidler).	333
Windisch Rudolf. Genusprobleme im Romanischen (Wolfgang Rothe †).....	244
Zsilka János. Sentence Patterns and Reality (Gerhard Doerfer).....	207

I. AUFSÄTZE

$S \rightarrow NP + VP?$

1. Gemäß einem von Chomsky vorausgesetzten Axiom besteht der Satz aus einer noun-phrase (NP; hier Subjekt) und einer verb-phrase (VP). Trotz vieler (unseres Erachtens allerdings wenig einschneidender) Wandlungen der Chomskyschen Theorie findet sich dieses Axiom auch in zahlreichen Arbeiten seiner Schüler¹. Und es ist allgemein als der Grundsatz, die Basis des generativen Modells anerkannt. Vgl. dazu etwa die Zitate bei dem (der Chomskyschen Schule gegenüber recht kritischen) Coseriu².

Nun fragt es sich freilich, ob dieses Axiom stimmt. Untersuchen wir das; beginnen wir beim letzten Gliede der Gleichung.

2. Das Axiom gilt ohne weiteres für einen Satz wie z. B. „Äpfel duften“. Gilt es aber auch (und nur dann wäre es ja ein Axiom) für alle Sätze aller Sprachen der Welt? Nehmen wir einen einfachen russischen Satz: „*Ja — bol'noj*“ ‚Ich — krank‘ (= Ich bin krank). Ist hier „krank“ eine verb-phrase, also ein Verbum?

Eben das wird nun tatsächlich von Meskill³, einem Schüler Chomskys, behauptet. Nach ihm besteht VP aus einem adjunct und aus einem Verbum, nämlich entweder ein V (Normalverb in der 2. und 3. Person) oder ein V_c, welche Formel „indicates a copulative-type verb“ (S. 13). Und dieses copulative-type verb wiederum kann sein (in der traditionellen Ausdrucksweise): ein

¹ Z.B. Patrick W. Hohepa, A profile grammar of Maori. Suppl. Int.to J. of Am. Linguistics 33, 2 (April 1967) 97–111.

² E. Coseriu, Einführung in die Transformationelle Grammatik, Stuttgart o.J. (etwa 1969), 33, 55, 56, 58, 60, 64–67. Auch z.B. N. Chomsky, Aspekte der Syntax-Theorie (Frankfurt am Main 1969) passim.

³ Robert H. Meskill, A transformational analysis of Turkish syntax (The Hague-Paris 1970) 13–15.

Normalverb in der 3. Person, ein Prädikatsadjektiv, ein Prädikatssubstantiv. Es stehen also auf derselben Stufe (S. 14): *Gidecek-tir* ‚He’ll go‘, *Güzel* ‚(It’s) nice‘, *Adamsin* ‚You(’re a) man‘⁴. Und ein Satz wie *Hayat köylüye zor* ‚Life (is) difficult for the peasant‘ folgt dem Schema NP/adjunct/adj_a + copula.

Kurz gesagt: In einem Satze wie „Leben — schwer“ wäre „schwer“ ein Verb, wäre VP. Das Adjektiv „schwer“ ist ein Verb. Nun kann zwar ein General einen Gefreiten zum Unteroffizier befördern, ein Linguist kann aber nicht ein Adjektiv zum Verbum befördern. Eine Grammatik ist nicht aufgebaut auf freien Willensakten, sondern auf Beachtung der Realität. Und in einem Satz wie „Leben — schwer“ ist „schwer“ eben kein Verb, wohl aber — wie es die gute alte vielgeschmähte Schulgrammatik in diesem Falle einmal ganz richtig meint — ein Prädikat (in der Form eines Adjektivs). (Die Vermengung von Satzteil und Redeteil/Wortklasse ist einer der primitivsten Schnitzer, die es in der Linguistik gibt.) Daher ist der Ausdruck VP grundsätzlich unangebracht; er betrifft nur ein Teilfaktum z.B. einiger indoeuropäischer Sprachen. (Nicht jedes Prädikat ist ein verbales.) Im übrigen sind ja Ausdrücke der erwähnten Art nicht nur z.B. im Russischen bekannt, sondern auch in westeuropäischen Sprachen; vgl. z.B. deutsch „Ende gut, alles gut“ statt „Wenn das Ende gut ist, ist alles gut“ oder „Wie der Herr, so’s Gescherr“, „Je später der Abend, je schöner die Gäste“, „Gut (= Es ist gut), daß du gekommen bist“ usw. Chomskys Analyse kann also noch nicht einmal westeuropäische Sprachen exakt darstellen.

⁴ Nach R. B. Lees, A compact analysis for the Turkish personal morphemes, in: American Studies in Altaic Linguistics, ed. Nicholas Poppe (Bloomington-The Hague 1962) 146-147 liegen im Türkischen beim VP (außer bei Präteritum und Konditionale) stets „nominal constituent(s)“ vor, nämlich Substantive, Adjektive und Partizipien. Hier sind a) die Imperativformen, die keineswegs nominal, sondern echt verbal sind, übersehen worden; b) wird nicht berücksichtigt, daß zwar z.B. *-ecek* als Prädikats- wie auch als Partizipialsuffix erscheinen kann (*adam gid-ecek* ‚Der Mann wird kommen‘ und *gid-ecek adam* ‚der kommenden Mann‘), nicht jedoch z.B. die Formen auf *-iyor*, die rein prädikativ, nie partizipial, sind.

Bedenken wir doch hier das Faktum, daß man wohl sagen kann „Du groß“ (= Du bist groß), „Du größer“, „Du am größten“, auch „Du gehst“, nicht jedoch *, „Du gehster“, *, „Du am gehstesten“. Und „Du Lehrer“ läßt sich erweitern zu „Du guter Lehrer“, nicht jedoch „Du lehrst“ zu „Du guter lehrst“. Abwandlungen wie auch syntaktische Zuordnung sind also bei den Prädikatsnomina ganz andere als beim Verb.

Wesentlich besser scheint uns hier Šaumjans Erklärung⁵. Nach ihm liegt in Fällen wie „Leben — schwer“ ein Adjektiv in der Position eines Verbs vor⁶. Dies kommt der tatsächlichen Lage sehr viel näher. Jedoch bereitet Šaumjan die Kopula, das Verb „sein“, Schwierigkeiten. Er erklärt S. 272, die Kopula werde von ihm „als Affix behandelt“. Nun ist dieses Affix aber eigenartigerweise voll konjugierbar: Ich bin, du bist, er ist usw., ich war, du warst usw., auch russ. *ja budu, ty budeš', on budet* usf., kurz, es ist zweifellos ein Verbum. (Und das gilt genauso für solche subintentions-erweiterten Kopulaverba wie „werden“ = ‚sich zu einem Sein hin entwickeln‘, „bleiben“ = ‚etwas beständig sein‘ usw.) Während also von Chomsky ein Adjektiv zum Verb befördert wird, wird von Šaumjan ein Verb zum Affix degradiert.

Die Lösung? Nun, wir werden schon annehmen müssen, daß es zwei Arten Verba gibt: kopulaartige, denen ein Prädikatsnomen zugeordnet ist, wie „Er ist müde“, „Er bleibt Lehrer“ (wofür man auch „Er müde“, „Er weiterhin Lehrer“ sagen könnte) und normale, denen ein Objekt (im weitesten Sinne) oder Adverb zugeordnet werden kann („Er ißt Birnen“, „Er schwimmt auf dem See“, „Er schläft lange“)⁷.

Fassen wir zusammen: In der These S → NP + VP ist „VP“ falsch. Man müßte höchstens „VP“ so eigenartig definieren, daß dann nichts mehr vom Begriff „Verb“ im eigentlichen Sinne

⁵ Strukturelle Linguistik (München 1971) 272, 298.

⁶ Siehe auch Ju. D. Apresjan, Ideen und Methoden der modernen strukturellen Linguistik (Berlin 1972) 214.

⁷ Näheres s. bei G. Doerfer, Anatomie der Syntax (im folgenden: AdS.) (Bern-Frankfurt 1973) §§ 7.1 und 7.7. Die Zuordnungsmöglichkeiten sind allerdings teilweise identisch, z.B. „Er bleibt dort“ = „Er schläft dort“.

mehr übrigbliebe. Aber das wäre eine Wortspielerei. Ich erlaube mir, einen revolutionären Vorschlag zu machen: Verwenden wir statt „VP“ den Ausdruck „Prädikat“⁸.

3. Die These $S \rightarrow NP + VP$ besteht ferner aus einem Pluszeichen⁹. Untersuchen wir nun dieses.

Das Zeichen $+$ erregt nicht mein Wohlgefallen. Normalerweise sollte man darunter eine parataktische Verbindung verstehen wie „Männer + Frauen“ (= Männer und Frauen). Dies ist aber offenbar in einem Satze wie „Äpfel duften“ nicht gemeint. Der bedeutet ja nicht „Da sind Äpfel, und da ist Duftendes“, sondern er besagt, daß das Duftende eben die Äpfel seien. Wenn man, um dies zu bezeichnen, ein Zeichen aus der niederen Mathematik wählen wollte, so sollte es doch eher ein Multiplikationszeichen sein¹⁰. Die Verbindung Subjekt mit Prädikat ist keine Addition; eben nicht „Subjekt und Prädikat“, sondern

⁸ Das bedeutet keine Rückkehr zu Aristoteles.

⁹ Allerdings werden Verbindungen dieser Art bei den Autoren verschieden bezeichnet, wobei es nicht immer klar ist, ob diese verschiedenen Bezeichnungen auch verschiedene Inhalte decken sollen. Meskill S. 13 z.B. schreibt einfach NP/ VP/ (wobei / nach § 3.49 nur bedeutet, daß die Reihenfolge der Wörter umkehrbar ist), d.h. ein Verbindungszeichen irgendeiner Art wird gar nicht gesetzt. (Gibt's da also kein geistiges Band?) Das $+$ -Zeichen erscheint zuerst auf S. 14, undefiniert, etwa die Grenze zwischen full unit (Wurzel) und bound unit (Suffix) markierend wie in *Gidecek* ‚Er wird gehen‘ = V + Aspect. Auf S. 61 dagegen hat $+$ eine ganz andere Bedeutung: Verbindung von Wort zu Wort, u.a. auch Subjekt mit Prädikat, so auch § 1.22 u.a. Chomsky op.cit. markiert Verbindungen i.a. in seinem bekannten Baumschema; sonst mit Gedankenstrich (undefiniert), z.B. S. 38 NP-Verb-Satz „I — expected — a specialist will examine John“, so auch S. 92. Auf S. 93 wird wiederum (undefiniert) $\wedge$ verwendet ($VP \rightarrow V \wedge NP$, aber auch $NP \rightarrow Det \wedge N$); mit $\wedge$ ist wahrscheinlich etwas Richtiges gemeint. Coseriu op.cit. 58 verwendet (undefiniert) das $+$ -Zeichen: $S \rightarrow NF + VG$ (= $S \rightarrow NP + VP$). Ebenso verfährt (undefiniert) Apresjan op.cit. 189–210, also (z.B. 192, 205) $S \rightarrow NP + VP$, aber z.B. auch (205) $NP \rightarrow T + N$ (T = Artikel a, the). Hohepa op.cit. schreibt z.B. $S \rightarrow \text{Präd} + \text{Subj}$. Gemeinsam ist diesen Notierungen: a) verschiedenartige Satzteilverbindungen werden mit dem gleichen Zeichen markiert (meist $+$, seltener $\wedge$); b) diese Zeichen werden nicht definiert.

¹⁰ Ähnlich auch Wolfgang P. Schmid, Die pragmatische Komponente in der Grammatik (Mainz 1972) 5.

„Subjekt mit Prädikat (vereinigt)“. Das erhellt besonders in solchen Fällen, wo sich bei Verwendung genau gleicher Wörter und bloßer Änderung von deren Reihenfolge entweder Unsinn ergibt („Ich sehe Birnen“, nicht aber *,„Birnen sehen mich“) oder aber ein völlig verschiedener Sinn („Gentlemen prefer blonds“ = „Junge Leute, die auf „Freiersfüßen“ gehen, bevorzugen Blondinen“) und „Blonds prefer gentlemen“ (= „Blonde junge Frauen haben es lieber mit Gentlemen zu tun als mit Rüpel“); hier ist das Ganze keineswegs die Summe seiner Teile. Es wären also am besten Vergleiche mit der Vektorenrechnung angebracht, wo das Gesetz der Kommutativität nicht gilt.

Zudem ist das logische Verhältnis bei den verschiedenen Verbindungen von Satzteilen auch ein verschiedenes. Bei Apresjan wird die Verbindung Subjekt mit Prädikat (z.B. Äpfel duften) zu einem Satz wie folgt bezeichnet: S $\rightarrow$ NP + VP; ebenfalls mit Pluszeichen wird aber auch die Verbindung Adjektiv (oder Artikel) mit Attributsträger markiert: NP $\rightarrow$ Adj (T) + N (Old Tom). Geht das an? Es liegt auf der Hand, daß in einer Verbindung wie „Äpfel duften“ jedes Glied notwendig ist; „Äpfel“ allein besagt nichts, ebensowenig „duften“ allein¹¹. Dagegen kann ich das Adjektiv ohne weiteres auslassen, ohne daß sich dadurch eine sinnlose Einheit ergäbe, z.B. statt „Old Tom drinks too much“ sagen „Tom drinks too much“¹². Das bedeutet aber, daß bei S $\rightarrow$ „NP + VP“ das logische Verhältnis ein anderes ist als bei NP $\rightarrow$ „Adj + N (Attributsträger)“. Genaueres s. in AdS § 4.5, vor allem p. 36–38. Das logische Verhältnis einer Verbindung „Subjekt mit Prädikat“ ist das einer Konjunktion (Zeichen $\wedge$, Wahrheitsschema wfff), nämlich: das Subjekt ist dem Prädikat und gleichzeitig das Prädikat dem Subjekt zugeordnet (übergeordnet, also wechselseitig); das Subjekt ist nicht dem Prädikat übergeordnet (so daß es isoliert stehen könnte); das Prädikat ist nicht dem Subjekt übergeordnet; der Fall, daß weder das Subjekt dem Prädikat noch das Prädikat dem Subjekt

¹¹ Vgl. aber Abschnitt 4, wo eine gewisse Ausnahme, eine gewisse Independenzmöglichkeit des Prädikats nachgewiesen wird.

¹² Setze ich aber z.B. „Old Tom“ in Gegensatz zu einem anderen Tom — wobei jetzt „old“ nicht mehr auslaßbar ist — so ist auch das logisch-grammatische Verhältnis gewandelt, s. dazu AdS §§ 10.I, 10.J, 16.3.

übergeordnet ist, gilt nicht. Das logische Verhältnis einer Verbindung „Adjektiv mit Substantiv“ dagegen folgt dem Wahrheitsschema *ffwf* (Zeichen $\neg$), nämlich: Der Fall einer wechselseitigen Überordnung gilt nicht; das Adjektiv ist nicht dem Substantiv übergeordnet (so daß es isoliert stehen könnte); das Substantiv ist dem Adjektiv übergeordnet (kann isoliert stehen, bedarf der Ergänzung durch ein Adjektiv nicht); der Fall des Fehlens jeglicher Überordnung gilt nicht. So, wenn wir die Frage der Überordnung stellen (1). Anders ist es, wenn wir die Frage so formulieren (2): „Kommen NP mit VP (bzw. Adj mit N) vereinigt vor?; kommt das Subjekt (bzw. Adjektiv) mit anderen Satzteilen verbunden vor?; kommt das Prädikat bzw. der Attributsträger mit anderen Satzteilen verbunden vor?; gibt es Verbindungen, an denen weder Subjekt noch Prädikat (bzw. weder Adjektiv noch Attributsträger) beteiligt sind?“. In diesem Falle ergibt sich in beiden Fällen (bei Nichtberücksichtigung der Kopula-Verba) das Schema *wwfw*, also Äquivalenz ($\leftrightarrow$). (Konkret: Habe ich ein Adjektiv — genauer eigentlich: Attribut —, z.B. *pauca*, so weiß ich, daß ihm ein Attributsträger, z.B. *pecunia*, zugeordnet sein muß, nicht etwa ein [nicht-kopulaartiges] Prädikat [in *Pauca habet* läge ein „substantiviertes Adjektiv“ vor, das wäre aber schon ein anderer Satzteil; habe ich einen Attributsträger, z.B. *pecunia*, so weiß ist, daß ihm nur ein Attribut zugeordnet werden kann — in „*Pecunia rara est*“ würde *pecunia* eben nicht als Attributsträger auftreten, sondern als Subjekt.) Eine dritte mögliche Frage will ich hier auslassen. Je nach Fragestellung sind also die logischen Verhältnisse verschieden. Sie sind aber jedenfalls bei den Verbindungen „NP + VP“ und „Adj + N“ nicht jeweils identisch. Vielmehr gilt:

Bei Frage „NP + VP“ „Adj + N“ sollte heißen

(1) NP $\wedge$ VP Adj $\neg$ N

(2) NP $\leftrightarrow$ VP Adj $\leftrightarrow$ N

Und eben diese korrekteren Zeichen sollten auch verwendet werden. Man muß sich dazu jeweils vorher darüber klar werden:

- (1) Welche Frage richte ich an das Material?
- (2) Und wie ist dann das logische Verhältnis der jeweilig einander zugeordneten Satzteile?

Die Generativisten setzen ein + (oder ^), wo noch gar nichts untersucht ist. Ihre Untersuchungen hören dort auf, wo die Probleme beginnen. Und erst durch die Lösung dieser Probleme könnten wir erforschen, wie die eigentlichen Transformationsprozesse vor sich gehen. Aber: Eine Transformationsgrammatik hat es bisher noch nicht gegeben.

Was geschieht denn, wenn ich z.B. a) „(Der) gute Mann kommt (an)“ zu b) „(Des) guten Mannes Ankunft“ transformiere? Hier sind drei Abschnitte aus AdS. zu beachten:

(1) 15.2. Ich nehme zunächst eine „Äquivalenzprobe“ vor, indem ich „Bedeutung“ und „Meinung“ der beiden Ausdrücke vergleiche. Ich stelle fest: Es handelt sich um „voll-äquivalente“ Ausdrücke, um (10.0) eine „Grundtransformation“. (Dagegen wären z.B. die Ausdrücke Beispiel 271 „Nurmis Laufen (ist) prächtig“ und „Nurmi läuft, (er ist) prächtig“ nichtäquivalent.) Hier ist also eine echte Transformation möglich; man könnte dies daher auch als Transformationsprobe bezeichnen. (Ein Gegenbeispiel sind etwa Šaumjans „Transformationen im halbverbundenen Generator“, die allein durch geschickte Wortwahl einen sinnvollen Eindruck machen, in der Tat aber sinnlos sind. Z.B. wird auf p. 331 „(Die) helle Sonne leuchtet“ transformiert zu „Hell (die) Sonne leuchtet“, also aus dem Adjektiv ein Adverb gemacht. Das geht nur deshalb, weil man sowohl über die Sonne als auch über ein Leuchten sagen kann, daß es hell sei. Wählen wir aber ein anderes Beispiel genau des gleichen Schemas, so ergibt sich eine „Transformation“ wie „(Der) grüne Apfel duftet“ > „(Der) Apfel duftet grün“, die, wie auf den ersten Blick ersichtlich, sinnlos ist.)

(2) Übersetzen wir die oben genannten Ausdrücke a), b) in meine „Sprache“:

$$\begin{aligned} \text{a)} &= A \rightarrow \text{bb}'B \rightarrow \text{cC} \\ &\quad \longleftarrow \\ \text{b)} &= A \rightarrow \text{bA} \rightarrow \text{bB(b')}. \end{aligned}$$

Dann gilt zunächst 4.2, p. 29: Verwandlung in ein Attribut bedeutet: Streiche das Zeichen b' für das Subjekt, verwandle das (groß geschriebene) Hauptelement B (Objekt, gleichzeitig Basis für Subjekt) in A (Attribut). Gleichzeitig wird das Prädikat

in ein Objekt verwandelt: Das Hauptelement C (Prädikat) wird durch B ersetzt, das Nebenelement b wird hinzugefügt (möglicher Attributsträger, das Subjekt-Objekt steht sozusagen in der „Mitte“ eines Satzes, bildet dessen Kern), falls Verwendung des Ausdrucks als Subjekt, muß noch b' hinzugefügt werden. Dies würde streng genommen eigentlich cbB(b') liefern, also einen Infinitiv „Ankommen“. Die Verwandlung dieses Infinitivs in ein Normalsubstantiv bedeutet zusätzlich noch die Streichung von c (Objektsträger). (Der Infinitiv ist gleichzeitig Objekts- und Attributsträger, z.B. in „das permanente den Gegner Beschimpfen“.)

Die grammatische Schicht der Transformation kann in folgende vier Hauptpunkte zusammengefaßt werden:

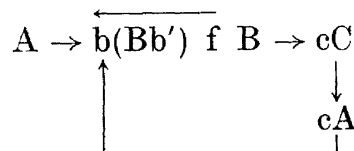
a) Alle Satzteile bestehen aus einem untergeordneten Hauptelement (HE) und einem übergeordneten Nebenelement (NE) bzw. mehreren solchen Nebenelementen. Das Objekt (HE) z.B. ist gleichzeitig (möglicher) Attributsträger, z.B. in „grüne Birnen pflückend“ ($A \rightarrow bB \rightarrow cB$), der Genitiv gleichzeitig Attributsträger (NE) und Attribut (HE) in „alter Leute Haus“ ($A \rightarrow bA \rightarrow b$), das Adjektiv ist gleichzeitig Attribut (HE) und Objektträger besonderer Art (NE), z.B. in „(der auf) Mädchen scharfe Otto“ ($B \rightarrow aA \rightarrow b$) usw. Das gilt nur nicht für die „degenerierten“ Satzteile (s. AdS. § 6), z.B. den Artikel (der einfach A, ein reines Attribut, ist). (Bemerkung: Man hat nichts erkannt, wenn man die schulgrammatischen Begriffe weiter verwendet und statt „Adjektiv“ Adj schreibt, statt „Artikel“ Det.)

b) Daraus folgt: Es gibt keine Substantive, Adjektive, Verben usw., es gibt nur Funktionen von Elementen (HE und NE). Diese sind (vgl. AdS § 1–4, zu c' s. hier Anm. 28):

- A = Attribut
- B = Objekt/Subjekt (oder „Nucleus“)
- C = Prädikat
- a = Objektträger 1
- b = Attributsträger
- b' = Prädikatsträger
- c = Objektträger 2
- c' = Objektträger 3.

c) Wenn aber Ausdrücke wie Adjektiv usw. noch einen Sinn haben sollen, dann höchstens so, daß wir darunter bestimmte Kombinationen von HE und NE verstehen, die als solche markiert sind. Ein Ausdruck wie türk. *Adam gel-miş* ‚(Der) Mann kam‘ ist = (b)Bb' → Cc; dagegen ist *gel-miş (olan) adam* ‚der gekommene Mann‘ = (c)A → b(Bb'). Das heißt, *gel-miş* ist zwar beim ersten Beispiel Prädikat, nicht jedoch Verbum finitum. Dagegen ist „kam“ in deutsch „Der Mann kam“ Verbum finitum, weil es als solches eindeutig markiert ist: Eine Ausdrucksweise wie *,„der kam Mann“ (statt „der gekommene Mann“) ist unmöglich. Ähnlich ist ein „Adjektiv“ im Deutschen eindeutig als besondere Kategorie markiert (morphologisch: durch die besondere zwiefache Adjektivdeklinaton und die Komparation), im Altürkischen dagegen nicht usw. Also: Verbum (finitum) = markiertes cC, Adjektiv = markiertes aA usw. Dasselbe gilt natürlich auch für die übrigen Satzteile, z.B. Substantiv als Objekt bB, Infinitiv als Attribut (im Genitiv) bcA usf.

d) Und schließlich ist noch zu beachten, daß alle komplizierteren Konstruktionen, wie sie sich in Einzelsprachen finden, nichts anderes als Umschreibungen dieser wenigen Kombinationen von HE und NE sind. Statt „Umschreibung“ sage ich in AdS „Geltung“. Ein Relativsatz z.B. gilt soviel wie ein Attribut (er sollte daher besser „Attributsatz“ heißen). „Der Mann, welcher mich sah“ = „Der mich gesehen habende Mann“. Die Geltung markiere ich jeweils eine Zeile tiefer (oder höher); alle grammatischen Anschlüsse (Konnexe) beziehen sich auf die Geltung, nicht auf die „Realform“ (das was äußerlich gesehen so dasteht). „Der Mann, welcher mich sah“ ist =



Die „Geltung“ erinnert an die Chomskysche „Tiefenstruktur“; sie unterscheidet sich davon allerdings in zwei markanten Punkten: sie ist rein innersprachlich und universal und ferner

gibt es (was ich in AdS nachzulesen bitte), eigentlich je zwei solche „Tiefenstrukturen“.

(3) Außerdem weist jede Transformation noch eine logische Schicht auf, vgl. AdS 4.5. Nehmen wir hier als Beispiel nur die „Frage der Überordnung“. Wie gesagt, ist $(b)b'B \rightarrow Cc$ eigentlich $(b)b'B \wedge cC$ (Konjunktion, Wahrheitsformel wfff); dagegen ist $(b)A \rightarrow b(Bb')$ eigentlich $(b)A - \neg b(Bb')$ (negative Rechtslimitation, ffwf). Also noch einmal: Bei der Transformation „(Der gute) Mann kommt“ $>$ „(des guten) Mannes Ankunft“ findet folgende logische Wandung statt:

$$b'B \wedge cC > A - \neg b.$$

Charakteristisch ist also (was freilich aus dem Dargelegten automatisch folgt), daß bei der Transformation zu einem Attribut je ein Glied (NE) der prädikativen Satzteile entfällt.

Allein diese drei Schritte: die Bedeutungsprobe, die grammatische Transformation, die logistische Transformation können die Basis zu einer Transformationsgrammatik bilden.

Man ist z. B. dann über die Schulgrammatik hinausgekommen, wenn man die Gemeinsamkeiten solcher „Satzteile“ wie Adverb, Pronomen, Artikel, Gerundium, Infinitivus cum accusativo u. a. erkennt (sie sind gegenüber den jeweils entsprechenden vollen Satzteilen um je ein Glied verkürzt, „degeneriert“) oder wenn man, die Identität von Präposition und Konjunktion erkennend, zugleich sieht, was sie von allen vollen Satzteilen (selbst degenerierten) scheidet. Man ist nicht über die Schulgrammatik hinausgekommen, wenn man ihre Begriffe ungeprüft übernimmt und nun statt Adjektiv „Adj.“ und statt „Präposition“ „prep“ schreibt. Chomskysche Transformationsgrammatik = Schulgrammatik.

Wesentlich wertvoller ist Šaumjans Methode. Allerdings gibt es bei ihm gar zu viele Ausdrücke, die er als „im Russischen nicht interpretierbar“ bezeichnen muß. Nach meiner Methode läßt sich in jedem Falle entscheiden, ob der Ausdruck universalgrammatisch interpretierbar ist oder nicht. Das geschieht durch einfache Übersetzung in meine „Sprache“. So ist Šaumjans Ausdruck Nr. 12 auf S. 438 $R_3R_2XR_2R_3X =$ bei mir $bA \rightarrow aB$. Die Verbindung A mit a ist aber nur innerhalb gleicher Satz-

glieder möglich (Aa = „Adjektiv“), nicht bei verschiedenen Satzteilen (hier ist allein A $\rightarrow$ b möglich); daher ergibt sich ein logischer Widerspruch (derselbe Satzteil ist zugleich verschiedener Satzteil). Und so in allen Fällen: „nichtinterpretierbar“ ist tatsächlich = logisch widersprüchlich.

Als exemplarisches Beispiel möchte ich meine Formel *bA $\rightarrow$ aB nun wieder in die Alltagssprache übersetzen. (Wie leicht ersichtlich, handelt es sich um eine Dependenzgrammatik, die jedoch im Gegensatz zu Chomsky, Šaumjan, Tesnière nicht nur auf je einer europäischen Sprache aufgebaut ist, sondern orientalische Sprachen mitberücksichtigt. Daher sind in ihr auch Dinge möglich, die z.B. Šaumjan nicht vorgesehen hat: Adverb als Subjekt, ein Subjekt untergeordnet einem Adjektiv.) bA ist die Formel für den Genitiv. (Er ist b = Attributsträger wie in „des schönen Mannes“ und gleichzeitig Attribut wie in „des Mannes Haus“; also „des schönen Mannes Haus“ = ... A $\rightarrow$ bA $\rightarrow$ b...) Und aB ist die Formel für das Adverb. (Es ist Objektträger vom Typ des Adjektivs, also a, z.B. „schön“ erweiterbar zu „sehr schön, über die Maßen schön“; es ist ferner einem Objektträger vom Typ des Verbs untergeordnet: „singt schön, schön singend“ usw.; daher „Sehr schön singt er“ = ... B $\rightarrow$ aB $\rightarrow$ cC $\rightarrow$ b'B.) Demnach wäre bA $\rightarrow$ aB so etwas wie „des Hauses sehr“. „des Hauses schön“; das klingt schon aufs erste Hören „falsch“ und ist auch tatsächlich universal unmöglich. Eine Verknüpfung der Elemente A $\rightarrow$ a in zwei verschiedenen Satzteilen geht eben nicht. Dagegen ist aA möglich (Elemente in einem Satzteil), das ist die Formel für das Adjektiv (Objektträger wie in „auf Mädchen scharf“, gleichzeitig Attribut wie in „der scharfe Otto“; also „(der auf) Mädchen scharfe Otto“ = ... B $\rightarrow$ aA $\rightarrow$ b...)

Das Chomskysche System führt nicht über die Schulgrammatik hinaus, das Šaumjansche System ist schon in der Basis, im Grundansatz verfehlt. Was wir brauchen, ist ein System, das die Tiefe des Šaumjanschen besitzt und die Korrektheit des Chomskyschen.

Der Deutlichkeit halber will ich einen Überblick geben, wie ich mir den Aufbau der Grammatik vorstelle, zunächst allgemein, dann detailliert. Als Beispiel sei Objektträger 2 („Verb“) gewählt. („Mark.“ = markiert, mit Morphem versehen.)

	Ebene 1 (Funktion)	Ebene 2 (Wortbildung)
Syntax	(1) Elemente	
	a) NE c (gemeinsam in cC, cA, cB usw.)	
	b) HE C (in cC, aC usw.)	
	(2) Satzteile cC	
	(3) Wortklassen cC (mark.)	(cbA → b >) b B usw. (mark.)
	Morphologie	

Das bedeutet nun im einzelnen:

Gehen wir von dem Verbalstamm „fahr-“ aus. Hier finden wir zunächst in der Ebene 1, Funktion, Schicht 1, (Bereich der Elemente) das einheitliche NE c, dem sich (trotz syntaktischer Verschiedenheiten im einzelnen) dieselben Wörter jeweils unterordnen können. So z. B. „Er fährt *im Felde*“ (cC), „der *im Felde* fahrende Mann“ (cA), „*im Felde* fahrend(erweise)“ (cB) usw. Das gemeinsame Element ist hierbei, wie ersichtlich, das NE c = Objektträger 2.

Ebenso gehören zu dieser Basis-Schicht 1 der reinen Funktionen die HE (Attribut A, Prädikat C usw.). Diese sind allerdings rein syntaktisch, von hier aus läßt sich (im Gegensatz zu den NE) nicht an die Wortbildungen anknüpfen.

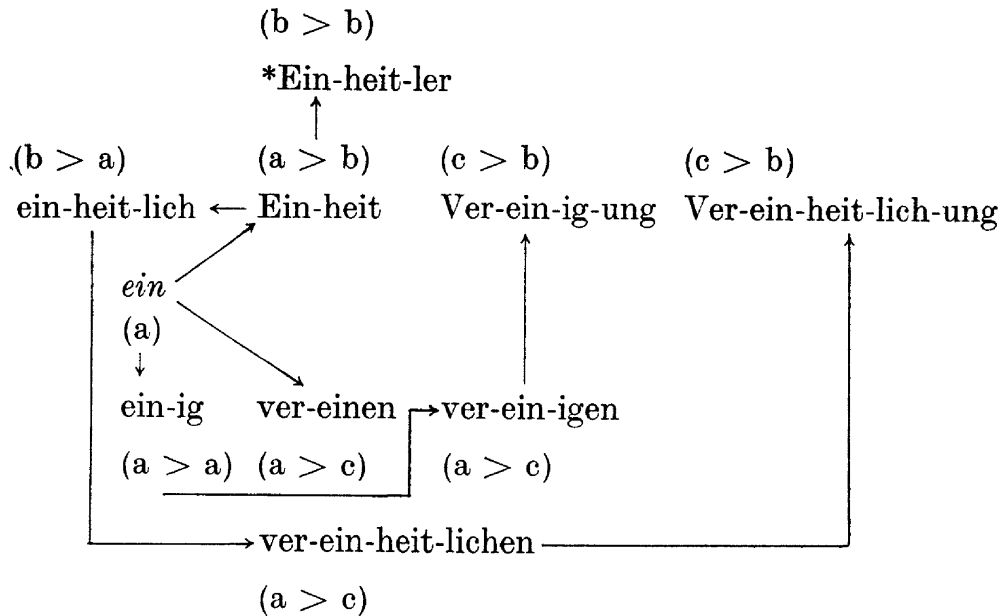
Wir gelangen in Schicht 2 zu den Satzteilen, wenn HE und NE gemeinsam festgelegt sind, z. B. „Er fährt“ = cC. Diese Feststellung ist nicht trivial. Im Alttürkischen z. B. hat eine Form *käl-miş* ‚gekommen‘ die Funktionen cC (*Är kälmiş* ‚Mann gekommen‘ = der Mann ist gekommen, der Mann kam), cA (*kälmiş är* ‚der gekommene Mann‘), bcB (*ärin kälmişi* ‚Mannes Kommand-seins‘ = des Mannes Gekommensein) usw. Markiert ist also zunächst allein das NE c. Erst durch die spezielle syntaktische Verwendung ergeben sich die Satzteile cC, cA, bcB usw.

Diese können bezeichnet werden als Satzteile „Objektträger 2-Prädikat“, „Objektträger 2-Attribut“ usw. (= Verbum finitum, Partizip in der üblichen ungenauen Ausdrucksweise, s. nächster Absatz).

Wir gelangen zu den Wortklassen (Redeteilen) in Schicht 3, wenn ein Satzteil als eben dieser Satzteil markiert ist. (Unter „Markierung“ will ich hier stets Markierung durch Morpheme verstehen; man könnte an sich auch Markierung durch Betonung, Wortstellung und dergleichen als Markierung gelten lassen; derlei ergibt sich jedoch zumeist von selbst aus der Natur der Satzteile, ist jedenfalls nicht sehr markant.) Während also *kälmiš* in *Ar kälmiš* kein Beispiel für eine Wortklasse Verb(um finitum) ist, ist „kam“ in „Der Mann kam“ direkt als cC markiert: *, „Der kam Mann“ = „der gekommene Mann“ ist unmöglich. Wortklassen kann es (ebenso wie Wortbildung) in isolierenden Sprachen (wie im Chinesischen) nicht geben; sie sind also nicht universal, sondern fakultativ. Das Altürkische steht in der Mitte zwischen Indoeuropäisch und Chinesisch, insofern als es zwar nicht Wortklassen, wohl aber Nebenelemente markiert.

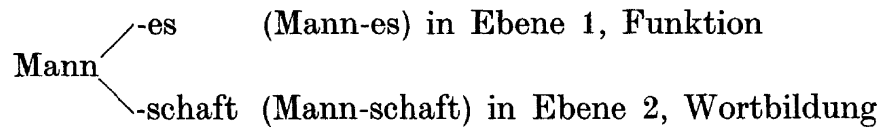
Hat ein Verbalstamm eine Markierung der syntaktischen Ebene erhalten, so ist er definitiv markiert, im NE oder im HE oder als Wortklasse (also in HE und NE).

Ganz anders auf der Ebene der Wortbildung (2). Diese hat zwar mit den Wortklassen die Verwendung von Morphemen (Affixen) gemein, hier aber markieren die Morpheme (universal gesehen) nicht definitiv. Beispiel: Bilde ich „(der) Wirt“ (bBb') um zu „(des) Wirtes“, so ist daraus definitiv ein anderer Satzteil (bA) geworden; jedoch: „frei“ („Adjektiv“, Objektträger 1-Stamm) kann zu „Freiheit“ („Substantiv“, Attributträger-Stamm) umgeformt, aber auch wieder zurückverwandelt werden: „freiheitlich“ (wieder „Adjektiv“, Objektträger 1-Stamm). Solche Spiele können theoretisch ad infinitum fortgesetzt werden (manche Sprachen, wie das Eskimo, gehen darin sehr weit). Hier ein Beispiel für das Deutsche. (Links a-Stamm, rechts oben b-Stamm, rechts unten c-Stamm. *Einheitler ist erfunden, aber im Deutschen durchaus sprachgerecht.)



Bei der Verwandlung z.B. von „frei“ (Attribut, „Adjektiv“) in „Frei-heit“ („Objekt“) geschieht eigentlich keine einfache Transformation $a > b$. Hier gehe ich von folgender Überlegung aus: „Wie kann der Begriff „ein“ universal $>$ „Einheit“ gewandelt werden, d.h. wie würde die Umwandlung möglich sein auch in isolierenden Sprachen, die keine Wortbildung kennen?“ Es ist nun klar (vgl. übrigens deutsch -heit $<$ mittelhochdeutsch *heit* ‚Art und Weise‘), daß dies durch Gebrauch selbständiger Wörter geschehen müßte, etwa „Freiheit“ = „freie Art und Weise“ (ebenso „fahren“ $>$ „Fahrt“ = „Fahrens Prozeß, Vorgang“ usw.), d.h. $(aA \rightarrow b >) b [B]$, $(bcA \rightarrow b >) b [B]$ usw. Hierbei bezeichnet die runde Klammer den Wortbildungsprozeß, den Prozeß der inneren Transformation; außerhalb der Klammer steht der syntaktische Teil, hier einfach zunächst b ; das B in eckigen Klammern ist nur zur syntaktischen Ergänzung gesetzt, an sich führt der Wortbildungsprozeß eben nur zu einem NE (eine Verwandlung „fahren“ $>$ „der Fahrt, Genitiv“ würde ja sein: $(bcA \rightarrow b >) bA$, und das wäre genauso gut möglich).

Konventionell sagen wir, eine syntaktische Form, die z.B. Attributsträger ist, sei wortbildungsmäßig ein Substantivstamm (Attributsträger-Stamm) usw. So z.B.



Die Gemeinsamkeit besteht in der Anfügungsmöglichkeit der beiden Suffixe -es und -schaft an dasselbe Wort, das ein NE b hat. Es wäre aber auch möglich, und vielleicht sogar vorzuziehen, die Wortbildungselemente anders zu bezeichnen als die syntaktischen NE, also z.B. statt $(\alpha A \rightarrow b >) b$ zu schreiben: $(\alpha A \rightarrow \beta >) b$. Terminologisch ließe sich z.B. zwischen „Adjektiv“ (α = Objektträger 2-Attribut markiert) und „Adjektivstamm“ ($= \alpha$) scheiden.

Wir können folgende Matrize herstellen:

	Funktionen	Freiheitsgrad	Ordnung	Stabilität
HE	syntaktisch	obligatorisch	untergeordnet	stabil
NE Ebene 1	syntaktisch	fakultativ	übergeordnet	stabil
NE Ebene 2	morphologisch	fakultativ	(eingeordnet)	instabil

(Das NE auf Ebene 1 ist insofern fakultativ, als es degenerierte Satzteile wie den Artikel gibt, der einfach A, ohne NE, ist, auch ist das NE oft ohne Anschluß, eine bloße Anschlußmöglichkeit; das NE auf Ebene 2 ist insofern fakultativ, als es Sprachen ohne Morpheme gibt; der Ausdruck „fakultativ“ hat hier also verschiedene Bedeutungen. „Stabil“ = definitiv markierend.)¹³

¹³ Ein Sonderfall ist die Wortbildung ohne Suffixe. Es ist freilich nicht universal unabdingbar, daß eine Änderung des Stammes oder des NE nur mit Suffix möglich sei. Vgl. engl. „the man“ (b) > „to man (a ship)“ (c), deutsch „Kopf“ > „köpfen“, „Haus“ > „hausen“ usw. Was hier Simplex (primär), was Ableitung (sekundär) ist, ist rein sinnbegründet: Man kann ein Schiff nur bemannen, wenn wenigstens ein Mann ist; man kann nur köpfen, wenn ein Kopf da ist usw. Schwieriger scheinen Fälle wie „Tanz“ — „tanzen“. Hier ist der Verbalstamm als primär anzusetzen, denn von „Tanz“ kann man nur sprechen, wenn getanzt wird (von „Kopf“ aber kann man sprechen, auch wenn nicht geköpft wird).

Die Verwandlung z.B. von „Haus“ > „hausen“ ließe sich so darstellen: $(bB \rightarrow [c = O] >) c$ oder $(\beta B \rightarrow [\gamma = O] >) c$.

Natürlich ist auch die Unterscheidung „fahren“ (c oder γ): „Fahr-t“ (b oder β) sinnbegründet; hier aber ist eben die Änderung des Sinnes markiert.

Markiert ist:

NE auf Ebene 2 stets (sonst kann von Wortbildung eben nicht gesprochen werden, trivial; allerdings gibt es Sprachen ohne Wortbildung). Im übrigen: Auf Ebene 1:

HE allein (z. B. pers. *izāfat*, Attributs-Marker, das Suffix *-i*: *mard-i xūb* ‚guter Mann‘, *mard-i xāna* ‚Mann des Hauses‘)

NE allein (z. B. Artikel vor Substantiven: der Mann bB, des Mannes bA, das Fahren bcB usw., b ist markiert)

NE + HE (= Wortklasse, z. B. „kam, sagte“ = cC).

Chomsky hat die Schichten der Syntax (Elemente und Satz-teile) mit der Schicht der Wortklassen vermengt.

Šaumjan hat (noch schlimmer) die Ebene der Funktion mit der Ebene der Wortbildung vermengt.

Beide Vorgehen sind irrig. Sie gehen hinter die Erkenntnisse der Schulgrammatik zurück und stellen insofern ein Wellental in der Entwicklung der Linguistik dar.

Gegen Chomsky (mit Šaumjan): Eine generative Grammatik ist in demselben Augenblick überflüssig, wo eine allgemeine Formel gefunden ist, in der alle Möglichkeiten enthalten sind (z. B. die oben zitierten 3 HE und 5 NE). Chomsky hat generiert, weil er diese allgemeine Formel nicht gefunden hatte. (Das Generationsverfahren ist ein Index für theoretische Schwäche). Wenn ich die allgemeine Formel für $(a + b)^n$ habe, brauche ich nicht mehr $(a + b)^2 = a^2 + 2ab + b^2$, $(a + b)^3 \dots$ aufzuführen. Daher sind die Ausführungen z. B. in Chomsky 140–141 (wie auch ganze generative Grammatiken) überflüssig.

4. Wir haben nunmehr festgestellt: In der Gleichung „ $S \rightarrow NP + VP$ “ ist sowohl VP wie auch + falsch. Ist nun NP richtig? Zunächst: Es ist eine bekannte Tatsache, daß der

Ich würde aber meinen, daß eine Sprache, die nur rein sinnbegründete „Wortbildung“ (also keine Morpheme der Wortbildung) kennt, eben auch keine Wortbildung kennt (das Affix O kann nur dann eine geltende Einheit, ein anzuerkennendes Affix sein, wenn es in Opposition steht zu mindestens einem echten Morphem). Wenn der Typus (the) man > (to) man z. B. im Chinesischen ganz üblich ist (und Morphem unüblich), so findet eigentlich nicht eine Verwandlung des Substantivstammes (β) in einen Verbalstamm (γ) statt, sondern allein eine Änderung eines NE b in ein NE c.

Begriff „Subjekt“ recht kompliziert ist¹⁴. Lyons hat¹⁵ diesem Thema viele Seiten gewidmet, die man geradezu als eine Monographie „Schwierigkeit des Subjektsbegriffs“ bezeichnen könnte. Was ist das überhaupt: Subjekt (oder NP)? Gibt es überhaupt nur einen Typ von Subjekt? Insbesondere wird immer wieder auf die „ergativen“ Konstruktionen u. a. kaukasischer Sprachen verwiesen¹⁶. Ergativität liegt nach Lyons 348 dann vor, wenn eine „syntaktische Parallelität zwischen dem ‚Ziel‘ eines transitiven Verbs und dem Subjekt eines intransitiven Verbs“ besteht. Konkreter: In einem Satz wie „Bill tötet Hans“ steht „Hans“ in demselben Kasus wie das indoeuropäische Subjekt in dem Satz „Hans schläft“; „Bill“ aber steht in einem anderen Kasus, eben dem Ergativ. Anders gesagt: Die eigentliche Grenzlinie der Kategorien wird nicht gezogen zwischen Satzgegenstand und Satzaussage, sondern zwischen einem X, von dem eine seine Sphäre verlassende (auf ein Fremdziel gerichtete) Handlung ausgeht einerseits und einem in seiner Sphäre verbleibenden Y andererseits (wobei es keine Rolle spielt, ob das Verbleiben in der Sphäre eben eine intransitive „Handlung“ wie „schlafen“ bedeutet oder aber daß Y einem anderen als Ziel diene, nicht selber sich ein anderes zum Ziel setze). Man könnte von hier ausgehend meinen, es gebe überhaupt kein universales Subjekt; der Begriff sei sinnleer, „Subjekt“ müsse für jede Einzelsprache gesondert definiert werden. Ich würde freilich eine derartige Behauptung für übertrieben halten; mir scheint vielmehr, s. § 6, daß sich der Begriff des universalen Satzgegenstandes durchaus halten läßt. Er ist nicht nur eine sozusagen rein logische, sondern auch eine in jeder Sprache gültige grammatische Kategorie, hierin stimme ich Lyons (345–346) durchaus zu. Wir müssen vielmehr „Subjekt — Prädikat“ (Satzgegenstand — Satzaussage) von anderen Typen der Satzdicotomie unterscheiden, neben denen sie ohne weiteres existieren können. (Es besteht kein logischer Ausschluß der Art „Wenn in einer Sprache Ergativität, dann Begriffe Subjekt-Prädikat unmöglich und in ihr nicht mehr anwendbar“). Mir scheint, daß man gerade bei vielen kaukasi-

¹⁴ Vgl. dazu hier § 6.¹⁵ Op.cit. 340–369.¹⁶ Lyons loc.cit., auch AdS 226–229.

schen Sprachen wie dem Inguschischen¹⁷, die allein den Ergativ (das Subjekt transitiver Sätze) markieren, dagegen den Nominativ (Objekt transitiver Sätze = Subjekt intransitiver Sätze) unmarkiert lassen, davon gesprochen werden kann, daß die Setzung des Ergativsuffixes eben nur dann erfolge, wo Verwechslung möglich sei („Bill tötet Hans“ a priori auffaßbar als „Der Bill tötet den Hans“ oder auch „Den Bill tötet der Hans“), daß sie aber bei intransitiven Verben („Hans schläft“), wo Verwechslung unmöglich ist, eben deshalb nicht erfolge, weil sie dann ja redundant wäre. Das Ergativsuffix dient dann eben der Markierung des Subjekts, die aber bei intransitiven Verben gar nicht nötig ist. Anders steht es freilich im Eskimo (und ähnlich in einigen kaukasischen Sprachen), wo der Ergativ das Suffix *-p* aufweist, der „Nominativ“ das Suffix *-q*. Auch hier ließe sich aber ähnlich verfahren, indem davon ausgegangen wird, daß im Eskimo jedes Kasusverhältnis durch ein Kasussuffix bezeichnet werden muß. Daß nun Akkusativ und Nominativ in vielen Sprachen identisch sind, ist bekannt (dies mag hauptsächlich für unbelebte X gegolten haben, die praktisch kaum je als Agens auftreten). Fassen wir dann *-q* als „Normalsuffix“ (für Nominativ und Akkusativ) auf, so würde sich im Falle transitiver Verben Verwechslungsmöglichkeit ergeben, darum wird hier beim Subjekt („Nominativ“, s. hier Abschnitt 11) ein anderes Suffix, eben *-p*, verwendet. Freilich ist diese mehr „logische“ Erklärung des Sachverhalts streng zu scheiden von der (damit nicht aufgehobenen, sondern weiterhin gültigen) „anschaulichen“ Erklärung, die wir oben gegeben haben („in der Sphäre verbleibend“ bzw. „sie verlassend“).

Ich würde also Chomsky soweit zustimmen: „Subjekt“ ist eine universale Kategorie. Aber freilich liegt hier ein Problem, das man erst einmal untersuchen muß. Chomsky sieht solche Probleme nie, da er immer nur vom Englischen ausgeht. Chomskys Oberflächenstruktur ist Englisch, seine Tiefenstruktur ist Chomsky-Englisch. Ich zitiere noch einmal den letzten Satz von AdS: *Sine linguis orientalibus nulla grammatica universalis*.

¹⁷ Vgl. etwa P. I. Dolakova in *Jazyki narodov SSSR*, IV (Moskva 1967) 215.

Es läßt sich nun ein weiterer (natürlich seit alters bekannter und viel diskutierter) Einwand erheben: Ist NP (Subjekt) überhaupt ein notwendiger Bestandteil des Satzes? Gilt nicht vielmehr: „Das Prädikat — das ist der Satz“? Dies ist also nun u. a. das Problem der unpersönlichen Sätze¹⁸.

„Unpersönliche Sätze“ sind natürlich nicht ohne weiteres gleichzusetzen solchen, bei denen das Subjekt fehlt. So bemerkt Meskill op.cit. 13 zu der Regel S → NP Adverbial VP Fragepartikel: „The symbol ‘VP’, representing verb-phrase, is the only obligatory element in this rule. In its simplest form it will be represented by the rude imperative“. Es ist klar, daß in solchen Fällen wie *Gel!* ‚Komm!‘ (oder auch *Gel-iyor* ‚Er kommt‘, wo nur ein Tempussuffix, aber kein Prädikatssuffix gegen z. B. *Gel-iyor-um* ‚Ich komme‘) die 2. bzw. 3. Person (Singular) subintendiert ist. Dies ist eine, wie man sagen könnte, „sprachübliche Auslassung (oder Kurzform)“. Man könnte auch sagen (s. noch Anm. 42), daß hier die Personen durch ein Suffix 0 (Null) markiert seien. In Belegen wie *Gel-iyor-um* ‚Ich komme‘: *Gel-iyor-* ‚Er kommt‘ liegt genauso ein Fall einer Opposition X : Y (X im Verhältnis, in Opposition zu Y) vor wie bei *Gel-iyor-um* ‚Ich komme‘: *Gel-iyor-sun* ‚Du kommst‘. Es ist einfach der Sonderfall einer Opposition X : Y, wo Y = 0 ist.

Andererseits wird man auch nicht sagen dürfen, daß ein jeder Satz, der ein Subjekt enthält, nicht-unpersönlich sei. Ein deutscher Satz wie „Es regnet“, der lediglich ein grammatisches Subjekt enthält, ist genauso unpersönlich (besser: subjektlos) wie latein. *Pluit*. „Es, it“ usw. sind einfach „Positionsfüller“¹⁹. Aus diesem Grunde ist Chomskys Behauptung²⁰, dem Satz „John strikes me as pompous“ liege eine Tiefenstruktur „It strikes me that John is pompous“ unangebracht. Das „grammatische Subjekt“ it erscheint ja nur in einigen wenigen indo-

¹⁸ Einige neuere Diskussionen des Themas bei Wilhelm Havers, Handbuch der erklärenden Syntax (Heidelberg 1931) 100–107; Erich Neu, Zu den lateinischen Empfindungsimpersonalia, in: Der altsprachliche Unterricht 16/2 (1973) 71–81, dort die notwendigste weitere Literatur.

¹⁹ Winfried Boeder, Zur Tiefenstruktur von Präpositionalphrasen, *Folia Linguistica* 6 (1973) 98, nach Klima.

²⁰ Op.cit. 285–5.

europäischen Sprachen, eine echte Tiefenstruktur sollte aber (grammatisch) universal sein. Auch hier zeigt sich: Chomskys Tiefenstruktur des Englischen ist Chomsky-Englisch. (Die Tiefenstruktur von „John strikes me as pompous“ ist „John strikes me as pompous“.)

Gerade das Umgangsdeutsche läßt das Scheinsubjekt „es“ oft aus. Vgl. etwa Kurt Tucholsky, *Das Lächeln der Mona Lisa*, Auswahl 1926–1927 (Berlin 1974) 293: „Nu is zu Ende“, 398 „Am schönsten is doch ze Hause“ oder aus Brüder Grimms *Kinder- und Hausmärchen* (Wolf spricht zu Rotkäppchen): „Du gehst ja für dich hin, als wenn du zur Schule gingst, und ist so lustig haußen in dem Wald“. Ich (emp)finde nicht, daß da etwas „fehlt“.

Wegen der anderen Sprachstruktur, von der er ausgeht, ist Šaumjan auch hier (wie so oft) nicht in Chomskys Fehler verfallen. Auf op. cit. 393 führt er *Zaneslo dorogu snegom* ‚(Es) verwehte (den) Weg mit Schnee‘ als eine Variante von *Sneg zanes dorogu* ‚(Der) Schnee verwehte (den) Weg‘ auf, die — obwohl sicher ein Satz — kein eigentliches Subjekt enthält.

Freilich ließe sich daran denken, solche Sätze durch einen Kunstgriff doch wieder irgendwie in ein Subjekt-Prädikat-Schema zu pressen, etwa „*Pluit*“ zu deuten als „*Pluvia existit*“, wobei *existit* subintendiert sei. Spräche aber dagegen nicht der leere, der „tautologische“ Charakter des Verbums „Sein“²¹? Immerhin, sehen wir einmal von dem allereinfachsten Fall ab, wo der Satz nur aus dem Verb besteht (*Pluit*). Das Verfahren ließe sich vielleicht erfolgreicher bei komplexeren Sätzen durchführen, wie dies Boeder op. cit. 93–94 experimentell für „It’s very cold in the studio“ = „It in the studio is very cold“ = „The studio is very cold“ versucht hat²². Hier liegt also ein Problem. Wie können wir es lösen?

²¹ AdS 7.8. Wir kommen in § 11, Abschnitt 6 darauf zurück.

²² Mir scheint freilich Boeders Versuch verfehlt, indoeuropäische Präpositionen des Raumwortes etwa des Eskimo gleichzusetzen („in“ = „das Innere“). Das wäre eine Verfälschung der deutschen Sprachstruktur. Das Deutsche hat einfach einen Satzteil mehr als das Eskimo. Es gehört (AdS § 9) der „Sprache C“ an. Vgl. auch Šaumjan op.cit. 244–263.

5. Wenn wir die Frage untersuchen wollen, ob es Sätze ohne Subjekt gibt, wie sie komponiert sind, wo sie auftreten, müssen wir diese „unpersönlichen“, diese eigentlich subjektlosen Sätze abgrenzen gegen einige verwandte (eigentlich meist nur äußerlich ähnliche) Erscheinungen. Beispielsweise steht das unbestimmte Subjekt „man“ in „Man läutet“ eben doch nicht auf der gleichen Stufe wie das Scheinsubjekt „es“ in „Es läutet“. Vgl. dazu (glänzend wie immer) Karl Kraus, *Vor der Walpurgisnacht, Auswahl 1925–1933* (Berlin 1971) 518: „es läutet. Wer denn sonst als ‚Es‘, wo nichts anderes da ist, bevor ich weiß, daß es er oder sie ist. In ‚Man läutet‘ wäre ich schon eher auf die Person gefaßt, während ich dort nur das Läuten wahrnehme“. In der Tat: Sage ich „Man läutet“, so ist gewiß immer noch eine Person subintendiert, die Agens/Subjekt des Satzes ist (wenn ich sie auch nicht kenne). Sage ich dagegen „Es läutet“, so wird an eine Person (grammatisch: an ein Agens/Subjekt) überhaupt nicht gedacht, intendiert ist allein der Ausdruck des reinen Vorgangs: „Es findet der Vorgang des Läutens statt“. „Es läutet“ ist genauso eine reine Vorgangsschilderung wie „Es regnet“; es ist ein Prädikat ohne ein (auch nur subintendiertes) Subjekt. (Dabei ist die Tatsache bedeutungslos, daß in „Es läutet“ eine Person läutet, in „Es regnet“ aber keine Person regnet — es kommt nicht auf den Sachverhalt in der Realität an, sondern allein auf die Intention und deren grammatischen Ausdruck.)

Wir haben voneinander zu trennen:

(1) Die sprachübliche Auslassung wie in „Komm“. Vgl. oben: Hier ist ein Subjekt subintendiert. Dies ist keine Ausnahme von der Regel „S → NP + VP“. Eine solche Auslassung gehört übrigens zum jeweiligen Sprachsystem (zur jeweiligen einzelnen langue).

(2) Die Auslassung eines durch die Redesituation vorgegebenen Subjekts. (Diese Auslassung gehört der Parole an, dem System der Rede.) So etwa in „Was hat denn Otto gemacht?“ — „Hat geschlafen“ = „Otto hat geschlafen“.

(3) Der agenslose Satz. So z. B. in „Bill ist verprügelt worden“. Chomsky faßt diesen Satz op. cit. 165–167 so auf, daß „Bill“ Objekt ist. Als Subjekt — das ja nach seinem Axiom unerläßlich

ist — führt er dann ein Pseudosubjekt Δ ein, das gleich darauf wieder eliminiert wird. Diese völlig unnötige Komplikation beruht auf der Verwechslung (oder Gleichsetzung) von Agens/Patiens einerseits und Subjekt/Objekt andererseits, s. dazu hier § 6 und vgl. AdS 229–240, Coseriu, op. cit. 32–35, 56–57, 61, 63–75, Lyons 350 u. a. Tatsächlich ist „Bill“ Subjekt, aber eben nicht Agens, sondern Patiens.

(4) Das unbestimmte oder allgemeine Subjekt wie in „Man klopft“. Vgl. dazu oben: Es ist ein echtes, kein Scheinsubjekt. In vielen Sprachen treten dafür auch schein-bestimmte Subjekte auf („Da legste dich nieder“ = „Da legt man sich nieder“; „Wir dürfen annehmen, daß . . .“; „Den haben sie schwer übers Ohr gehauen“ usw.).

(5) Der satzeinleitende unpersönliche Satz. Dieser ist zwar in sich ohne Subjekt, stellt aber als Gesamtkomplex eben kein echtes Prädikat dar, sondern vielmehr die Einleitung zu einem Satz, der i. a. aus Subjekt und Prädikat besteht (a), seltener aus dem Prädikat allein (b), Beispiele: (a) „Mir scheint, daß er schläft“ = „Meinem Eindruck nach schläft (Prädikat) er (Subjekt)“; (b) „Mir scheint, es regnet“. Solche satzeinleitenden Sätze, die einer Umstandsbestimmung nahe stehen, gibt es in vielen Sprachen, auch in solchen (s. § 11), die echt unpersönliche Sätze gar nicht kennen. Sie kommen z. B. häufig in modalen Ausdrücken vor wie „Es ziemt sich, daß du den Mund hältst“, auch in Fällen wie „Mir ist zu Ohren gekommen, daß . . .“ usw. Allerdings gibt es gerade bei dieser Kategorie viele Grenzfälle zum echten subjektlosen Satz, der ja als reine Vorgangsschilderung, wenn mit Objekt versehen, oft eine Art „Widerfahrnscharakter“ aufweist, wie in „Mir träumte“. (Die Tatsache, daß „Mir träumte“ ohne eine Ergänzung „daß dies und das geschah“ auftreten kann, im Gegensatz zu „Mir ist zu Ohren gekommen“, das alleinstehend und ohne Ergänzung unmöglich ist, schafft eine gewisse Abgrenzung.)

(6) Der echte subjektlose Satz vom Typ „Es regnet“, „Mir träumte“. Die Bezeichnung „subjektloser Satz“ statt „unpersönlicher Satz“ ist schon darum besser, weil „Das Haus brach zusammen“ ganz gewiß „unpersönlich“ (wörtlich genommen) ist,

nicht jedoch subjektlos. (Hier noch eine kleine Differenzierung: „Mir träumte“ = „Ich erlebte einen Traum“ kann als Satzeinleitung auftreten, „Es regnet“ nicht.)

Soweit zur Trennung der echt subjektlosen Sätze (die wir in den §§ 7, 8, 10, 11 noch genauer untersuchen wollen) zu äußerlich ähnlichen subjekthaltigen Sätzen.

6. Ehe wir die Subjekte in den verschiedenen Satztypen besprechen, müssen wir nun aber noch eine weitere Abtrennung vornehmen; Sätze und grammatische Einheiten sind meist paarig (dichotomisch) angeordnet. Und hier wollen wir die verschiedenen Typen von Ausgang und Ziel unterscheiden, nämlich:

(1) Jeder Satz ist Teil eines sprachlichen Systems, einer langue, welche Aussagen formt (vorformt, präformiert). Die Grammatik formt aus, was logisch gemeint ist. (Das bedeutet nicht a priori Isomorphie.) Ausgang und Ziel des Satzes sind Subjekt und Prädikat (Satzgegenstand und Satzaussagen). Dies sind rein grammatische Kategorien ohne intendierten Bezug zur Abbildung des realen Vorgangs. Beispiel: „Äpfel duften“. Vgl. auch Lyons 345–346.

(2) Jeder Satz ist aber auch Teil einer Realisation des potentiellen sprachlichen Systems, einer Parole, einer Gesprächssituation. Ausgang und Ziel einer Schilderung eines Sachverhalts in seiner Aufeinanderfolge (sei diese zeitlich, sei sie logisch) sind Thema und Rhema oder, wie ich dies nennen will, Notum und Novum (s. AdS § 16, auch Lyons 340–343, 349–351). Beispiel: „Wer ist gekommen?“ „Otto“. „Otto“ ist zwar Subjekt, aber Novum. Ebenso ist „König“ Novum in „Es war einmal ein König“ (AdS 9); auch in russ. *Bežal Ivan* ‚(es) lief Ivan‘ (= Der da lief, war Ivan, der Laufende war Ivan; in gewissem Sinne ist eher Notum — Novum die Tiefenstruktur zu Subjekt — Prädikat als umgekehrt, sofern wir nämlich nicht die bezuglose Aussage untersuchen, sondern das in der Gesprächssituation Gemeinte). Im Deutschen wird das Notum oft durch den bestimmten, das Novum durch den unbestimmten Artikel markiert. („Gestern sah ich einen Mann. Den Mann verhaute seine Frau.“) Meist ist Notum = Subjekt, Novum = Prädikat, aber dies ist keine feste Zuordnung.

(3) Es wird nun aber gewöhnlich nicht ein homogener Sachverhalt dargestellt. Vielmehr haben Sachverhalte selbst i. a. zwei (oder mehr) Seiten. Beispiel: „Er ging von A nach B“. Hier sind „von A“ und „nach B“ verschiedene Seiten desselben Sachverhalts. Ich nenne dies in AdS 15.1 „verschiedene Meinungen derselben Bedeutung“. Es gibt also Ausgang und Ziel der Handlung selbst, vgl. dazu auch Lyons 346–347 u. a. So ist „ich“ in „Ich gebe Geld“ Ausgang einer Handlung, in „Ich kriege Geld“ Ziel einer Handlung, dabei ist „ich“ aber in beiden Fällen Subjekt, Agens und Notum. Ich will hier von Origo und Destinatum sprechen.

(4) Nun drückt die Rede aber nicht nur die Handlung selbst (und deren Seiten) aus, sondern auch die Perspektive des Sprechers, den Standpunkt, von dem aus der Betrachter sie wahrnimmt, oder, wie ich es AdS 15.1 nenne, die Sicht. Dieser Unterschied zeigt sich z. B. beim Passiv (indoeuropäischer Sprachen), s. AdS 15.5. So haben die Sätze a) „Max beschießt Otto“ und b) „Otto wird von Max beschossen“ die gleiche Bedeutung (d. h. können sich auf denselben Sachverhalt beziehen), auch die gleiche Meinung (obwohl natürlich in a), b) die Handlung zwei Seiten hat, wird aber eben nicht dies intendiert, vielmehr liegt der Unterschied in der Perspektive des Betrachters). Bei dem geschilderten Sachverhalt, den man so schematisieren könnte:

$$a \rightarrow \text{Max} - - \rightarrow \text{Otto} \leftarrow b$$

nimmt der Betrachter in a) (Aktivsatz) eine Position bei „Max“ ein: „Max“ ist nicht nur Satzgegenstand, sondern auch Ausgangspunkt der Sicht; in b) (Passivsatz) nimmt er eine Position b ein: Hier ist „Otto“ Satzgegenstand und Ausgangspunkt der Sicht. (Dagegen bezeichnet die durchbrochene Linie im Innern des Schemas die Richtung der Handlung selbst.) Die ergänzenden Glieder sind dann jeweils Endpunkte der Sicht. Meist wird Sicht a) eingenommen, dies ist aber nicht selbstverständlich. Man kann den Unterschied zwischen Meinung und Sicht auch an diesen Beispielen klarmachen: In „Er ging von A nach B“ liegt Meinung vor („von A nach B“ ist eine objektive, vom Standpunkt des Betrachters unabhängige Aussage); „Er ging von links nach rechts“ ist Sicht (was rechts, was links ist, hängt von der Position

des Betrachters ab, die frei wählbar ist). Die Sicht wäre aber natürlich auch verschieden in Sätzen wie „Er kam von A“: „Er ging nach B“ oder in „Ich höre ein Lied“ und „Mir ertönt ein Lied“.

Diese Kategorien der Sicht will ich (im passivischen und aktivischen Satz) als Agens und Patiens bezeichnen. (Es ist nicht notwendig, daß im passivischen Satz das Patiens im Nominativ steht, s. unten.)

Gerade hier können viele Nebenbedeutungen ausgedrückt werden. Die Wahl der Sicht ist in den verschiedenen Sprachen oft nicht frei, sondern bedingt (z.B. durch die Natur des Verbs). So wird im Malaischen (s. AdS 237–239) die Passivform bei einem betonten Patiens/Subjekt verwendet, sonst die Aktivform. Im Mongolischen (s. AsS 236–237) wird bei einer unerwarteten Handlung das Passiv verwendet, bei einer erwarteten das Kausativ, im Neutralfall das Aktiv. (Im Mongolischen kann jedes Verb in Passivform erscheinen.) Beispiel:

Die Feinde kamen zu X (neutral)

X ließ die Feinde kommen (erwartet)

X wurde von den Feinden (über)kommen (unerwartet).

Sehen wir von der Perspektive ab, so fallen Agens/Patiens mit Origo/Destinatum zusammen.

(5) Schließlich sollte man noch (s. oben) nach dem Vorbild u. a. kaukasischer Sprachen *Ergativ* und *Quiescens* unterscheiden. *Ergativ* = die Sphäre des genannten X verlassend, *Quiescens* = in der Sphäre des genannten X verharrend. Dies hat nichts mit einer Passivstruktur des Verbs zu tun²³.

(6) Von alledem ist „es“, „it“, das „grammatische Subjekt“, das „Scheinsubjekt“, der „Positionsfüller“ zu trennen, der im Gegensatz z.B. zum Agens keinerlei Bezug auf etwas Reales (Außergrammatisches) hat, weder auf eine Aussage, noch auf eine Meinung, Sicht usw., andererseits im Gegensatz zum Subjekt auch keine echte grammatische Funktion hat, sondern lediglich

²³ Vgl. schon H. Vogt, *Un aspect du problème actif-passif dans le verbe*, in: *Journal de psychologie normale et pathologique* 43:1 (1950) 130–138

die pseudo-grammatische Aufgabe der Ausfüllung eines durch Systemzwang wirkenden Schemas dient.

Es ist nun klar, daß die Kategorien (1)—(4) einander keineswegs ausschließen, sondern wohl vereinbar sind und daher in einer Matrize dargestellt werden könnten. So ist „Mann“ in „Es wurde geschlagen — ein Mann“ Subjekt-Novum-Destinatum-Patiens; in „Den Mann habe ich gesehen“ liegt vor: Objekt-Notum-Destinatum-Patiens; in „Der Mann wurde von mir erhalten“: Subjekt-Notum-Origo-Patiens; in „Ein Mann hat mich geschlagen“: Subjekt-Novum-Origo-Agens usw. Diese Kategorien sollten nicht verwischt werden.

7. Für die sprachliche Form sind besonders die sub § 6 aufgeführten Kategorien Subjekt — Prädikat sowie Agens — Patiens von Wichtigkeit²⁴. Ein vollständiger Satz bestehe etwa aus den Gliedern $X \rightarrow Y$ (wo X = Subjekt-Agens, $\rightarrow$ = Handlung, aktivisch ausgedrückt, Y = Objekt-Patiens) bzw. $X \leftarrow Y$ (wo X = Subjekt-Patiens, $\leftarrow$ = passivisch ausgedrückte Handlung, Y = Objekt-Agens; Objekt hier in sehr weitem Sinne verstanden: Adjunkt, Adverbial, dem Prädikat zugeordnetes Nichtsubjekt-Substantiv). Dieser vollständige Satz nun kann je nach Situation mehr und mehr Glieder verlieren, ohne deshalb sinnlos zu werden. Nehmen wir dazu ein etwas blutrünstiges Beispiel:

Ich sehe Otto, der auf Max einsticht, welcher leblos liegen bleibt. Ich sage: „Otto hat Max ermordet“. Das wäre $X \rightarrow Y$.

Ich sehe Otto, der mit blutbeflecktem Messer stieren Blickes einhertaumelt, mit den Worten „Ha, Mord, Mord!“; ich nehme aber kein Opfer wahr. Ich sage: „Otto hat gemordet“. (Die Nennung des bloßen Subjekts/Agens ist durchaus sprachgerecht; Nennung des Objekts/Patiens wie „Otto hat jemanden ermordet“ ist möglich, aber nicht unabdingbar). Das wäre $X \rightarrow$.

Ich sehe Max, der, ein Messer in der Brust, blutbefleckt auf dem Boden liegt; ich nehme aber keinen Täter wahr. Ich sage: „Max ist ermordet worden“. Das ist $= X \leftarrow$. (Dazu bemerke ich vielleicht „Mich haut's um“ $= \rightarrow Y$.)

²⁴ Die Kategorie Agens — Patiens ist jedoch nicht universal, sie fehlt z.B. im Chinesischen, wo es keine Opposition Aktiv: Passiv gibt.

Ich sehe eine riesige Blutlache in einem Zimmer, auch Kampfspuren. Weder ein Täter ist zu sehen, noch ein Opfer (es mag fortgeschafft worden sein). Ich sage: „(Hier) ist gemordet worden“ = $\leftarrow$.

Wie ersichtlich, haben wir das Ganze zuletzt auf einen reinen Prädikatsausdruck (ein Verbum) reduziert, ohne Angabe von Subjekt und Objekt (oder Agens und Patiens). Und dennoch ist der Ausdruck durchaus sinnvoll und sprachmöglich geblieben²⁵.

Dann aber sind insgesamt folgende Satztypen vorstellbar, wobei wir jetzt synthetisch vorgehen wollen, unter Ausschöpfung sämtlicher Möglichkeiten:

- (1) $X \rightarrow Y$ (Otto hat Max ermordet)
- (2) $X \leftarrow Y$ (Max ist von Otto ermordet worden)
- (3) $X \rightarrow$ oder $X \rightarrow (Y)$ (Otto hat gemordet)
- (4) $X \leftarrow$ oder $X \leftarrow (Y)$ (Max ist ermordet worden)
- (5) $\rightarrow Y$ oder $(X) \rightarrow Y$ (Mich haut's um)
- (6) $\leftarrow Y$ oder $(X) \leftarrow Y$ (Den Max ist ermordet worden, s.unten)
- (7) $\rightarrow$ oder $(X) \rightarrow (Y)$ (Es regnet)
- (8) $\leftarrow$ oder $(X) \leftarrow (Y)$ (Es ist gemordet worden).

Diese Einteilung ist also sprachlich durchaus sinnvoll, auch dort, wo Subjekt, Objekt, Agens, Patiens teilweise oder sogar gänzlich fehlen. (Zu (7) und (8): Ich kann mich auch dann nach West bzw. Ost wenden, wenn irgendwelche Heimatorte wie Altstadt (im Westen) und Zielorte, Fremdorte (im Osten) nicht vorhanden sind (Antirelativitätsprinzip der Sprache). Von hier aus läßt sich leicht parallelisieren, etwa: (1) von Heimat-Ort X nach Fremd-Ort Y gehend, (2) von Ort Y zu Ort X kommend, (3) den Heimatort X verlassend, (4) zu X zurückkehrend, (5) zu Fremdort Y gelangend, (6) Y verlassend, (7) nach Ost wandernd, (8) nach West wandernd.

²⁵ Im Türkischen würde für „Es ist gemordet worden“ ein einziges Wort gebraucht werden: *Öldürülmüştür*. Der Satz *Öldürülmüştür* ist grammatisch vollständig; daß er real unvollständig ist (irgend jemand muß ja Täter, irgend jemand Opfer sein), ist grammatisch belanglos. Die Sprache ist der außersprachlichen Realität nicht isomorph, sie ist isomorph den Intentionen des Sprechers.

Origo/Destinatum sind i.a. (als rein anschauliche, ungrammatische Kategorien) wenig relevant: Die Sätze „Otto hat gegeben“ und „Otto hat erhalten“ haben dieselbe Struktur.

8. Dies wollen wir nun noch etwas konkreter behandeln.

(1) Typus $X \rightarrow Y$. Dies ist sozusagen der „Normaltypus“, den jedenfalls Chomsky als den einzig normalen ansieht: Vom Subjekt-Agens geht die Sicht auf Objekt-Patiens. Beispiel: Otto hat Max ermordet.

(2) Typus $X \leftarrow Y$. Derselbe Sachverhalt (dieselbe Bedeutung) passivisch gewendet (s. AdS 15.5). Beispiel: Max ist von Otto ermordet worden. Max ist Subjekt-Patiens, Otto Objekt-Agens. Die Sicht geht von Subjekt-Patiens zu Objekt-Agens.

(3) Typus $X \rightarrow (Y)$. Allein Subjekt-Agens ist relevant, die Sicht geht davon aus, ein Ziel (Patiens) fehlt. Beispiel: Otto hat gemordet. „Normalfall“ besonders bei intransitiven Verben wie „Otto ist gekommen“, „Otto hat geschlafen“, „Otto hat gelacht“, aber auch bei transitiven Verben voll berechtigt.

(4) Typus $X \leftarrow (Y)$. Allein Subjekt-Patiens ist relevant. Die Sicht geht davon aus, ein Zielendes (Agens) fehlt. Beispiel: Max ist ermordet worden. Da Passiv besonders bei unbekanntem Täter gewählt, in vielen Sprachen bei Passiv sozusagen „Normalfall“, s. AdS 229–231. Viele Sprachen der Welt kennen überhaupt nur in diesem Falle (und in Fall 8) Passivverwendung, hier aber auch durch unbestimmtes Subjekt ersetzbar. So im Arabischen: *Qutilat* ‚Sie ist ermordet worden‘ oder allgemein *Qila* ‚Es ist gesagt worden‘ (Fall 8), nicht aber **Qutilat minhū* ‚Sie ist von ihm ermordet worden‘.

(5) Typus $(X) \rightarrow Y$. Allein Objekt-Patiens ist relevant, ein Zielendes fehlt, jedoch geht die Sicht davon aus. Beispiele: „Mich friert“, „Mir ist warm“. Die Tiefenstruktur von „Mich friert“ ist nicht etwa „Ich friere“ (Destinatum-Subjekt-Agens — wieso Agens?), sondern „Mich friert“. Andere Beispiele: „Mir träumt“, „Es hat den Weg mit Schnee verweht“ (häufiger Typus im Russischen, s. oben Šaumjan, auch Havers 106–107 *Richmana gromom ubilo* ‚Den Richman hat’s mit einem Blitz erschlagen‘ = latein. *si hominem fulminibus occisit*); altisländ. Andreas

Heusler, Altisländisches Elementarbuch (Heidelberg 1913) 166 *Uggar mik* ‚Es bangt mir‘, *Syfiar mik* ‚Mich schläfert’s‘, *Mér bregþr við* ‚Mich erregt es‘, 166–167 *Leyste ísa* ‚Es löste das Eis‘, *Kelr mik* ‚Es friert mich‘, 167 *Af þeim tók málet* ‚Es beraubte sie der Sprache‘, *Sette hlátr at honom* ‚Es setzte ein Gelächter auf ihn‘ (= Er mußte lachen), *Ferr þér illa* ‚Es fährt dir schlecht‘ (du benimmst dich schlecht). Evenki-tungus. V. D. Kolesnikova, Sintaksis evenkijskogo jazyka (Moskva, Leningrad 1966) 130 *Mittū togo dagadūn aya, namapču ōpkī* ‚Uns wurde es am Lagerfeuer behaglich und warm‘. Finn. A. Rosenqvist, Lehr- und Lesebuch der finnischen Sprache (Leipzig 1943) 78 *Sinne ei ole menemistä* ‚Dir ist nicht zu gehen‘ (= Du solltest lieber nicht gehen). Latein. Neu, op. cit. 71 *Me miseret pueri*; hettit. ibd. 79 *Nu-uar-an irmaliattat* ‚Ihn Krankheit-ging vor-sich‘ (Ihn machte es krank, er erkrankte).

Häufig ist dieser Typus satzeinleitend, auch dort wo er in absoluter Position nicht erscheint. Im Arabischen z.B. sind Konstruktionen wie „Es schläfert mich“ unmöglich; es findet sich aber z.B. bei C. Brockelmann, Arabische Grammatik) (Leipzig 1948) 182 *Balaġanī annahū tazauwaġa* ‚Es erreichte mich (= ist mir zu Ohren gekommen), daß er geheiratet hat‘. Und so passim in satzeinleitenden Sätzen (während die eigentlich sinntragenden Sätze mit *anna* oder *an* beginnen), z.B. noch 183 *Laka an taġ‘ala kadā* ‚Es ist dir (= kommt dir zu), daß du so handelst‘. Natürlich findet sich dieser Fall auch anderswo, z.B. altisländ. Heusler 166 *þykkir mér* ‚Es scheint mir, daß ...‘.

(6) Typus (X) ← Y. Allein Objekt-Patiens ist relevant, die Sicht geht vom Raum des Zieles aus, zum Orte des fehlenden Zielenden hin. Das wären also Ausdrücke wie „Einen Menschen ist gemordet worden“. Belege dieser Art kommen im Deutschen i. a. nicht vor. Vgl. aber unbestimmt-unpersönliche Belege wie „Jetzt wird sich gewaschen“ („sich“ im Akkusativ!), „Hier liegt sich’s gut“ usw. In anderen Sprachen ist eine solche Ausdrucksweise ganz üblich, z.B. finn. Rosenqvist 62 *Meidät oli kutsuttu päiväliselle* ‚Uns (hier klar als Akkusativ gekennzeichnet, s. S. 28 bei Rosenqvist) war eingeladen worden zum Mittagessen‘; evenki Kolesnikova 131 *Er plānme ōwuwjaṇā* ‚Diesen Plan wird erfüllt

werden‘, *Tar birawa epi elbeskečiure* ‚Diesen Fluß wird nicht durchquert‘ (er läßt sich nicht durchqueren). Auch im Mongolischen ganz üblich, s. Vf., Das Passiv in der Geheimen Geschichte der Mongolen (Asiatische Forschungen 17) (Wiesbaden 1966) 43 *Čabčiyal daba’ani bekilekdeju* ‚Den Tschabtschijal-Paß wurde verbarrikadiert‘, 44 *Sanggumi unaxdaju* ‚in bezug auf den Sanggum hingefallen‘ (= Als dem Stamme der Kereit ihr Anführer S. hingefallen war) usw. Nahestehend ist auch der reflexive Typus in Fällen wie altisländ. Heusler 166 *Sýnesk mér* ‚Mir scheint‘ (‚zeigt sich’s‘), satzeinleitend, oder *Fersk þeim vel* ‚Es fährt sich ihnen gut‘ (= sie haben gute Fahrt).

(7) Typus (X) → (Y). Subjekt und Objekt, Agens und Patiens fehlen; die Sicht geht vom Orte des (fehlenden) Zielenden zum (fehlenden) Ziel, von „West“ nach „Ost“. In vielen Sprachen bekannt: ‚Es regnet‘, ‚Feuer!‘ usw. Auch reflexiv: ‚Es lebt sich gut in Texas‘. Auch z.B. suaheli A. Seidel, Suaheli Konversations-Grammatik (Heidelberg 1941) 425–426 u.a. *Inameta* ‚Es blitzt‘, *Inafaa* ‚Es geziemt sich‘ (satzeinleitend), *Kuzuri* ‚Es ist schön (Wetter)‘; stets mit *i-* oder *ku-*, aber relativ selten, s. unten § 10. Evenki Kolosnikova 127–128 *Umnēt agdillan* ‚Plötzlich donnerte es‘, *Udunjeren* ‚Es regnet‘, *nerñeren* ‚Es wurde Frühling‘, *neriñeren* ‚Es tagt‘ (seltener Konstruktionen wie *Agdi agdillan* ‚Der Donner donnert‘), 129–130 *žuga tirgakā-kindū sōt heku* ‚Im Sommer (ist es) zur Mittagszeit sehr heiß‘, *Sō goro gulesēgdulēsun* ‚Sehr weit (ist es) bis zu eurer Siedlung‘, *Tuge kluptūwun sebjepču bipkī* ‚Im Winter in unserem Klub sehr fröhlich ist (es)‘. Häufig in indoeur. Sprachen wie latein. *Pluit* = griech. Ὕει = altisländ. (Heusler 166–167) *Rigner*, auch *Drífr hagle* ‚Es stiebt mit Hagel‘, engl. *It is cold*, *It rains* usw.

(8) Typus (X) ← (Y). Subjekt und Objekt, Agens und Patiens fehlen; die Sicht geht vom Orte des (fehlenden) Ziels zum (fehlenden) Zielenden, von „Ost“ nach „West“. Kann natürlich (s. oben) bei Unbekanntheit von Agens und Patiens verwendet werden: ‚Hier ist gemordet worden‘. Wird aber auch verwendet, wenn der Nachdruck auf die Tat, nicht auf den Täter, gelegt wird wie in ‚Heute abend wird getanzt‘, ‚Aufgepaßt!‘, *Pugnabatur*. Ebenso bei ganz allgemeinen Aussagen: ‚In Camping-

Zelten wird viel geliebt“. In diesem letztgenannten Fall ist Passivverwendung ganz normal, z.B. auch arab. *Qila* ‚Es ist gesagt worden‘ (dagegen ist z.B. *Qutla* ‚Er ist ermordet worden‘ = Typ 4), Brockelmann 129 *Yusāru ilaihi* ‚Es wird zu ihm gereist‘. Nahe stehen reflexive Fälle wie altisländ. Heusler 167 *Suá bersk at* ‚So trägt es sich zu‘. Auch im Türkischen möglich (das sonst selten unpersönliche Konstruktionen verwendet, s. unten § 10): Lyons 387 *Istanbul'a bu yoldan gidilir* ‚Nach Istanbul wird auf diesem Weg gegangen‘.

Zu scheiden sind hiervon Fälle wie (Doerfer 1966, 41) arab. *ulisa* ‚wahnsinnig werden‘ = wörtl. ‚getäuscht werden‘, *ğudira* ‚die Pocken haben‘ = ‚überblüht werden‘ (Passiv bei Krankheiten). Hier wird zwar das Passiv verwendet, es sind aber alle Personen möglich: ‚Ich bin überblüht worden, Du bist . . .‘.

Da Typus 8 dem Typus 7 in der Beziehung ähnelt, daß auch bei ihm Agens und Patiens fehlen, tritt 8 zuweilen für 7 ein: Neu 76 latein. *Ninguitur* ‚Es wird geschneit‘ (= *Ninguit*). (Ob = ‚Es wird beschneit‘?)

9. Untersuchen wir nun, in welchen Fällen bei den untersuchten Sprachen — die ja sehr verschiedenen Sprachfamilien angehören — die Konstruktionen ohne NP (Subjekt) verwendet werden. Wir finden die folgenden Kategorien.

(1) Seelische Vorgänge. Vgl. oben evenki *Mittū aya ōpkī* ‚Uns wurde es angenehm‘ (Kolesnikova erwähnt ausdrücklich ‚fizičeskoe ili psichičeskoe sostojanie človeka‘ ‚physischer oder psychischer Zustand des Menschen‘); latein. *Pudet me*, deutsch ‚Mr graut’s‘, altisländ. *Uggar mik* ‚Mir bangt’s‘. Auch bei Satzeinleitungen: ‚Es überrascht mich, daß . . .‘, ‚Es freut mich, daß . . .‘ (bei gleicher Person mit Infinitiv).

(2) Körperliche Vorgänge: Evenki *Mittū namapču ōpkī* ‚Uns wurde warm‘, auch ‚Mich friert’s‘, altisländ. *Kelr mik* id., hettit. *Nu-uar-an irmaliattat* ‚Ihn erkrankte es‘ usw.

(3) Naturvorgänge. Hierzu lassen sich in gewissem Sinne auch Ausrufe wie ‚Feuer!‘ rechnen. Vgl. ‚Es schneit‘, *Ninguit*, „Yei, Rigner, auch suaheli *Inameta* ‚Es blitzt‘, *Kuzuri* ‚Es ist schön (Wetter)‘ (allerdings haben suaheli Verben stets ein Klassen-

suffix, und diese sind in *i-na-meta* und *ku-zuri* verschieden), evenki *Udunʃeren* ‚Es regnet‘, *Sõt heku* ‚(Im Sommer ist es) sehr heiß‘ usw. Nach Neu 75 ‚in sämtlichen indogermanischen Sprachen‘.

(4) Lagebeschreibung: ‚Bis nach Neustadt ist es weit‘, evenki *Sō goro guksēgdulēsun* ‚Bis zu eurer Siedlung ist es sehr weit‘.

(5) Situationsbeschreibung. ‚In unserem Klub ist es gemütlich‘, ‚In unserem Haus stinkt es‘, evenki *Tuge kluptūwun sebʃepču bīpkī* ‚Im Winter ist es in unserem Klub fröhlich‘, altisländ. Heusler 167–168 *þar heiter Opensey* ‚Dort heißt es Ó.‘, *Bítr vel á* ‚Es (= der Fisch) beißt gut an‘ (allerdings ist hier tatsächlich das Subjekt ergänzbar, wie Heusler bemerkt, es fragt sich aber eben, ob das intendiert ist), engl. *It's very cold in the studio*.

(6) Schicksalsvorgänge. Hierzu gehören auch Ausdrücke des Müssens und der Möglichkeit. Vgl. französ. *Il faut* (oft satzeinleitend), evenki Kolesnikova 129–130 *Er plānme ōwuwʃaṇā* ‚Diesen Plan muß erfüllt werden‘ (‚ist ein erfüllt werdender‘), *Tar birawa eṇī elbeskečiure* ‚Diesen Fluß läßt sich nicht durchqueren‘, arab. Brockelmann 184 *Yanbaḡī an taḡdara mina 'l-fawāḡiṣ* ‚Es gebührt sich, daß du dich vor schändlichen Handlungen hütetest‘ (also satzeinleitend), finn. Rosenqvist 78 *Minun täytyy antaa tämä kirja hänelle* ‚Ich muß ihm dieses Buch geben‘ (‚Mein geziemt sich geben dieses Buch ihm‘), altisländ. Heusler 167 *Suá bersk at* ‚So trägt es sich zu‘, *Ferr þér illa* ‚Es fährt dir schlecht‘ (= Du benimmst dich schlecht), *Kømr* ‚Es fügt sich‘ usw. Solche Ausdrücke wie altisländ. *Af þeim tók málet* ‚Es beraubte sie der Sprache‘ oder *Sette hlátr at honom* ‚Es setzte ein Gelächter auf ihn‘ (= Er mußte lachen) sind schwer zu trennen von Ausdrücken mit unbestimmtem Agens wie 168 *Er drepet á dyrr* ‚Es wird an die Tür geklopft‘ oder *Firnom nýtr, þess er firnom færr* ‚Heillos genießt [man], was [man] heillos erwirbt‘, *Veit eige* ‚[Man] weiß nicht‘, wo nach Heusler noch ein Subjekt (gemeint ist: Agens) ergänzbar wäre. Die altisländische Ausdrucksweise findet ihre Parallele in finn. Rosenqvist 42–43 *Sitä ei voi tietää* ‚Das kann [man] nicht wissen‘, *Jos häneltä kysyy, niin hän ei*

vastaa ‚Wenn [man] ihn fragt, so antwortet er nicht‘. (Das Pronomen „er“ wird also durch *hän* ausgedrückt, „man“ durch Null.) Die Grenze zwischen unbestimmtem Agens und reinem Schicksalswalten ist natürlich fließend. Auch solche Ausdrücke wie „Es ist mir gelungen“ (+ Infinitiv) gehören hierher.

10. Freilich finden sich solche Konstruktionen in den einzelnen Sprachen in sehr verschiedener Art:

(1) Im Suaheli (Seidel 425–426) sind eigentlich subjektlose Konstruktionen nur selten: „Es ist schön (Wetter)“, „Es blitzt“ (s. oben); auch „Es geziemt sich“ *Inafaa*, „Es gilt“, *Sherti* („Bedingung“, satzeinleitend). Häufiger sind entweder Wandlungen ins Persönliche wie „Es dauert mich“ = *Nasikitika* = „Ich bin traurig“ oder aber Umschreibungen wie „Es regnet“ = *Mvua inakunya* = „Der Regen fällt“; oft auch *na* mit Substantiv wie „Es windet“ = (*Kuna*) *upepo* „Es hat Wind“ (bzw. einfach „Wind“), „Es ist dunkel“ = *Pana giza* = „Es (die Gegend) hat Dunkel“.

(2) Im Evenki erscheint, s. oben, der subjektlose Satz etwa so häufig wie in indoeuropäischen Sprachen: Seelische und körperliche Vorgänge, Naturvorgänge, Lagebeschreibung, Situationsbeschreibung, Schicksalsvorgang. Häufig wird hier (ähnlich wie in den indoeuropäischen Sprachen) das unbestimmte Agens mit der 3. Person Pl. oder 2. Sg. ausgedrückt: Kolesnikova 129 *Ororwo wõtardū tañilipkīl* ‚Sie zählen (= man zählt) die Rentiere in der Hürde‘, 130 *Diskī suruʃenne* ‚Du gehst (= man geht) den Berg hinaus‘. Ganz bekannt sind auch Novum-Sätze der Art *Girkīw ugīskī ičesinen. Ulukī* ‚Mein Kamerad schaute nach oben: Ein Eichhörnchen!‘ (Kolesnikova 132; vgl. O. P. Sunik, O jazyke zarubežnych nanajcev (Doklady i Soobščeniia Instituta Jazykoznanija AN SSSR 1958) 183 *Ičexemi — mafqa* ‚Ich schaute hin: Ein Bär‘). Ebenso Fälle (Kolesnikova 132–133) in der Art von „Hast du das und das getan“ — „Ja“ — „Gut“; aber das sind natürlich nicht eigentliche subjektlose Sätze, s. § 5. Auch andere tungusische Sprachen (z. B. Mandschu, Lamutisch) kennen Ausdrücke wie „Es donnert“ usw.

(3) Im Türkischen ist die subjektlose Ausdrucksweise ganz selten. Sie erscheint nur (1) passivisch, s. oben, *Istanbul’a bu*

yoldan gidilir ‚Nach Istanbul wird diesen Weg gegangen‘. [Gegen Lyons 386 ist übrigens im Türkischen eine Ausdrucksweise wie „Willi wurde von Hans umgebracht“ durchaus möglich und nicht selten.] Auch (2) satzeinleitend kommt subjektlose Ausdrucksweise zuweilen vor: „Es dünkt mir“ = *Bana öyle geliyor ki* ... = „Mir kommt es so vor, daß ...“. Sonst findet sich entweder Passiv wie in *Yağmur yağacak gibi görünüyor* ‚Es scheint regnen zu wollen‘ (‚Der Regen wie regnen-werdend wird gesehen‘) oder subjekthaltige Ausdrucksweise wie „Mir träumte“ = *Rüya gördüm* = „Ich sah einen Traum“, „Es geziemt dir zu kommen“ = *Gelmelisin* = „Du mußt kommen“, oder aber das Subjekt wird ergänzt: „Es regnet“ = *Yağmur yağıyor* = „Der Regen regnet“, „Auf dem Tisch ist es schmutzig“ = *Masanın üstü pistir* = „Des Tisches Auf (Oberfläche) ist schmutzig“.

(4) Auch im Finnischen ist subjektlose Ausdrucksweise nur beim Passiv häufig, s. § 8, sonst noch bei Ausdrücken des Müssens und Könnens, s. § 9.6.

(5) Im Arabischen treten unpersönliche Sätze nur bei unbestimmtem Agens im Passiv auf: *Qıla* ‚Es ist gesagt worden‘ sowie bei Satzeinleitung: *Yanbağî* ‚Es geziemt sich‘. In anderen Fällen wird das Subjekt „ergänzt“ (wie im Türkischen), z. B. „Es regnete“ = *Maṭarati 's-samā'* = „Regnete der Himmel“, „Es schneite“ = *Talağa 't-talğ* = „Schneite der Schnee“, „Es wurde dunkel“ = *Azlamati 'd-dunyā* = „Dunkelte die Welt“ usw. (Brockelmann 131). Die Ausdrucksweise bei Krankheiten erinnert an Indoeuropäisches, ist jedoch persönlich-passivisch, s. oben.

(6) Ungeheuer häufig ist die subjektlose Ausdrucksweise im Altisländischen, s. Heusler 165–168. Hier finden sich alle Kategorien, die es überhaupt gibt.

11. Wie ist nun das Vorkommen „unpersönlicher“ (subjektloser) Sätze zu erklären?

(1) Die psychologischen Erklärungen, wie sie sich bei Havers loc. cit., Kraus loc. cit. (514–531), kritisch zitiert auch bei Neu 75 finden, nämlich daß in solchen Fällen an die Einwirkung einer unbekannten Macht gedacht sei, mögen zutreffen (sie mögen

auch nicht zutreffen), sie sind jedenfalls unnachprüfbar. Daher wollen wir uns mit ihnen nicht weiter befassen. Selbst wenn sie zuträfen, würden sie doch nur darauf hinauslaufen, daß unpersönliche Sätze denen mit unbestimmtem Subjekt praktisch gleichgestellt werden, d.h. auf eine Restitution des Schemas „S $\rightarrow$ NP + VP“. Dies wäre aber eben keine Erklärung, sondern eine Meinung. Ich fühle gar nichts (gar kein Subjekt) bei „Es regnet“, außer der Bezeichnung des Vorgangs selbst.

Nun ist es freilich richtig, daß unpersönliche Sätze mit Instrumental-Agens besonders häufig bei Dingbezeichnungen auftreten, nicht bei Personen (vgl. einen Parallellfall bei Lyons 365–366). Daher kann man auch z.B. im Russischen „Der Schnee verwehte den Weg“ transformieren zu „Es verwehte den Weg mit Schnee“; nicht jedoch läßt sich transformieren „Die Frau zerschnitt das Brot“ zu „Es zerschnitt das Brot mit der Frau“. Hier wäre aber zu bedenken, daß wir die Sätze kürzen können: „Es verwehte den Weg“, nicht aber „Es zerschnitt das Brot“. Das führt uns also nur auf das Ausgangsproblem zurück.

(2) Man könnte erklären, bei dem Typus der subjektlosen Sätze handele es sich um eine atypische Anomalie, da ja durchaus nicht alle Sprachen der Welt subjektlose Sätze kennen. Es liege also — ähnlich wie beim Passiv (das z.B. im Chinesischen unbekannt ist) — keine universale Kategorie vor. Damit wäre „S $\rightarrow$ NP + VP“ als universal „gerettet“. Dazu wäre aber zu sagen, daß eine Kategorie, um universal zu sein, durchaus nicht in allen Sprachen belegt zu sein braucht. Es gibt z.B. Sprachen ohne Adjektive (und die Kategorie aA ist dennoch universal). Andererseits kann ein sich allgemein findender Typus u. U. nicht-universal sein (nämlich nur „generell“). Der Unterschied ist der, daß universale Kategorien allen Sprachen als gültig zugrundeliegen (auch wenn sie in einer Einzelsprache nicht direkt realisiert sind, sondern mittels einer „Geltungs“-Konstruktion, s. oben, umschrieben werden). Dagegen sind Phänomene wie Passiv oder grammatisches Geschlecht nicht universal; sie wären es selbst dann nicht, wenn sie generell (allgemein sich findend) wären, da sie nicht notwendige Bestandteile „der“ Sprache sind. Vgl. u.a. AdS 151, 155. Wie sollte aber in „Es regnet“ (oder:

Pluit) ein fehlendes Universales stecken, etwas das eigentlich nur „umschrieben“ worden ist? Hier ist ja eben nichts umschrieben. Eine Erklärung wie „Es regnet“ sei = „Der Regen regnet“ wäre trivial, eine Erklärung mittels „Der Himmel regnet“ direkt falsch (der regnet ja gar nicht, sondern höchstens von ihm herab regnet's). Daß das Arabische und Türkische kaum subjektlose Sätze kennen, besagt nichts — der Typus ist trotzdem universal. Wenn z. B. das Türkische *Yağmur yağıyor* „Der Regen regnet“ sagt, so ist daran zu denken, daß dieser Sprache überhaupt ein Zug zur Redundanz zueigen ist, als es (auch bei aktiven Verben) Nichtsetzung des Patiens vermeidet. „Wir werden speisen“ heißt dort *Yemek yiyeceğiz* = „Wir werden Speise speisen“, und ähnlich steht es im Arabischen (wo sogar Konstruktionen wie „Wir werden speisen, was wir speisen werden“ vorkommen). Diese Sprache präsentieren uns also nicht das so innig gesuchte universale Subjekt, sondern lediglich eine Tendenz zu redundanter = und eben damit nicht allgemeingültiger — Ausdrucksweise. (Noch einmal: „Universal“ = allgemeingültig, wenn auch nicht durchweg realisiert; „generell“ = allgemein zu finden, aber nicht notwendig. In dem Satz „Menschen haben 32 Zähne; 60jährige haben im Durchschnitt 20 Zähne“ ist der erste Teil universal, der zweite generell.)

(3) Es liegt also in „Es regnet“ auch keine Ellipse für „Der Regen regnet, der Himmel regnet, Zeus regnet“ vor. Die Konstruktion genügt durchaus sich selbst. Ein Agens ist ja in solchen Fällen gar nicht nötig. Man sollte den Terminus „Ellipse“ sehr vorsichtig verwenden, s. AdS 138–140.

(4) Man könnte sagen, „Es regnet“ sei eine „degenerierte“ Form. Zu diesem Terminus vgl. AdS 49–56. Degeneration besteht nun aber darin, daß einer bestimmten grammatischen Kategorie ein NE fehlt, daß ihr etwas nicht untergeordnet werden kann, was der vollen Kategorie sich unterordnen läßt. So ist z. B. (volle Kategorie) eine Umstandsbestimmung mit Adjektiv möglich: „(Beim) guten Mann sah (ich)“ = $A \rightarrow bB \rightarrow c$. Bei der entsprechenden degenerierten Kategorie: beim Adverb ist jedoch *, „Guten Hier sah (ich)“ unmöglich. Das Adverb hat die Formel B (oder aB), nicht bB (oder abB). Bei *Pluit* aber liegt

die Sache so, daß ihm zwar auch kein Subjekt untergeordnet ist (wohl aber „Objekte“ wie *Fortiter pluit*, *Romae pluit*), daß es aber vor allem selber sich nicht einem Subjekt (oder einem anderen Satzteil) unterordnet. Das wäre aber jedenfalls nicht das, was ich als Degeneration bezeichnet habe (denn das Adverb z.B. ordnet sich ja einem Adjektiv, Verb, anderm Adverb unter: „sehr gut“ usw.). Würden wir hier doch den Ausdruck „degeneriert“ verwenden, so wäre er nur ein anderer Terminus für das Faktum, das wir bereits kennen („subjektlos“), es läge aber keine Erklärung vor.

(5) Bei Neu 76 heißt es: „Viele . . . Impersonalia bezeichnen Vorgänge oder Zustände“. Er erklärt „Es schneit“ = „Schneien geht vor sich“, „Mich ekelt“ = „Ekel geht vor sich“ usw. Wir glauben, daß dies auf das Richtige hin tendiert (dazu s. gleich). Allerdings sollte der Ausdruck „Vorgang“ erst definiert werden. Was bedeutet er? „Vater schlägt Sohn“ ist ja auch ein Vorgang. „Vorgang“ bedeutet in unserem Falle doch wohl nur: eine Tat ohne Täter, die Tat als reiner Vorgang in sich. Damit wäre aber der Typus abermals nicht erklärt, sondern nur anders bezeichnet. Eine Synonymfindung würde uns aber nicht weiterführen.

(6) Der eigentliche Unterschied zwischen Konstruktionen wie „Hans tanzt“ und selbst „Heute abend wird getanzt“ einerseits und „Es regnet“ andererseits liegt doch wohl darin, daß bei „Heute abend wird getanzt“ ein Täter unumgänglich ist (das gilt für intransitive Verben genauso wie für transitive), bei „Es regnet“ ist dagegen ein Täter überflüssig, ja, eigentlich sogar unmöglich. „Es regnet“ kann, logisch gesehen, höchstens gleichgestellt werden mit „Regen ist (existiert)“, und so auch bei anderen subjektlosen Verben. Es liegt also eine Existenzaussage vor: Es wird ausgesagt, daß etwas ist, was auch nicht sein könnte. Dies aber steht in Parallele zu einem Satz einer einstelligen Aussagenlogik. Ein solcher Satz ist als Aussage voll (er ist aber keine Aussage über das Ding selbst, über dessen Beschaffenheit, seine Beziehungen usw., und insofern leer); dies als Präzision zu § 4, wo vom „tautologischen“ Charakter des Verbs „Sein“ gesprochen wurde). Es ist aber zu trennen: „Sein“ im Sinne von „Sosein“ (dies ist immer leer: „Er ist gut“ sagt

nicht mehr als „Er — gut“, daher die „Auslassung“ der Kopula in vielen Sprachen) — und „Sein“ im Sinne von „Vorhandensein“ (volle Aussage einer allerdings einstelligen Aussagenlogik, „Es gibt“). Viele Sprachen unterscheiden a) und b). So im Türkischen: a) Null oder (bei leichter Verstärkung) *-dir* (negiert *değil*), b) *var* (negiert *yok*). Ähnlich chines. a) meist ausgelassen (*Ta¹ hao³* ‚Er gut‘, auch hier gibt es Verstärkungsformen), b) *yo³* (negiert *wu²*); vgl. auch Lohmann in Lexis 1 (Lahr 1948) 74–87. Besonders instruktiv ist der Unterschied in Fällen wie „Das Buch ist auf dem Tisch“ (gelegen) = türk. *Kitap masanın üstünde(dir)*: „Auf dem Tisch ist ein Buch (vorhanden)“ = *Masanın üstünde bir kitap var²⁶*.

Es besteht ein scharfer logischer Unterschied zwischen „Er schwimmt“ = „Er gehört zur Klasse der Schwimmenden“ ($x \in K$, dieselbe Formel wie bei „Er ist Lehrer“, „Er ist freundlich“ — wobei allerdings „ist“ zuweilen auch Identität bezeichnen kann: „Dies ist der Einbrecher, den ich gestern gesehen habe“) als Sätzen der zweistelligen Aussagenlogik einerseits und Sätzen wie „Es regnet“ = „Es ist Regen“ andererseits, vgl. Georg Klaus, *Moderne Logik* (Berlin 1970) 46 (wo als Beispiel der Existenzaussage direkt der Satz „Es regnet draußen“ zitiert wird; s. auch 67, 299–301). „Es regnet“ ist ein Existenzialurteil, eine „Position“ x („ x gilt“) oder auch $\exists(x)$ („Es gibt x “). Diese einstelligen Sätze — die natürlich durchaus sinnvoll sind — sagen nichts aus über das Ding, sondern nur etwas über die Existenz des Dings.

Hierhin gehört auch das Verb „Haben“: „Ich habe Brot“ = „Bei mir ist Brot vorhanden“. Vgl. dazu russ. *U menja chleba net* ‚Ich habe kein Brot‘ = türk. *Ekmeğim yok* („Mein Brot non-existent“). Es ist sinnvoll, daß im Türkischen der Satz „Ich habe Brot“ (*Ekmeğim var*) dasselbe Wort *var* enthält wie der Satz „Ist ein Buch vorhanden?“ = *Bir kitap var mı?*. „Ich habe Hunger“ = „Bei mir ist Hunger vorhanden“ = „Mich hungert“.

²⁶ Vgl. weiteres bei E. Benveniste, 'Être' et 'avoir' dans leurs fonctions linguistiques, BSL. 55, 1, 113–134. Freilich scheint der Ausdruck (S.115) „identité de deux termes“ unscharf. Auch die tiefenstrukturelle Darstellung H. Seilers in *Folia Linguistica* 6, 236–243 befriedigt linguistisch nicht, da sie weder universal noch unredundant ist.

Logisch gesehen sind, auf den ersten Blick jedenfalls, alle eingliedrigen Sätze gleich, ein x, eine einfache „Position“: „(Es ist) Regen“ = „(Es) regnet“ = „(Es ist) regnerisch“. Die Zuordnungsmöglichkeiten sind aber verschiedene, z.B. wohl „Es regnet stark“, nicht aber *„Es ist stark Regen“, sondern nur „Es ist starker Regen“ usw. Sprachlich werden wir also doch scheiden:

„(Es) regnet (stark)“ = c (Objektträger 2)²⁷.

„(Ein toller) Regen!“ = b (Attributsträger)²⁸.

„(Es ist sehr) regnerisch“ = a (Objektträger 1)²⁹.

Zum Typ b gehören auch Ausdrücke wie „Schon Post da?“, „Gibt es Post?“ türk. *Posta var mı?*). Sie sind durchaus nicht elliptisch (vgl. u.a. Kolesnikova 130–132). Sätze wie der folgende bilden einen durchaus möglichen Romananfang, bei dem nichts „fehlt“: „Nebel. Graue Stille über der Landschaft. Von ferne ein Wasserrauschen“³⁰. Typisch für sie ist freilich, daß z.B. „Graue Stille“ (Formel aA → bc') sich genügt, während in „Otto schläft“ sowohl „Otto“ der Ergänzung „schläft“ als auch „schläft“ der Ergänzung „Otto“ bedarf (daher die Formel $\overleftarrow{bb'B} \rightarrow cC$, mit gegenseitigen Verbindungspfeilen). Die Existenz eines Subjekts ist also nicht obligatorisch; ist aber das Subjekt einmal gesetzt, so ist zwischen Subjekt und Prädikat

²⁷ „Verbaler“ Objektträger, s. hier Abschnitt 3.

²⁸ Genauer bc', was ich hier nicht bis ins Letzte explizieren kann: c' (oder „Objektträger 3“) ergibt sich daraus, daß das B des Subjekts einem Subjekt/Objektträger untergeordnet sein muß. Die Opposition zwischen z.B. a und c' erhellt in Fällen wie „Er — (ist ein) wirklich Netter“ (hier B → a) gegen „Er (ist) wirklich (ein) Netter (hier B → c')“; analog auch bei der Opposition c und c' (z.B. „Das [ist] wirklich [ein] Hetzen“ und „Das [ist] [ein] wirklich Hetzen“).

²⁹ Der „Objektträger 1“ unterscheidet sich vom „Objektträger 3“ u.a. in der Wortbildung (Adjektivstämme sind wortbildungsmäßig in vielen Sprachen eher Substantivstämmen gleichgesetzt); darin daß Komparation nur beim Objektträger 1 erscheint; darin daß ein Attribut (A) wohl einem bestimmten c (nämlich der Kopula: „Er ist gut“) untergeordnet werden kann, nicht aber einem a.

³⁰ In meiner „Sprache“: bc'. $aA \rightarrow bc' \xrightarrow{f} A \rightarrow bB$. $f \rightarrow aB \xrightarrow{A} B \xrightarrow{bcc'}$.

die gegenseitige Verbindung (die Interdependenz) obligatorisch. (Dies als Beitrag zum Widerstreit Chomsky — Tesnière, welche m.E. die Kategorien Existenz und Interdependenz nicht klar genug geschieden haben.)

Charakteristisch ist also, daß in diesem Falle rein „übergeordnete“ Satzteile vorliegen (ohne die untergeordneten Elemente A, B, C).

Man könnte sagen, daß solche Ausdrücke wie „(Es) regnet“, „Feuer!“ usw., eben weil sie eine Opposition Subjekt : Prädikat gar nicht zulassen, auch selbst eigentlich weder Subjekt noch Prädikat sind³¹. Oder aber: Sie erfüllen die Rolle, die Funktion von Subjekt und Prädikat zugleich.

Es besteht also eine nicht zufällige Parallele zwischen eingliedriger Existenzaussage einerseits und subjektlosem Satz andererseits, zwischen zweistelliger Logik und Sätzen wie „Max schläft“, zwischen dreistelligen Aussagen und Sätzen wie „Max liebt Emma“.

Es ist nun aber klar: Genauso wie einstellige Existenzaussagen durchaus sinnvolle Teile der Logik sind, sind einstellige Existenzsätze durchaus sinnvolle Teile des sprachlichen Systems. Das bedeutet, daß wir Sätze wie *Pluit* nicht etwa abzuwerten oder hinwegzuerklären versuchen, sondern sie als gleichberechtigt mit Sätzen wie *Nauta navigat* anerkennen sollten.

Es gibt nun noch ein altes Sonderproblem. Nehmen wir einen Satz wie „It's very cold in the studio“ (oder „In England gibt es viele Schlösser“, „Im Walde ist es dunkel“). Ist hier „in the studio“ oder „in England“ als Subjekt auffaßbar?³² Diese Frage ist nicht von vornherein sinnlos: Es gibt Bantusprachen, wo in den Entsprechungen zu solchen Konstruktionen tatsächlich Subjekte auftreten können. Auch ist es keineswegs notwendig, daß das Subjekt immer im Nominativ stehe, so kann man im Deutschen sagen „Meines Bleibens ist nicht länger“³³. Wir haben —

³¹ In meiner „Sprache“: Zum echten Prädikat fehlt das C, zum echten Subjekt das b'.

³² Vgl. Anm. 22.

³³ Sehr beliebter Typus z.B. im Russischen, etwa in *Naechalo gostej* ‚(Es) kam der Gäste‘ (= Es kamen allerlei Gäste). Im Finnischen würde meist ein Partitiv stehen.

was leider nicht immer beachtet wird³⁴ — stets singuläre Kasus (der Einzelsprachen) und universale Kasus zu scheiden. In „Ich gedenke des Freundes“ ist „des Freundes“ singulär (im Deutschen) ein Genitiv, universal ein Objektkasus (nicht wie der Genitiv im Deutschen meist und in den allermeisten Sprachen sogar ausschließlich ein Attributskasus). Ich unterscheide daher³⁵

<i>Universal</i>	<i>Einzelsprachlich</i>
Adverbial-Subjektiv ³⁶	~ Nominativ
Adverbial-Objektiv	~ Dativ, Akkusativ, Ablativ
Adverbial-Lokalis	~ Lokativ
Attributiv-Subjektiv	~ Genitiv ³⁷
Attributiv-Objektiv	~ z.B. „Der Weg nach Neustadt“
Attributiv-Lokalis	~ z.B. „Der Baum im Garten“.

Ist also „in the studio, in England, im Walde“ nicht eventuell doch universal ein Adverbial-Objektiv-Subjektiv? Dann würden also in den zitierten Fällen gar keine subjektlosen Sätze vorliegen. Ich glaube nicht, daß dies zutrifft. Bedenken wir doch: Ein echtes Subjekt-Prädikat-Verhältnis besteht im Zwang zur gegenseitigen Zuordnung: „Max schläft“, wo beide Satzglieder allein nichts bedeuten. Sagen wir jedoch statt „Im Walde ist es dunkel“ einfach „Es ist dunkel“, so liegt hier ein vollständiger, sich selbst genügender (einstelliger) Satz vor. Erweitere ich „Mich friert“ zu „Mich friert an den Beinen“, so ist dadurch kein Subjekt gewonnen, sondern nur ein neues Objekt, eine genauere Bestimmung des Ortes des Geschehens, nicht aber ein Ausgangspunkt des Satzes. Dasselbe gilt für „im Walde“.

12. Wir haben gezeigt: Für Chomskys Formel $S \rightarrow NP + VP$ gilt:

³⁴ Leider auch nicht in W. P. Schmidts so anregender und instruktiver Arbeit.

³⁵ Vgl. AdS 63, 64, 77.

³⁶ ~ = stimmt ungefähr überein, ist vielfach damit ausgedrückt.

³⁷ Der innere Zusammenhang zwischen Nominativ und Genitiv ergibt sich z.B. aus solchen Parallelen wie arab. *qatlu Zaidin 'Umar* ‚das Töten des Zaid den Omar‘ neben (älter) *qatlu Zaidun 'Umar* ‚das Töten der Zaid den Omar‘. Im Alttürkischen und den meisten tungusischen Sprachen fallen Genitiv und Nominativ zusammen.

- (1) VP ist falsch,
- (2) + ist falsch,
- (3) NP ist falsch.

Ist damit die gesamte Formel widerlegt? Nun:

(1) läßt sich retten, indem schlicht VP als „Prädikat“ definiert wird. Damit wird zwar geändert, was Chomsky meinte, aber universal wäre das Schema in diesem Punkte haltbar (und es ist letztlich gleichgültig, was Chomsky gemeint hat).

(2) Das + ist falsch; es läßt sich aber eine Lösung finden, wie wir gezeigt haben, nämlich durch Verwendung spezieller logischer Notierungen.

(3) Schließlich lassen sich leicht die echten möglichen Satztypen finden³⁸. Tatsächlich gibt es folgende zweistellige Satztypen: (b)b'B verbunden mit entweder cC („Er kommt“), aC („Er — krank“), bc'C („Er — Lehrer“). Und ferner gibt es die einstelligen Satztypen c, a, bc'. Das sind genau sechs Satztypen. Zu sehen ist, daß Chomskys Schema „Satz bestehend aus Subjekt und Prädikat“ nicht falsch, sondern nur unvollständig ist. Wenn wir den Typ „Satz bestehend aus Prädikat“ hinzufügen, haben wir Chomsky ergänzt, nicht widerlegt.

Gibt es nun gar keinen fundamentalen Unterschied sprachlicher Formung zwischen den Satztypen mit Subjekt und denen ohne dieses?

Untersuchen wir die einstelligen Sätze³⁹, so erkennen wir: Sie stehen in allen Sprachen, in denen sie vorkommen, stets in der 3. Person (Singular)⁴⁰. Wie schon E. Benveniste festgestellt hat⁴¹,

³⁸ Vgl. dazu AdS § 7.

³⁹ Wir lassen also die Objekte fort und berücksichtigen nur Subjekt und Prädikat. Außerdem lassen wir die Nebenelemente fort. Beispiel: „(Der) schöne Greis kam“ ist $aA \rightarrow bb'B \rightarrow cC$; „(Der) schöne sehr Alte kam“ ist $aA \xrightarrow{\quad} aB \rightarrow abb'B \rightarrow cC$. Das heißt das substantivierte Adjektiv hat noch ein zusätzliches NE, das ein Adverb oder Objekt aufnehmen kann.

⁴⁰ Fälle wie *Gel* „Komm“ sind ja, gegen Meskill 43, wie wir ausgeführt haben, nur scheinbar einstellig, tatsächlich ist die 2. Person subintendiert.

⁴¹ Vgl. Neu 75–76, auch z.B. Karl Horst Schmidt in *Études finno-ougriennes* 8 (1971) 257.

„haftet der dritten grammatischen Person etwas Unpersönliches an“, sie wird daher in vielen Sprachen nicht mit Prädikatsuffix markiert⁴². W. P. Schmid bezeichnet die 3. Person als Null-Person⁴³.

Nun sprechen aber folgende Fakten für eine besondere Stellung der einstelligen Sätze:

(1) Wie gesagt, daß hier einzig und allein die Form der 3. Person (Singular) verwendet wird. Das bedeutet aber, daß von dem dreidimensionalen System der Sprache: Sprecher, Angesprochener, Besprochener/-e/-es allein die dritte Dimension übriggeblieben ist.

(2) Existenzaussagen sind nun eigentlich auch nur in der 3. Person (beim Besprochenen) in der parole sinnvoll⁴⁴. Ich kann wohl sagen „Es gibt Regen“, „Regen ist“, „Es regnet“, notfalls so auch bei Personen (Menschen): „Der Chinese!“ (ist da, existiert). Es ist aber sinnlos, Existenzaussagen zu treffen wie „Ich (existiere)“, „Du (existierst)“ — wenn die Existenz von Sprecher und Angesprochenem nicht gölte, würden ja keine

⁴² Freilich erheben sich vier Einwände: (1) Auch ein Null-Suffix ist ein Suffix, s. § 4 (freilich eben doch mindestens psychologisch eines besonderer Art); (2) Benvenistes Belege sind teilweise falsch gedeutet. So ist nicht zu lesen türk. *Gel-di-m* ‚Ich kam‘ (= kommen mit Präteritalsuffix und Prädikatsuffix 1. Person Singular): *Gel-di-* ‚Er kam‘, sondern *Gel-d-im*: *Gel-d-i*. Die 3. Person hat ein Suffix, nämlich *-i*. (3) Ein Prädikatsuffix der 3. Person könnte fehlen zur Vermeidung von Redundanz: Meist steht (im Gegensatz zur 1. und 2. Person) ja ein Subjekt schon da, z.B. „Otto kommt“ („Otto komm“ genügt eigentlich, „Otto komm-t“ = „Otto komm-er“ ist redundant). Heißt es aber einfach „Er kommt“, so bezieht sich das „er“ immer auf ein zuvor genanntes Subjekt (z.B. „Otto“) zurück. (4) Den Ausdruck „non-personne“ sollte man tunlichst meiden. Der Unterschied ist doch der: 1. und 2. Person müssen Personen sein, 3. Person kann es nur sein, muß aber nicht unbedingt Nichtperson sein (neben „Es blitzt“, „Das Schiff fährt“ auch „Otto kommt“).

⁴³ So Neu 76; Schmid 10: „Nichtperson“, „nicht näher bestimmt“, 11 „neutrale Form“, 16 „unbestimmt relativ zur Sprechsituation“. Die Bedeutung ist hier eine etwas andere als bei Benveniste.

⁴⁴ Das natürlich auch eine Person sein kann, anders ist der Ausdruck „Nichtperson“ bei Schmid gewiß nicht gemeint.

Gespräche möglich sein. Ihre Existenz ist die Grundvoraussetzung aller Rede (aller Aktualisierung der Sprache). „Ich (existiere)“ wäre trivial.

(3) Nur die 1. und die 2. Person sind die eigentlich menschlichen Formen. Unsere Sprache ist die Sprache von Menschen. Höchstens im Märchen, wo Tiere und Dinge personalisiert werden, kann einmal eine Stricknadel als Sprecherin zur Näh-nadel „Du“ sagen. Es ist in diesem Zusammenhang charakteristisch — und paßt ausgezeichnet zu den Fakten (1), (2) —, daß wohl Transformationen gang und gäbe sind wie „Der Blitz erschlug den Mann“ > „Es erschlug den Mann mit einem Blitz“ (der Blitz ist keine Person), nicht aber „Die Frau zerschneidet das Brot“ > *, „Es zerschneidet das Brot mit der Frau“ (die Frau ist eine Person).

Noch einmal: Unsere Sprache ist die Sprache von Menschen. Und was im abstrakten logischen System der Sprache möglich ist, der subjektlose Satz, ist in der lebendigen Aktualisierung, der Rede, nicht durchweg möglich, sondern auf ganz wenige bestimmte Fälle beschränkt, die folgende Bedingungen zugleich erfüllen: 3. Person (Singular) x Besprochenes⁴⁵ x (meist) Ding.

Wir müssen in der Sprache zwei Schichten unterscheiden:

(1) die logische (oder „mechanische“) Schicht⁴⁶,

(2) die menschliche Schicht. Und hier nun allein spielt auch die sprachliche Subkategorisierung eine Rolle, z.B. die in vielen Sprachen sich findende Trennung von Mensch (oder Belebtem): Nichtmensch (oder Unbelebtem)⁴⁷, oder die von Passiv und Aktiv (wo der menschliche Betrachter eine Rolle spielt) usf. Während der logischen Schicht die universalen Kategorien an-

⁴⁵ 3. Person und Besprochenes sind nicht ganz identisch. Auch bei den Pronomina müssen die universalen Kategorien von den den singulären getrennt werden, s. dazu Vf., Der Numerus im Mandschu (Wiesbaden 1963) 259–260.

⁴⁶ Ihrer Darstellung ist AdS gewidmet.

⁴⁷ Tierbezeichnungen nehmen eine gewisse Zwischenstellung ein zwischen Mensch- und Dingbezeichnung. In manchen Sprachen werden sie zur einen, in anderen zur anderen Gruppe geschlagen.

gehören, finden sich in der menschlichen Schicht höchstens generelle, meist nur singuläre Kategorien⁴⁸.

Ein Streit „Nur keine Semantik“ (manche Strukturalisten): „Soviel semantische Subkategorisierung wie möglich“ (Generativisten) ist sinnlos. Beide Vorgehen sind berechtigt, aber in verschiedenen Schichten, sie widersprechen einander nicht. Und: Eine absolute Vermeidung der Semantik läßt sich gar nicht praktizieren (unsere Sprache ist die Sprache von Menschen) — und andererseits wäre es verfehlt, anzunehmen, semantische Subkategorisierungen befänden sich auf dem gleichen universalen Niveau wie die logische Schicht⁴⁹.

13. Fassen wir die Resultate in Thesen zusammen:

(1) Ein Satz ohne Subjekt ist sinnvoll. Das Prädikat, das ist der Satz.

⁴⁸ Das Chinesische z.B. kennt kein Passiv. Auch eine morphologische Trennung von Mensch und Ding findet nicht statt (außer in der Existenz von Pronomina der 1. und 2. Person, aber selbst bei diesen werden oft Umschreibungen wie „der Ältere“ = du verwandt).

⁴⁹ Offen gesagt, macht mir die generativistische sprachliche Subkategorisierung oft den Eindruck einer (nicht Linguistik, sondern) naiven — weil philosophisch unreflektierten — Ontologie. Sie erinnert an gewisse Quiz-Spiele. („Belebt oder unbelebt?“ — „Belebt“. „Mensch oder Tier?“ — „Mensch“. „Mann oder Frau?“ — „Frau“. „Ist sie berühmt?“ — „Ja“. „Ist es die Queen?“ — „Nein“. „Ist es Sofia Loren?“ — „Ja“. Brausender Beifall.) Mir scheint auch, daß sich eine allgemeingültige (universale) semantische Subkategorisierung gar nicht geben läßt — eben weil diese der „menschlichen“ Schicht angehören würde und nicht der logischen (welche allein universal sein kann). Man sollte eben daher lieber von den Einzelsprachen ausgehen, und diese subkategorisieren oft gänzlich anders als die Generativisten mit deren pseudologischem System. Ich erinnere hier nur an die Subkategorisierung des Bantu, vgl. Franz Boas, *Handbook of American Indian languages* (New York 1911) 36–37; Lyons 288–290, auch Verf., *Türkische und mongolische Elemente im Neupersischen, I* (Wiesbaden 1963) 37–38 und *Der Numerus im Mandschu* (Wiesbaden 1963) 282–283. Sinnvoll erscheinen mir also: die universalen Regeln der logischen Schicht und die singulären Usus semantischer Subkategorisierung der Einzelsprachen. Nicht unbedingt sinnlos, aber höchst bedenklich, sehr schwierig (und höchstens zu Generellem führend) erscheint mir das Unternehmen einer allgemeinen semantischen Subkategorisierung.

(2) Aber dieser Typ ist limitiert auf bestimmte Möglichkeiten. In allen anderen Fällen bilden erst Subjekt x Prädikat den Satz.

(3) Die logische Verbindung Prädikat x Subjekt ist eine andere als z.B. Attribut x Attributsträger. Transformation⁵⁰ ist daher nicht nur eine Änderung grammatischer Formen, sondern auch eine Änderung logischer Verbindungsarten.

Ludwig-Beck-Straße 13,
Göttingen

Gerhard Doerfer

⁵⁰ Wie z.B. „Vater schlägt“ > „Vaters Schlagen“.

Laryngalthorie und innere Rekonstruktion

Die Laryngalthorie, die als eine These über die Form des frühen Indogermanisch charakterisiert werden kann, also nicht eigentlich eine Sprachtheorie bzw. einen Komplex von Aussagen über Sprachen allgemein darstellt, hat durch ihre von den üblichen Rekonstruktionsmethoden abweichenden Verfahren neben Zustimmung auch beträchtlichen Widerspruch gefunden. Zwar hat die Zahl der Anhänger in letzter Zeit eher zugenommen, dies scheint aber weniger an einer verbesserten Fundierung der Theorie als vielmehr an der Anhäufung sogenannter Evidenz zu liegen, und vielleicht auch an dem Wunsch, bei der Rekonstruktion der idg. Ursprache endlich einmal in wesentlichen Punkten über die junggrammatischen Ansätze hinauszukommen. Auf das Für und Wider der Laryngalthorie (im folg. LT), zu dem bereits häufig und ausführlich Stellung genommen wurde¹, soll hier nur implizite eingegangen werden. Was untersucht werden soll, sind die Methoden der LT, ihr Verhältnis zu anderen Rekonstruktionen und insbesondere zur sogenannten Inneren Rekonstruktion (im folg. IR). Eine solche Gegenüberstellung ist deshalb von Bedeutung, weil öfters behauptet wird, die LT stelle eine Anwendung der IR dar.

Ein Problem, das mit dem Zutreffen oder Nichtzutreffen von Theorien auf Gegenstandsbereiche zu tun hat, muß bereits zu

¹ Da es sich um eine mehr grundsätzliche Diskussion handelt, erübrigt es sich, Einzeldarstellungen zu berücksichtigen. Im wesentlichen wird auf F. O. Lindeman, Einführung in die Laryngalthorie, Berlin 1970 (Sammlg. Götschen 1247/1247a) Bezug genommen. Der Verfasser referiert eine Vielfalt von Meinungen zu den einzelnen Problemen. Für den Außenstehenden enttäuschend ist in theoretischer Hinsicht der Sammelband Evidence for laryngeals, ed. by W. Winter. Insbesondere von dem einleitenden Artikel (E. Polomé, The laryngeal theory so far) hätte man mehr als eine historischen Linien folgende Diskussion von Einzelproblemen erwartet.

Anfang berührt werden. Erheben die Rekonstruktionen im Rahmen der LT Anspruch auf Realität oder nicht? Es scheint, daß die überwiegende Zahl der Laryngalisten (ebenso wie die Masse der Indogermanisten traditioneller Ausrichtung in bezug auf ihre Rekonstruktionen) die Ergebnisse ihres Rekonstruierens als real oder zumindest als Annäherungswerte an früher reale Zustände betrachtet, d. h. nicht nur als Beschreibungen, die eine möglichst große Zahl von Fakten in einem möglichst „einfachen“ System unterbringen. M. E. reagieren Laryngalisten ebenso wie traditionelle Komparativisten hier — wenn auch eher intuitiv als bewußt — durchaus richtig, indem sie einen Unterschied zwischen historischen und nichthistorischen Disziplinen machen. Bei der Beschreibung oder „Erklärung“ von synchronen Tatbeständen kommt es wohl eher darauf an, Theorien und Methoden zu finden, die die Tatbestände möglichst einfach und zusammenhängend erfassen, ohne allzuviel von unmittelbar Beobachtbarem zu vernachlässigen. Wie sich immer wieder herausstellt, gelingt dies nie in eindeutiger Weise. Wenn wir zwischen zwei Theorien zu entscheiden haben, werden wir einer meist nur bedingt den Vorzug geben, in ihr aber Nachteile entdecken, die eine konkurrierende Theorie vielleicht nicht hat (Komplementarität von Theorien bezüglich eines Gegenstandsbereiches). Der Unterschied zur Behandlung von historischen Gegenständen liegt m. E. darin, daß wir bei diesen nicht in einem solch starken Maße relativieren können. Während synchron-rezente Gegenstände in einem oberflächlichen Sinne weniger theorieabhängig, unmittelbarer zugänglich sind, und Erkenntnisse bis zu einem gewissen Grade von generellerer Geltung sind, so daß man sie aus einer Theorie relativ leicht in eine andere „übersetzen“ kann, trifft dies für historische Sachverhalte nicht zu. Sie lassen sich meist nur bruchstückweise fassen, und um ein Vorverständnis zu erlangen, das bei rezenten Gegenständen bereits vorliegt, muß erst Rekonstruktionsarbeit geleistet werden. Historische Disziplinen müssen sich ihren Gegenstand in einer simplen Weise erst zugänglich machen, ehe sie den Schritt tun können, der für nicht-historische Disziplinen unmittelbar möglich ist. Daher nützt es nichts, einige wenige, mehr oder weniger zufällig bekannte Fakten in ein System zu fassen, wenn es allenthalben an detailliertem

Wissen über vergangene Sachverhalte und Vorgänge fehlt². Miteinander konkurrierende Hypothesen sind dann nicht schon deshalb besser oder schlechter, weil sie Sachverhalte einfacher oder komplizierter „erklären“, sondern allesamt wenig wert, wenn sie sich nur in diesem Punkt voneinander unterscheiden. Insbesondere scheint es ganz unangebracht, unmittelbar greifbare Tatbestände auf ein Minimum an vergangenen Tatbeständen zurückzuführen, wenn dies nur mit Hilfe logischer Operationen möglich ist. Wir müßten ja dann damit rechnen, daß in der Vergangenheit alles einfacher geregelt war und würden jegliche Entwicklung (bzw. Veränderung) als Diversifikation ansehen. Für dieses einfache Schema gibt es sicher keine empirische Basis.

Das Gesagte trifft auch auf Sprachen und ihre Rekonstruktionen zu. Für die Akzeptabilität von linguistischen Rekonstruktionen kann nicht entscheidend sein, wie einfach sie sind, sondern wieviel Evidenz sie aufzuweisen haben und in welcher Weise sie diese Evidenz wirklich berücksichtigen. Erst bei zwei miteinander konkurrierenden Rekonstruktionen, die in dieser Beziehung gleichartig sind, kann die Einfachheit ins Spiel kommen, und zwar in einer sehr eingeschränkten Weise. „Einfachheit“ bezieht sich dann nicht auf die Rekonstrukte an sich, sondern auf die Art und Weise, in der das Erkannte in Zusammenhänge gebracht wird, und zwar in Zusammenhänge der Beschreibung. „Einfachheit“ gehört also nicht der historischen Dimension an. Man vergißt eben zu leicht, daß formale Darstellungen erst auf Erkenntnissen aufbauen können, unsere Erkenntnisse aber kaum in nennenswertem Maße vermehren.

Es ist wichtig, all dies im Auge zu behalten, wenn wir die LT auf ihre Voraussetzungen hin untersuchen.

Vielfach wird behauptet, daß die LT mit den Methoden der IR arbeite. Um diese Aussage überprüfen zu können, müssen wir zunächst feststellen, was normalerweise unter IR verstanden wird bzw. welche Verfahren noch als IR gelten können. Allge-

² Hier ist wohlgermerkt nur von rekonstruierenden Beschreibungen, nicht von wirklichen Erklärungen die Rede. Zur Möglichkeit von historischen Erklärungen vgl. W. Stegmüller, Probleme und Resultate der Wissenschaftstheorie und Analytischen Philosophie, I (Berlin-Heidelberg-New York 1969) 335ff.

mein definiert man IR als eine Rekonstruktion mit den inneren Mitteln einer Sprache, d.h. ohne Zuhilfenahme anderer Sprachen oder Dialekte, die eigene, von der zu untersuchenden Sprache deutlich unterscheidbare Systeme darstellen³. Es wären also auszuschalten Formen aus früheren Stufen „derselben“ Sprache, die auf verschiedene Weise in jüngere Kontexte geraten können, und Formen aus verwandten Sprachen oder nahestehenden Dialekten. Nach Kuryłowicz⁴ handelt es sich um Schlüsse aus synchronem Material, ohne daß oder bevor man komparativ, sprachgeographisch oder areallinguistisch arbeitet. Ganz scheint dies nicht aufzugehen, denn offenbar kann man ohne sprachgeographische Vorklärungen nicht das geeignete synchrone Ausgangsmaterial gewinnen. In der Praxis verstößt Kuryłowicz sogar massiv gegen seine eigene Formulierung, da er indogermanistische Komparativistik treibt.

Wie läßt sich nun aus dem Material einer Sprache in bezug auf einzelne Elemente oder größere Teilbereiche ein früherer Zustand rekonstruieren? Auf jeden Fall müssen in der Sprache Hinweise auf den älteren Zustand überleben; Elemente, die spurlos geschwunden sind, ohne irgendwo Reflexe hinterlassen zu haben, lassen sich auch nicht wiederentdecken. So sind also die Ergebnisse von Sprachwandelprozessen, die zu einem absoluten (bedingungslosen) Zusammenfall von Elementen geführt haben, für unsere Zwecke unverwertbar. Interessanter sind Prozesse der Aufspaltung, deren Resultate in einem späteren Stadium als Alternationen wiedererscheinen. Die Regelmäßigkeit eines Wandels, z.B. Lautwandels, spielt dabei wider Erwarten kaum eine Rolle. Man muß sich klarmachen, daß in Fällen von unterbliebenem Wandel es nichts zu rekonstruieren gibt, da der „alte“ Zustand vorliegt. Es ist bereits auch klar formuliert worden, daß nicht alle Spaltungsprozesse zu Allo-Formen führen,

³ Vgl. W. L. Chafe, Internal reconstruction in Seneca, Lg. 35 (1959) 478 und J. W. Marchand, Internal reconstruction of phonemic split, Lg. 32 (1956) 246.

⁴ J. Kuryłowicz, On the methods of Internal reconstruction, in: PICL IX, S. 9f. Noch weniger ergibt ein anderer Aufsatz desselben Verfassers, Inner reconstruction, in: Current trends in linguistics 11 (den Haag 1973) 63.

sondern nur solche, bei denen (a) die Bedingung für die Spaltung außerhalb des betreffenden Morphems liegt und (b) ein und dasselbe Morphem unter verschiedene Bedingungen gerät, so daß der Wandel in dem einen Fall eintritt, im anderen nicht, bzw. der Wandel zwei verschiedene Ergebnisse hat⁵. Dabei können wir einen Hinweis auf frühere Elemente in verschiedener Weise erlangen:

a) Entweder hat das Element direkte (syntagmatische und paradigmatische) Nachfolger in allen oder mindestens einer Alloform, z.B. lat. *oe* und *ū* als direkte Nachfolger von *oi* in lat. *poena* und *impūnis*; oder *t* und *ø* als Nachfolger von *t* in lat. *par-s* und *part-is*; oder

b) das Element hat (paradigmatisch betrachtet) keinen direkten Nachfolger, es ist in bereits früher vorhandenen Elementen aufgegangen. In den Positionen, in denen es früher vorkam, stehen jedoch alternierend andere Elemente (syntagmatische Nachfolger); z.B. bulg. *e* und *'a* als indirekte Hinweise auf älteres *ě* in *brjag*, pl. *bregové*.

Alternationen geben also, sofern sie auf die oben dargestellte Weise entstanden sind, auf jeden Fall einen Hinweis auf frühere Verhältnisse. Es fragt sich nun, ob es noch Hinweise anderer Art geben kann. Bis jetzt war stillschweigend davon ausgegangen worden, daß sich die IR auf den phonetisch-phonologischen und den rein morphologischen Bereich (ohne grammatische Inhalte) beschränkt. Es wäre jedoch zu prüfen, ob nicht auch aus Restelementen bzw. -konzepten, die durch Verlust an systematischem Gewicht in der Sprache zustandegekommen sind, Rückschlüsse auf frühere Zustände gezogen werden können. Als Beispiele seien genannt formale und funktionelle Reste von Kasus (z.B. des Lokativs im Lat. und Griech.) oder Reste älterer Bedeutungen von Wörtern oder grammatischen Morphemen. Die Rekonstruktion bestünde hier in der systematischen Ansetzung eines Restphänomens für eine Sprache generell. In diesem Zusammenhang ist zu fragen, welchen Sicherheitsgrad die durch

⁵ Vgl. H. M. Hoenigswald, *Language change and linguistic reconstruction* (Chicago 1965) 100.

IR gewonnenen Ergebnisse überhaupt haben und welche allgemeinen Annahmen wir auf jeden Fall machen müssen.

a) Eine der Annahmen bezieht sich auf die Zusammenstellung von Allo-Formen: Zwei oder mehrere Allo-Formen werden immer dann als Ko-Allo-Formen betrachtet und auf eine gemeinsame Urform zurückgeführt, wenn ihre äußeren Formen eine gewisse Ähnlichkeit miteinander aufweisen und auch eine gewisse Ähnlichkeit in den Funktionen oder Bedeutungen besteht, und sofern für diese Ähnlichkeit keine anderen Ursachen nachweisbar sind⁶. (Die Vagheit dieser Bestimmung ist evident; es gibt auch Versuche, wenigstens hinsichtlich der äußeren Form zu genaueren Bestimmungen zu kommen. Auf sie soll hier jedoch nicht eingegangen werden.)

b) Die andere Annahme bezieht sich auf das Aussehen des Rekonstrukts: Wir urteilen nach Gründen der phonetischen oder semantischen Plausibilität, wenn zu entscheiden ist, ob ein Wandel der Richtung $a > b$ oder $b > a$ hatte, oder die Vorform keinem der beiden Nachfolgerelemente näher stand. Eine andere Möglichkeit besteht darin, z.B. dem Phonem mit der weitesten Distribution den Vorzug zu geben, wenn für die Wahl zwischen zwei Alternativrekonstruktionen keine anderen Entscheidungskriterien zur Verfügung stehen⁷. Im Bereich der Phonetik lassen wir uns vermutlich von artikulatorischen Gegebenheiten leiten oder wir stützen uns auf statistische Erfahrungen. Ist über den Tatbestand des Alternierens hinausgehend ermittelt worden, welche Bedingungen für dieses Alternieren vorliegen, dann können auch die Möglichkeiten hinsichtlich der Form des Rekonstrukts eingeschränkt werden. Es wäre vielleicht günstig, festzulegen, daß erst dann von IR gesprochen werden kann, wenn genaue Aussagen über die Lautform des Rekonstrukts gemacht werden können. Wie zu erwarten, werden in der Praxis weiterreichende Schlüsse gezogen, als es das Material zuläßt⁸.

⁶ Dieselben Schwierigkeiten gelten natürlich auch für komparative Rekonstruktion. Zu einem Präzisierungsversuch s. Marchand, *op.cit.*, 246f.

⁷ Vgl. Chafe, *op.cit.*, 481.

⁸ Dazu s. Kritik Chafes an Hoenigswald, Chafe, *op.cit.*, 477f.

Bei der Alternation $t - \emptyset$ bzw. *part* — *par* in lat. *partis* — *pars* nehmen wir deshalb an, daß t das Ursprünglichere ist, weil wir sonst keine Hinweise auf ein Sprossen von t nach r (oder in anderen Positionen) haben und weil die Lautverbindung ts im Lat. nicht (mehr) existiert. Dieses Beispiel demonstriert deutlich, daß IR noch mehr beinhaltet: Nicht nur die Evidenz der alternierenden Formen wird ausgewertet, sondern zusätzlich verschiedene Regeln der Sprache in angrenzenden Bereichen. Man fragt z.B. danach, welche Lautkombinationen überhaupt zugelassen sind, welche damit zusammenhängenden Wandel erschlossen wurden u.ä. Dem liegt offenbar die universale Annahme einer gewissen Systematizität von Sprachen zugrunde.

Sind diese Annahmen auch teilweise universaler Natur, so behaupten sie doch nichts Konkretes über den generellen Bau von Sprachen und über generelle Wandeltendenzen, was nicht irgendwie von Erfahrungen abhängig wäre. Hierin unterscheidet sich die LT m.E. grundsätzlich von anderen Varianten der IR.

Eine kritische Würdigung der LT und ihrer Methoden wird leider dadurch sehr erschwert, daß die Laryngalisten eine Vielfalt von Meinungen vertreten, die z.T. beträchtlich voneinander abweichen. Der springende Punkt ist hierbei in der Stellungnahme zu den traditionellen (junggrammatischen) Rekonstruktionsergebnissen zu sehen⁹. Im einfachsten Fall läßt man die Brugmannsche Rekonstruktion des idg. Vokalsystems gelten und nimmt die Existenz von Laryngalen für eine frühere Phase der Gemeinsprache an. Nur in diesem Fall haben wir es in etwa mit IR zu tun. Rekonstruiert wird ausgehend von dem Material einer bereits durch Rekonstruktion gewonnenen Sprache und nur aus dieser Sprache, da Schwestersprachen des Idg. nicht existieren bzw. nicht gefunden werden konnten. Das besondere Charakteristikum einer solchen IR besteht darin, daß sie eine Rekonstruktion zweiten Grades ist. Bis zu diesem Punkt gibt es im Grunde genommen keine echte Beweisführung, alles beruht auf

⁹ Ein Überblick über verschiedene Haltungen zu LT und traditioneller Rekonstruktion bei W. Lehmann, *Proto-indo-european phonology* (Austin 1955) 28f.

Spekulation¹⁰. Der IR-Charakter wird eingeschränkt, wenn man daneben das hethitische Material zur Rekonstruktion heranzieht. Stellt man den übrigen, als Einheit betrachteten idg. Sprachen das Hethitische gegenüber, und schließt auf die Existenz von Laryngalen in einer gemeinsamen Vorstufe nur aufgrund des Vergleichs, dann geht man ohne Zweifel bereits komparativistisch vor. Allerdings bleibt ein IR-Element erhalten: Da das hethitische Material nicht mit Sicherheit auf mehr als auf einen Laryngal weist, gewöhnlich aber mindestens drei Laute und Phoneme angesetzt werden, können diese nur durch IR gewonnen werden.

Die meisten Laryngalisten fühlen sich mit dem hethitischen Material allein offenbar nicht wohl und suchen daher nach Evidenz für die einstige Existenz von Laryngalen auch in den übrigen idg. Sprachen, d.h. sie verlassen bewußt den Boden der IR¹¹. Das komparativistische Moment wird ausgedehnt von einem Vergleich zwischen Hethitisch und den übrigen idg. Sprachen auf den Vergleich aller idg. Sprachen untereinander. Dieses Vorgehen ist angesichts der Reichweite der Rekonstruktionen durchaus verständlich. Wenn man nach Reflexen von Laryngalen in den Einzelsprachen sucht (die für komparative Zwecke ja verschieden sein müssen), dann muß man notwendigerweise voraussetzen, daß alle oder zumindest einige Laryngale nicht bereits in gemeinidg. Zeit geschwunden sind, sondern in den Vorläufern der Einzelsprachen weiterlebten, um schließlich überall (außer im Hethitischen) unabhängig voneinander wegzufallen. Ihre Reflexe sind dann von Sprache zu Sprache verschieden, was sich eben aus einzelsprachlicher Entwicklung erklärt.

Bei Ablehnung der eben dargestellten Konzeption wird eine viel unwahrscheinlichere Annahme erforderlich. Bekanntlich zeigen Laryngalisten die Neigung, eine große Zahl von sehr unterschiedlichen Phänomenen, für die die Junggrammatiker keine „Erklärung“ wußten, auf Laryngale zurückzuführen.

¹⁰ Vgl. Szemerényis Urteil über die de Saussureschen Ansätze. O. Szemerényi, Einführung in die vergleichende Sprachwissenschaft (Darmstadt 1970) 114.

¹¹ Bis dahin konnte die Hinzuziehung des Hethitischen als eine nachträgliche Bestätigung der durch IR gewonnenen Ergebnisse gelten.

Träfen diese Ansätze zu und wären die Laryngale nur gemeinidg., dann müßte man mit folgenden Entwicklungsstufen rechnen: a) Schwund der Laryngale in ausgehender idg. Zeit unter Zurücklassung identischer Reflexe in allen Dialekten; b) Schwund von Laryngalreflexen in den Einzelsprachen in unterschiedlicher Weise, so daß kaum zwei Sprachen gleichartige Reflexe bewahren. Die unter b) gemachte Annahme läge für gewisse Phänomene wie *Tenues aspiratae* im Indoiranischen versus Verlust der Behauchung in den übrigen Sprachen u.ä. zwar im Bereich der Möglichkeit, wie soll man sich aber den Schwund von anlautenden Vokalen in einigen Wörtern (außer im Griechischen und Armenischen) oder von infolge Laryngalerhärtung entstandenem *k-*, *g-* vorstellen? Warum sind dann nicht die anlautenden Vokale in allen Fällen und ebenso alle anlautenden *k-*, *g-* geschwunden, sondern nur die angeblich auf Laryngal zurückgehenden? Wenn man dem entgegenhält, daß die einzelsprachlich geschwundenen Laute noch nicht mit den später vorliegenden (also mit normalem *e*, *o* usw. bzw. *k-* und *g*) identisch waren, dann sagt man eigentlich nichts anderes als daß die Laryngale eben doch noch in einzelsprachlicher Zeit existiert haben, und ist somit wieder am Ausgangspunkt der Diskussion angelangt. Man ziehe sich nicht auf die Position zurück, daß die Vorstufen dieser Laute keinen laryngalen Charakter mehr hatten; über den phonetischen Wert der Laryngale läßt sich ohnehin nichts Sicheres sagen und es ist deshalb müßig, über den Lautcharakter von chronologischen Zwischenstufen zu grübeln.

Verschieden weit gehen auch die Ansätze der Laryngalisten in bezug auf die Ausbildung des idg. Vokalsystems. Manche rechnen (a) offenbar damit, daß es ursprünglich nur einen Vokal gab, aus dem sich unter Einwirkung nachfolgender oder vorausgehender Laryngale die Vielzahl der bekannten Vokale entwickelte. Andere rechnen (b) mit der Existenz von *e* und *o*, wie inzwischen auch Kuryłowicz¹², oder sogar noch von kurzem *a*. Die Erklärung des Entstehens von kurzem inlautendem *a* bereitet innerhalb der Laryngalthorie ohnehin Schwierigkeiten. Wenn wir nicht annehmen wollen, daß *a* von Anfang an zum

¹² Vgl. J. Kuryłowicz, *L'apophonie en indo-européen* (Wrocław 1956) 106.

Bestand der Grundsprache gehörte (wofür manches spricht¹³) oder durch Ablautung aus *o* entstanden ist, dann müssen wir eine laryngalistische Erklärung finden, die sich nicht in Widersprüche zu anderen Ansätzen der LT verwickelt. Offenbar kann es sich nur um postkonsonantische Laryngale handeln, die nachfolgenden Vokal, d.h. den ursprünglichen Einheitsvokal *e* umfärben, denn *e* mit nachfolgendem Laryngal soll ja Langvokale liefern¹⁴. Da aber auch die Längung von *y* und *w*, die *Tenues aspiratae* des Altindischen und zum Teil die *Mediae aspiratae* des Indoiranischen auf folgenden Laryngal zurückgehen sollen, hätten Laute dieser Klasse nach vorn und nach hinten gewirkt, was wiederum eine erstaunliche Leistung ist. Als viel gravierender erweist sich aber, daß wir implizite damit behaupten, die verschiedenen Vokalqualitäten wären gar nicht während einer gemeinidg. Entwicklungsphase phonologisiert worden, sondern erst einzelsprachlich. Als Alternative bietet sich höchstens an, die *Tenues aspiratae* doch für das Gemeinidg. anzunehmen. Welcher Lösung man auch den Vorzug gibt, es werden Schwächen sichtbar, die mit einer ungenügenden Aufeinanderabstimmung der laryngalistischen Einzelergebnisse zusammenhängen. Daneben scheint auch (c) die Auffassung vertreten zu werden, daß neben den Laryngalen alle Vokale und alle Formen des Ablauts mit Ausnahme von Langvokal — Schwa vorlagen, d.h. die Laryngale keine neuen Elemente schufen, sondern die Vokalverhältnisse nur in Einzelwörtern modifizierten.

Eine Analyse der drei Auffassungen führt zu dem Ergebnis, daß uns keine Notwendigkeit zwingt, (a) oder (b) zu akzeptieren. Es gibt keinerlei Evidenz für die einstige Existenz von Laryngal in einer Reihe von Wurzeln mit *a* und anderen Vokalen, ja selbst ablautende Wurzeln können sekundär in das Ablautsystem einbezogen worden sein. Abschließend sei vermerkt, daß innerhalb der LT für die ursprünglichen Langdiphthonge auch mit viel gutem Willen keine Erklärung gefunden werden kann¹⁵.

Bei einer „normalen“ IR versucht man, wie oben ausgeführt, aus zwei Allo-Formen auf die unmittelbar voraufgehende Form

¹³ Szemerényi, op.cit., 128f.

¹⁴ Vgl. Lindeman, op.cit., § 37f. und § 36.

¹⁵ Lindeman, § 56f.

zu schließen und bleibt möglichst im Rahmen phonetischer Plausibilität. Die LT scheint sich hier anders zu verhalten. Greifen wir den Ablaut der langvokaligen Wurzeln als einen der sichersten Aufhänger der LT heraus, und vergleichen, was die traditionelle Indogermanistik zu diesem Punkt zu sagen hat. Die Junggrammatiker haben angenommen, daß belegtes *a/i* als Reduktionsstufe von *ā ē ō* auf einen zentralisierten, überkurzen Vokal, eben das bekannte Schwa, zurückweist, und konnten sich dabei auf die Erfahrung stützen, daß reduzierte unbetonte Vokale gewöhnlich in geringerer Zahl auftreten als betonte Vollvokale und in Reduktionspositionen die Neigung zur phonologischen Neutralisierung durchaus häufig ist. Für eine frühe Phase des Indogermanischen werden also nur *ā ē ō* angesetzt. Eine so einfache Erklärung kann die LT nicht bieten. Sie muß statt dessen die Existenz eines oder mehrerer Laute postulieren, die als Klasse in keiner idg. Sprache mit Ausnahme des Hethitischen nachzuweisen sind.

Einer der Vorzüge der LT soll darin bestehen, für eine Reihe von Phänomenen eine einheitlichere, gemeinsame Erklärung zu liefern, z. B. den Ablaut der langvokaligen Wurzeln mit dem der diphthongischen Wurzeln und letzten Endes auch der kurzvokaligen Wurzeln in einen engen Zusammenhang zu bringen und dabei auch noch gleichförmige Wurzelstrukturen zu rekonstruieren. Abgesehen davon, daß dies ein recht zweifelhafter Vorzug sein mag, sollte dann aber nicht verschwiegen werden, daß an anderer Stelle eine Asymmetrie geschaffen wird: Zwar haben kurzvokalige und diphthongische Wurzeln eine Dehnstufe, nicht aber die langvokaligen, oder es ist zumindest nichts davon entdeckbar. Für das Gesamt der Vokalalternationen des Idg. wird auf keinen Fall eine gemeinsame Erklärung geboten, denn zu *o-* und *a-*Ablaut haben die Laryngalisten nicht mehr zu sagen als die Junggrammatiker. Es fragt sich auch, ob das Ansetzen von Laryngalen an allen möglichen Stellen von Morphemen und Wörtern nicht sogleich wieder die eben erst gewonnenen einheitlichen Wurzelstrukturen zerstört, denn zur Erklärung der prothetischen Vokale des Griech. und Armen. muß man Wurzeln und Wortanlaute konstruieren, die am Anfang die Lautfolge HK- (Laryngal + Konsonant) aufweisen, woraus man auf An-

laute wie Nasal/Liquid + Konsonant schließen müßte, um die Einheit des Wurzelbaues zu wahren¹⁶. Somit bleibt uns nur festzustellen übrig, daß die LT an einer Stelle Lücken stopft, sie dafür an anderer Stelle aufreißt.

Ein Einzelfall scheint noch besonders hervorhebenswert zu sein, weil er allenfalls als Ablautentgleisung verstanden werden kann. Wenn in Griech. $\varphi\tilde{\alpha}\mu\acute{\iota}$ und $\varphi\tilde{\alpha}\mu\grave{\epsilon}\nu$, $\varphi\alpha\tau\acute{o}\varsigma$ eH₂ und H₂ miteinander wechselten, dann paßt $\varphi\omega\nu\acute{\eta}$ laryngalistisch nicht mehr dazu, denn $\tilde{o}$ - sollte ja aus eH₃ stammen. Ein- und dieselbe Wurzel kann aber unmöglich zwei verschiedene Laryngale gehabt haben, da ja dafür ein Ablauten von Laryngalen untereinander angenommen werden müßte. Man denkt mit Schrecken daran, welche neuen Komplikationen sich daraus ergeben müßten.

Die gravierendsten Einwände, die gegen die LT vorgebracht werden können, sind von zweierlei Art; beide beziehen sich jedoch auf die Reichweite der Annahmen, ohne die man die Ergebnisse der LT nicht akzeptieren kann.

1. Es wird angenommen, daß eine Klasse von Lauten die vielfältigsten phonetischen Wirkungen entfalten kann:

- a) Umfärbung von Vokalen (und Entstehung neuer Phoneme);
- b) Dehnung von Vokalen (und Entstehung neuer Phoneme);
- c) Umfärbung und Dehnung von Vokalen;
- d) keine Wirkung auf Vokale;
- e) Vokalisierung der Laryngale selbst;
- f) Entwicklung von Velaren aus Laryngalen;
- g) Ausscheidung von *w* bei Dehnung eines vorangehenden Vokals;
- h) Aspirierung von stimmlosen Verschußlauten;
- i) Aspirierung von stimmhaften Verschußlauten (in einigen Fällen).

Der Katalog aller überhaupt einmal gemachten Annahmen ist damit sicher noch nicht erschöpft.

Laryngalisten können natürlich darauf verweisen, daß die einzelnen Laryngale verschiedene phonetische Eigenschaften hatten,

¹⁶ Zu einer weiteren Inkonsistenz im Ansatz der Benvenisteschen Morphemstrukturen s. Szemerényi, op.cit., 125.

aber dem ist wiederum entgegenzuhalten, daß man aus dem Hethitischen Evidenz nur für einen Laryngal, mit großer Mühe vielleicht für zwei gewinnen kann. Überdies ergibt sich aus gewissen Überlegungen am ehesten, daß es sich um eine Art von Spiranten gehandelt haben könnte¹⁷. Es fällt schwer zu glauben, daß Laute dieser Klasse alle solche Auswirkungen gehabt haben könnten. Man kann den Laryngalisten auch vorwerfen, daß sie keine systematischen Gegenproben vorgenommen haben, d.h. Laryngale eigentlich nur dort ansetzen, wo sie sie zur Lösung bestimmter traditioneller Probleme benötigten.

Mit der Einwirkung von Lauten auf benachbarte Laute rechnete man auch in der traditionellen Indogermanistik, und man konstruierte gelegentlich Veränderungen, die den Charakter eines Lautes völlig veränderten, war aber dabei so vorsichtig, Zwischenstufen anzusetzen.

Als Parallele für die Entwicklung der Laryngale im Indogermanischen wird gelegentlich das Semitische angeführt, das zum einen Laryngale besaß, zum anderen einzelsprachlichen Schwund bei Wirkung auf benachbarte Vokale aufweist. Eine genauere Untersuchung zeigt jedoch, daß die Parallelität der Entwicklungen durchaus nicht so weit reicht¹⁸.

¹⁷ Szemerényi, 121.

¹⁸ Für das Ursemitische sind neben einer Reihe von Laryngalen unzweifelhaft drei kurze und drei lange Vokale anzusetzen, ein Zustand, der annähernd im Arabischen gewahrt blieb. Andere semitische Sprachen haben im Laufe ihrer Entwicklung einige oder alle Laryngale verloren, was zu gewissen Modifikationen der benachbarten Vokale führte. Ein völlig neues Vokalsystem ist daraus jedoch in keiner Einzelsprache entstanden. Der Schwund von Laryngalen hatte im Akkadischen zunächst Vokaldehnung zur Folge, was phonetisch durchaus verständlich ist; z.B. (präkons.) *zi'bu* > *zibu*, (postkons.) *ḫi'u* > *ḫītu* (*ḫittu*). Des weiteren geht der Vokal *ē* zum überwiegenden Teil, aber nicht ausschließlich, auf Laryngale zurück; vgl. *raḥāmu* > *rēmu*, *'amādu* > *emēdu*, *ba'lu* > *bēlu*. Siehe dazu Bergsträsser, Einführung in die semitischen Sprachen (Darmstadt 1963) (1928) 21; L. A. Lipin, Akkadskij jazyk (Moskau 1964) 27, 31. Recht starke Veränderungen haben Vokalbestand und Vokaldistribution im Hebräischen erfahren. Bei der Beurteilung des hebräischen Materials müssen wir jedoch berücksichtigen, daß diese Sprache frühzeitig unter den Einfluß des verwandten Aramäischen geriet und lange vor Christi Geburt als Umgangs-

Für die Reduktion und Neutralisierung verschiedener Vokale in unbetonten Silben gibt es hingegen eine Fülle von Evidenz; man vgl. die Vokalreduktionen im Russischen und noch weitergehend in bestimmten bulg. Dialekten, in griech. Dialekten, in germanischen Sprachen. Auch die Reduktion von i- und u-Diphthongen mit Erhalt des letzten Elements ist durch das Lat. belegt, allerdings mit Längung des nichtsilbischen Elements (vgl. *claudo* — *inclūdo*). Diese kurzen Hinweise können bereits zeigen, daß an der traditionellen Darstellung des quantitativen Ablauts nichts Mysteriöses festzustellen ist.

2. Der zweite Annahmenkomplex ist viel schwerwiegender, da er sich nicht nur auf den Charakter einiger hypothetischer Laute (von Einzelsprachen) bezieht, sondern offenbar generelle Behauptungen über das Verhältnis von älteren zu jüngeren Sprachstufen aufstellt. Demnach wären ältere Sprachstufen regelmäßiger, einfacher und symmetrischer gebaut als spätere, eine Ansicht, die stark an Vorstellungen der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts (Bopp u. a.)¹⁹ erinnert. Alles, was wir aber über die Entwicklung von Sprachen wissen, spricht gegen solche Annahmen. Auf Vermehrung von Elementen und die Zunahme sogenannter Ausnahmen folgen in der Regel Phasen des Ausgleichs, so daß letzten Endes eine durchschnittliche Kompliziertheit gewahrt bleibt. Die LT schließt jedoch aus der Tatsache, daß *e* der häufigste Wurzelvokal war, auf die alleinige Existenz

sprache ausgestorben war. Als Gelehrtensprache und Sprache der Religion wurde sie erst spät unter dem Einfluß der arabischen Grammatik fixiert, d.h. wir haben keine Gewähr dafür, daß uns natürliche Entwicklungen im Vokalsystem überliefert wurden. Auch wenn man von diesen Unsicherheiten absieht, kann man feststellen, daß Neuentstehung von Vokalen viel mehr auf Betonungsverhältnisse, Silbenbau, Position des Wortes im Satz, Anaptyxe u.a. als auf Laryngalschwund zurückgeht. So hat zwar urspr. *ra's* > *rōš* ergeben, aber die Vokalfärbung hat nichts mit dem Laryngal zu tun, denn *ā* ist auch sonst in *ō* übergegangen, z.B. in *šālōm*; vgl. R. Meyer, Hebräische Grammatik I (Sammlg. Göschel 763/763a/763b), Berlin 1966, 30ff., 82f., 101ff.

¹⁹ In diesem Zusammenhang ist auch an die Organismustheorie (Schleicher) zu erinnern, nach der Sprachen die Phasen des Wachstums, der Kulmination und des Verfalls durchlaufen.

von *e*; sie setzt einen einheitlicheren Morphembau an als er in irgendeiner Einzelsprache belegt ist; sie führt verschiedene Flexionsklassen auf ein Grundschema zurück (z.B. die idg. Präsensklassen, die der 5., 7. und 9. Klasse des Altindischen entsprechen) u. a. Auch der Ansatz von H_1 , das *e* nicht färbt, geschieht aus Gründen der Symmetrie.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei folgendes klargestellt: Es verstößt nicht gegen die Gesetze der Logik, Laryngale anzusetzen, auch wenn sie nirgends belegt sind. Es ist auch möglich, ein Ein-Vokal-System für eine Sprache zu rekonstruieren, auch wenn typologische Erwägungen dagegensprechen²⁰ (man konnte bekanntlich keine solche Sprache finden). Es ist weiterhin nicht ausgeschlossen, einer Klasse von hypothetischen Lauten eine Menge von Veränderungen zuzuschreiben. Die historische Sprachwissenschaft ist jedoch eine empirische Wissenschaft, die nicht allein mit logischen Grundsätzen auskommen kann, sondern einiges mehr an Evidenz braucht, um jeweils die Unzahl der logisch möglichen Fälle auf ein paar tatsächlich mögliche (oder besser einen einzigen) eingrenzen zu können, und sie ist dankbar, wenn für hypothetische Ansätze wenigstens in einer anderen Sprache Parallelen nachgewiesen werden können.

Hustadtring 63,
Bochum

Norbert Boretzky

²⁰ In diesem Punkt kann man der Kritik Szemerényis nicht folgen; vgl. op.cit., 130.

Les termes "chien" et "cheval" en indo-européen

Dans les études indo-européennes les tentatives visant à élucider la préhistoire de certains termes apparemment inanalysables ont été plus nombreuses pour "chien" que pour "cheval". Pour la plupart des tentatives portant sur "chien" on peut tout simplement renvoyer à A. Walde-J. B. Hofmann¹ où elles sont qualifiées de stériles: i.-e. **k₁yon-*, **k₁un-* (cf. gr. *κύων*, skr. *śván-*, tokh. AB *ku* etc.) < **k₁eu-* "gonfler" (e. a. Vaniček), < racine onomatopéique **kau-*, **kū-* "crier, hurler" (Loewenthal), < **p₁k₁yon-* "gardien du bétail" (Osthoff), < **kū-*, **k₁ū-* "pointu" (Wood), = lat. *cano* "chanter" (Holthausen). Il faut y ajouter: l'explication à partir de **sp₁k₁yon-* (lat. *specio*) proposée par Hirt², la dérivation de **k₁eu-* "luire, briller" avancée par Specht³, la reprise de **p₁k₁yon-* (Osthoff) par Knobloch⁴ avec le sens de "das Tier . . . das Schafe und seine eigenen Artgenossen raufend anfällt" (i.-e. **pek-* "arracher, tirer": lat. *pecu* "bétail", *pecten* "peigne").

En ce qui concerne le terme "cheval", chez A. Walde-J. B. Hofmann⁵ on ne trouve qu'une seule "weitere Analyse": le rapprochement d'i.-e. **ek₁yo-* (cf. lat. *equus*, skr. *áśva-* etc.) avec **ōk₁u-* "rapide" (e. a. Vaniček). Mais il faut aussi renvoyer ici à E. Raucq⁶ qui mentionne (et rejette) trois autres essais de solution: une origine turque (Nehring), < racine onomatopéique indo-européenne **ek₁ke-*, **ek₁ka-* reproduisant le hennissement (Brandenstein), < i.-e. **ek(ō)-* "manger" (Raucq)⁷.

¹ Lat. etym. Wb.³ I (Heidelberg 1938) 153.

² IF. 32 (1914) 282.

³ Urspr. idg. Dekl. (Göttingen 1944) 121s.

⁴ Donum indogermanicum. Festgabe für Anton Scherer (Heidelberg 1971) 39s.

⁵ o. c. (note 1) 412.

⁶ Contribution à la linguistique des noms d'animaux en indo-européen (Antwerpen-'s Gravenhage 1939) 17ss.

⁷ L'explication de lat. *aqua* "eau", etc. à la lumière d'i.-e. **ek₁yo-* "cheval" (Wagner, KZ. 75 [1957] 67) porte évidemment en premier lieu sur lat. *aqua*, etc.

Si l'on examine les explications dont a joui i.-e. **k_uon-*, **k_{un}-* "chien", celle qui part de **k_{eu}-* "luire, briller" est, à mon avis, de loin la meilleure aussi bien au point de vue sémantique qu'au point de vue phonétique et morphologique. En effet, tandis que les reconstructions **p_kuon-* et **sp_kuon-* obligent en tout cas d'admettre une simplification préhistorique **p_k-*, **sp_k-* > **k-* et tandis que la comparaison avec lat. *cano* < i.-e. **kan-* (voir aussi gr. *καναχή* "bruit retentissant") ne rend pas compte de l'initiale **k_u-*, une origine **k_{eu}-*, **k_u/u-* ne pose évidemment pas de problèmes: cf. de **k_{eu}-* "luire, briller" les dérivés av. *sūrəm* "tôt le matin", skr. *śvās* "cras".

Pour ce qui est du côté morphologique, i.-e. **k_{eu}-* "luire, briller" offre un exemple clair et indiscutable d'un élargissement en **-n-* à côté de **k_u-on-*, **k_u-n-*, je veux dire dans skr. *śóna-* < **śóna-* "rouge, (subst.) rougeur"⁸ dont on ne peut probablement pas séparer celt. **kouno-* (cf. e. a. cymr. *cun* "gracieux")⁹.

Et tandis que pour "chien" les notions primitives "gonfler", "crier, hurler", "pointu", "chanter", "arracher, tirer" sont extrêmement hypothétiques ou même arbitraires, il y a plusieurs exemples qui prouvent que le "chien" se trouve réellement dénommé d'après sa couleur: cf. v. sl. *p_{bs}z* "chien" qui est apparenté à v. sl. *p_{bs}tr_z* "bigarré", skr. *piśāṅga-* "(brun) rougeâtre"¹⁰; lit. *kālė*, *kalė* "Hündin" qui ne peut être séparé de lit. *kalýbas*, *kalývas* "Hund mit weißem Halsring"¹¹. Il faut aussi attirer l'attention sur les qualifications skr. *árjuna-* "blanc, lumineux", *piśāṅga-* (cf. ci-dessus), (peut-être) gr. ἄργος (nom du chien d'Ulysse) = ἄργός "d'un blanc brillant" (ou "rapide"?), lit. *rūdis mąrgis* "ein rotbrauner und ein bunter Hund" qui s'appliquent toutes à des chiens¹².

Pour "cheval" aucune des interprétations précitées ne peut être maintenue: il y a, en effet, des objections insurmontables d'ordre phonétique (**ōk_u-*), morphologique et sémantique (**e_ke-*, **e_ka-* et **e_k(ō)-*). Quant à l'hypothèse d'une provenance non-

⁸ Specht, l. c. (note 3).

⁹ Cf. M. Mayrhofer, *Etym. Wb. d. Altind.* III 378s. (Heidelberg 1970).

¹⁰ W. Schulze, *Kl. Schr.*² (Göttingen 1966) 125.

¹¹ Specht, l. c. (note 3).

¹² Schulze, l. c. (note 10), avec note 2.

indo-européenne (turque), elle n'a rien de recommandable. La seule explication qui, à mon avis, puisse résoudre le problème de la préhistoire de **ek̑uo-*, c'est celle que j'ai proposée (avec Specht) et précisée pour le terme "chien": cela signifie qu'aussi bien pour "cheval" que pour "chien" il faut partir d'i.-e. **k̑eu-* "luire, briller".

L'emploi d'un nom de couleur pour désigner ou pour qualifier le "cheval" s'observe aussi dans gr. Βαλῖος (nom du cheval d'Achille) = βαλῖός "moucheté, tacheté, bigarré" et dans all. *Schimmel* "cheval blanc" qui a la même origine que v. h. a. *scīmo*, ags. *scīma* "éclat", got. *skeima* "lampe, flambeau", etc.

Entre **k̑u-on-*, **k̑u-n-* "chien" et **ek̑uo-* "cheval" il y a évidemment la différence de structure morphologique, thème en *-*n-* et formation thématique: comme la thématisation est d'apparition tardive en indo-européen, **ek̑u-o-* thématique ne peut être la forme primaire du nom¹³. De plus, trois langues indo-européennes me semblent avoir conservé la trace d'un thème plus ancien en *-*n-* dans le mot qui se rapporte au "cheval". J'attire d'abord l'attention sur *Epōna*, nom de la déesse des chevaux et des ânes chez les Gaulois et qui a été construit sans doute sur un ancien thème en *-*n-*. Il y a ensuite gr. ἵππων qui en face de ἵππος a reçu le sens de "écurie": dans ce cas il y a manifestement eu influence des nombreux mots en -ων désignant des lieux comme p. ex. ἀνδρῶν "appartement des hommes", κοπρῶν "dépôt d'immondices", λουτρῶν "salle de bains", οἶνῶν "cave à vin" etc.¹⁴. Le fait que ἵππων ne soit pas attesté chez Homère ne prouve pas nécessairement une origine récente. En troisième lieu je cite tokh. B *yäkweññe* "se rapportant au cheval" (tokh. B *yakwe* < i.-e. **ek̑uo-*) avec suffixe -*eññe* < i.-e. *-*on-ǵo-*¹⁵, de sorte que dans ce cas aussi on se trouve devant un ancien **ek̑u-on-*¹⁶. Or la

¹³ E. Raucq, o.c. (note 6) 19.

¹⁴ Pour ces exemples, cf. P. Chantraine, La formation des noms en grec ancien (Paris 1933) 164s.

¹⁵ Pour le tokharien voir maintenant A. J. Van Windekens, Le tokharien confronté avec les autres langues indo-européennes, Vol. I La phonétique et le vocabulaire (Louvain, sous presse; date de publication: février 1976).

¹⁶ À mon avis une forme telle que tokh. B *yäkweññe* constitue même une des sources principales du suffixe nominal tokh. B -*eññe* en général.

présence en celtique, en grec et en tokharien de **ek̑u-on-* exprimant la notion de "cheval" à côté de **k̑u-on-*, **ku-n-* exprimant la notion de "chien" dans pratiquement toutes les langues indo-européennes, ne peut, je pense, être fortuite.

Reste à rendre compte de la voyelle initiale **e-* dans le terme **ek̑u-on-*, **ek̑u-o-* "cheval" en face du terme **k̑u-on-*, **ku-n-* "chien". Je suis d'avis que **e-* constitue un préfixe indo-européen alternant apophoniquement avec **o-* dans i.-e. **o-zd-o-* "branche, rameau" (gr. ὄζος, arm. *ost*, got. *asts* etc.). Ce préfixe coïncide avec l'augment verbal **e-* qui est attesté en grec, en phrygien, en arménien et en indo-iranien. Il a aussi laissé des traces en grec dans des verbes tels que ἐγείρω "faire lever, éveiller" (= skr. *jāgārti*) et ἐθέλω à côté de θέλω "vouloir". À l'origine il a dû avoir un sens local (cf. **o-zd-o-*) et temporel (voir l'augment) qui, cependant, s'est affaibli dans la suite, de sorte que **e-* se trouvait tout simplement employé comme préfixe intensif, e.a. dans **e-k̑u-on-*, **e-k̑u-o-* "cheval" où la présence de **e-* servait d'ailleurs à distinguer ce mot de **k̑u-on-* "chien". Pour le passage du sens de ce préfixe à la valeur intensive, cf. e.a. gr. ἄ-, ᾶ- copulatif < i.-e. **sm-* "ensemble, avec" et tokh. A *ā-*, B *a-* etc. < i.-e. **n-* etc. "dans"¹⁷.

"Wit-Hūs", Ganzendries 38,

A. J. Van Windekens

Pellenberg (Leuven), Belgique

¹⁷ Pour le préfixe tokharien, cf. A. J. Van Windekens, *Orbis* 17 (1968) 408ss., 20 (1971) 110ss. et 447ss.

Hethitisch *kuša-* *

1. Die Entdeckung des Wortes *pešna-* „Mann“ im Hethitischen von E. Neu-H. Otten, IF. 77 (1972) 181–190 und die Etymologisierung dieses Wortes als **pes-no-* „der mit **pes-* versehene“ oder „Penis(-Mensch)“, gibt Anlaß dazu, eine ähnliche Etymologie für das Wort ^(LÚ)*kuša-* zu erwägen, das nach J. Friedrich, Heth. Wb. „Bezeichnung eines Verwandten“ ist. Wir möchten mit H. Güterbock *kuša-* als „Braut“ und ^{LÚ}*kuša-* wie O. Gurney als „Schwiegersohn“ auffassen¹. Dieses Wort könnte man vielleicht mit griech. *κόσθος* „weibliche Scham“, das noch keine befriedigende Etymologie gefunden hat, verbinden.

2. Ausgangsstelle zu einem Versuch zur genaueren Umschreibung des Wortes *kuša-* ist KUB XXIX 1 II 2–4:

(2) nu-wa ^DIš-du-uš-ta-ya-aš ^DPa-pa-ya-aš kat-te-er-re-eš

(3) ka-ru-ú-e-le-e-eš DINGIR.MEŠ ku-ú-še-eš

(4) ha-a-li-an-te-eš a-še-an-zi

„Išduštaya and Papaya, the primeval underworld deities . . . , sit there bowing down“. Mit H. Güterbock und H. Otten muß man hier ku-ú-še-eš als ein Substantivum betrachten und mit der Form ^{LÚ}*kuša-* in anderen Texten vergleichen².

Wichtig zur Beurteilung von *kuša-* in diesem Text ist die Tatsache, daß Išduštaya und Papaya- als weibliche Gottheiten betrachtet werden müssen, wie A. Goetze³ erwähnt, und zwar

* Es sei hier Dr. Houwink ten Cate für seine freundliche Hilfe und seine Anregungen beim Zustandekommen dieses Artikels herzlich gedankt.

¹ H. Güterbock, RHA. f. 58 (1956) 25 Anm. 5. O. Gurney, AAA. 28 (1948) 43. (Abkürzungen wie in J. Friedrich, Hethitisches Wörterbuch, Heidelberg 1952, 7–13. 337.)

² Text und Übersetzung H. Güterbock, RHA. f. 58 (1956) 23–24. E. Laroche, Catalogue des Textes Hittites, Paris 1971 (CTH.), Nr. 414 nennt diesen Text „archaisant“. H. Otten, ZA. NF. 18 (1957) 220. Emendierung dieses ku-ú-še-eš in eine Form des Relativum versucht B. Schwartz, Orientalia NS. 16, 28–29 (Text), 42 (Komm.): ku-i-e-eš. Vgl. A. Goetze, ANET² 357 „who are the eternal gods . . .“. Als Relati-

auf Grund von XXIX 1 II 6–7, wo sie ^{GIŠ}hu-u-la-li ^{GIŠ}hu-u-šu-uš
šu-u-wa-du-uš festhalten: „Spindel (und) volle Wartel“⁴. Diese
Attribute werden in hethitischen Texten spezifisch mit Frauen
assoziiert wie auch aus dem „Soldateneid“ (KBo VI 34) II 42–
III 1 deutlich wird. Weiter hat H. Bossert⁵ darauf hingewiesen,
daß Išduštaya und Papaya als sehr eng zusammengehörendes
Paar zu betrachten sind, und zwar wegen der Tatsache, daß sie
oft in asyndetischer Verbindung (wie hier) gefunden werden.

3. H. Güterbock l.c. erwog als „a guess“ für *kuša-* „divine
bride“, wohl auf Grund des Wortes *kušata-* „Brautpreis“. Dieses
Wort findet sich in den Gesetzen, fast immer als ku-ú-ša-ta-..
geschrieben (außer Ges. I § 29 Text C III 7 und Par. § XXIII
ku-ša-ta-..). Wegen Ges. I § 30 Text B II 14 ku-ú-ša-ta-ma (15)
ku-it-... müßte man die in den Gesetzen ausschließlich vorkom-
mende Form *kušata* als Nom.-Acc. Sg. nt. betrachten, aber
J. Friedrich, Heth. Ges. 126 (Register) schließt nicht aus, daß
es sich um eine Pluralform handeln könnte.

Äußerst wichtig ist die von H. Otten⁶ gemachte Bemerkung,
das Wort *kušata-* komme in der ältesten Version A der Gesetze
nicht vor. Nach H. Otten darf man vielleicht hieraus schließen,
der Brautpreis sei als spätere, aus Mesopotamien entlehnte Ge-
wohnheit zu betrachten. Hierdurch wird die Bildung *kušata-* in

vum übersetzt auch H. Bossert, Die Welt des Orients (WdO.) 2 (1957)
352 dieses Wort. C. Raman, The old hittite relative construction (Diss.
Austin 1973), 102–105 liest zwar ku-ú-še-eš, betrachtet diese Form aber
als Nom. Plur. c. zu kuiš. W. Held, The hittite relative sentence (1957)
erwähnt diesen Satz nicht.

³ A. Goetze, ANET² 357 Anm. 1.

⁴ So für ^{GIŠ} hu(e)ša- im Anschluß an H. Güterbock bei H. Kronasser,
Sprache 8 (1962) 111.

⁵ H. Bossert, WdO. 2 (1957) 354. Vgl. zu Išduštaya- und Papaya- weiter
E. Laroche, RHA. 7, f. 46 (1946/47) (Rech.) 26. 87 und Fs. H. Güter-
bock 1974, 176; E. von Schuler in H. Haussig ed. Wb. der Mythologie
I (1965), 168–169 und G. Steiner, Reallexikon der Assyriologie III, 7
(1969) 551.

⁶ H. Otten in H. Schmökel ed. Kulturgeschichte des alten Orient (1961)
391 und Fischer Weltgeschichte III (1966) 124. Vgl. Ges. I § 35 Text B,
die mit „§ 32b“ der Version A außer gerade in der Nennung des *kušata-*
korrespondiert.

etwa datierbar und die Auffassung, daß das Wort gebildet worden ist von *kuša-* aus, annehmbarer. Weniger wahrscheinlich wird jetzt die Auffassung, daß *kušata-* mit *kuššan-* „Lohn, Sold; -Preis“ zusammenhänge, ebenso die Meinung, daß *kušata-* als **kušatar* mit (in alter Sprache häufigem) Verlust des Schluß-*r* zu betrachten sei⁷. Vielleicht muß man *kušata-* als Bildung mit einem, wenig belegten Suffix *-ta* betrachten wie ^{LÚ}*hílamatta-* „Pfortner?“ (aus *hílamna-ta-*?) zu *hílammar*, Gen. *hílamnaš* „Torbau“ oder heth. *kuwayata-* „crainte“ neben dem luw. Verbum *kuwaya-* „craindre“⁸.

4. Neben dem weiblichen *kuša-* kennt man ein ^{LÚ}*kuša-*. Dieses Wort findet man neben *gaena-* „Verschwägerter“ in KUB XXIII 72 II 41: [...ŠA ^{LÚ}KÚ]R ^{LÚ}ku-ú-ša-an ^{LÚ}ga-i[-na-an⁹ „den *kuša*-Mann und Verschwägerten des Feindes“ und weiter mit ŠEŠ „Bruder“ und *ara-* „Gefährte, Freund“ in (altheth.) XXXVI 106 Rs. 8: ^{LÚ}a-ri-eš ŠEŠ.MEŠ-iš ^{LÚ}ku-ú-še-eš⁹. Betrachtet man in anderen Texten die Folge, in der die Verwandten gewöhnlich genannt werden, so ergibt sich, daß die verschwägerten Verwandten der Nennung der eigentlichen Blutverwandten folgen. So in dem Telipinu-Erlaß I 2–3 (und 13–14; 24–26): „Söhne, Brüder, *gaena-* (akkad. *hatānu* „Verschwägerter“), *haššatar* (akkad. *kimtu* „Familie“); oder XIII 4 I 30–31: „Frau, Sohn, Bruder, Schwester, *kaina-*, Familie“. Beispiele mit *ara-*: KBo VII 28 + Vs. 8–9 „Bruder, Schwester, *gaina-*, *ara-*“; XXVI 29 +, 16f. „Bruder, *gaina-*, []a, *ara-*, *šaggant-*“ und ein wenig anders: XIII 20 I 33 „Bruder, Frau, *haššatar*, *pankur* (Sippe), *kaenant-*, *ara-*“; XXXVI 109, 8 „Bruder, *gaina-*“.

⁷ Z. B. H. Kronasser, EHS. § 108, 2 S. 190; V. Machek, ArchOr. 17 (1949) 133–135; G. Lap'anc'yan, Hayoc' lezvi patmut'yun, 1961, 162–163. *Kušata-* aus **kušatar*, H. Eichner, MSS. 31 (1971) 98 Anm. 78.

⁸ E. Laroche, DLL. Die Analyse von *kušata-* wird erschwert durch die Belege von Vok. KBo I 35, 15: akkad. *bi-ib-lu*: heth. *ku-ši-iz-za* neben ibd. 17 akkad. *tar-ha-a-tum*: *ku-ša!-ta!* (s. F. Hrozný, SH. 80 Anm. 3 und Chicago Assyrian Dict. (CAD.) s. v. *biblu* “marriage gift”). Weiter gibt es noch den Gen. Sg. in KBo II 9 I 36: (35) ...*nu-ut-ta* KUR ^{URU}PA-ti (36) *ku-ú-ša-da-aš ha-šu-um-ma-ra-aš-ša pá-r-ku-i* KUR-e e-eš-du.

⁹ Zu XXIII 72 II 41 s. O. Gurney, AAA. 28 (1948) 38; zu XXXVI 106 Rs 8s. H. Otten, ZA. NF 18 (1957) 218–219, O. Carruba, ZDMG., Suppl. I (1969) 238.

Mit Hinblick also auf die gebräuchliche Folge kann man aus der Nennung von *kuša-* neben Bruder und *gaena-* den Schluß ziehen, daß *kuša-* irgendein Verschwägerter sein soll. Vielleicht ist also der *kuša-* ein speziell genannter Verschwägerter gegenüber dem allgemeinen Begriff *gaena-*, der für jeden Verschwägerten benützt wird¹⁰.

Zur Nennung eines speziellen Verschwägerten neben dem Wort *gaena-* könnte man den Hukkana-Vertrag heranziehen. Hukk. § 42 erwähnt . . . LÚ.MEŠ URUHayaša 1Mariyan LÚ.MEŠ gaeneš ŠA KUR URUHayaša „die Leute von Hayaša, den Mariya (und) die verschwägerten Verwandten vom Lande Hayaša“. Laut § 33 desselben Vertrages, was dieser Mariya verheiratet mit der Tochter des Fürsten Hukkana, war also dessen Schwiegersohn¹¹. Wenn also die Folge im Hukkana-Vertrag signifikant ist, steht hier Mariya neben *gaena-* wie *kuša-* neben *gaena-* in XXIII 72. Man kann also — sei es auch aus anderen Gründen — dem Ansatz „son-in-law“ von O. Gurney l.c. zustimmen. Der Schwiegersohn wird also benannt als „Mann der Braut“.

5. Das Wort *κῶσθος* hat noch keine befriedigende Etymologie gefunden. Frisk, Griech. Et. Wb. und Chantraine, Dict. ét. nennen bis jetzt vorgeschlagenen Etymologien von *κῶσθος* hypothetisch. Chantraine hält nur die Gleichung mit lat. *cunnus* (< *cut-no-) aufrecht, aber auch dies ist nicht zwingend: Pokorny 952–953 trennt diese beiden Wörter.

In formaler Hinsicht kann das griech. *κῶσθος* als Bildung mit einem Suffix -θo/α- betrachtet werden: ein *kus- „weibliche Scham“ könnte sich zu *κῶσθος* verhalten wie *pes- „das männliche Glied“ (in *πέος* < *πέσ-ος) zu *πόσθη* „id.“ (vgl. Frisk s.v. *πόσθη* mit Lit.). Die Wurzel *kus- findet sich vielleicht auch noch in *κυσός*, das ein genaues Gegenstück zu *πέος* sein könnte.

Semantisch ist es nicht schwierig anzunehmen, daß die „Braut“ mit Hinsicht auf ihre Fruchtbarkeit benannt wird; in dem hier Anm. 8 zitierten Text wird z.B. *kušata-* neben *hašummar*

¹⁰ Vgl. dazu CAD, s.v. *hatānu* d.

¹¹ Text u. Übers. J. Friedrich, Staatsv. II, 134–135. Vgl. zur Stelle auch E. von Schuler, Kaškäer (1965), 6–8 und H. Otten, Saeculum 21 (1970) 162–165. Zur Person von Mariya vgl. H. Güterbock SBo. I (1940) 35–36.

„Zeugungsfähigkeit“¹² genannt. Eine umgekehrte Parallele bietet das russische *kuná* „vulva“, das sich aus *kuná* „Marder, Geld“ über *kúnnoe* „Mitgift“ hat entwickelt (vgl. M. Vasmer, Russ. Et. Wb.). Der Versuch V. Macheks l.c., *kuná* „Marder“ und *kuná* „Geld“ zu trennen und als Homonyme aufzufassen, und *kuná* „Geld“ zurückzuführen auf *kus-no- ist insofern in diesem Zusammenhang wichtig, als Zurückführung von *kuná* „vulva“ auf *kus-nā- und somit auf die oben besprochene Gruppe nicht von vornherein auszuschließen ist.

Eine anders geartete Parallele bietet schließlich das oben genannte *pešna-* „Mann“.

(April 1975)

Mecklenburglaan 60,

Bussum/Niederlande

J. J. S. Weitenberg

¹² H. Otten -J. Siegelová, AfO. 23 (1970) 37 mit Anm. 13.

Zu Konjunktion *yo* und Instrumentalaffix *-yo* in Tocharisch A

Ohne hier auf den Beitrag von Françoise Bader “Une isoglosse gréco-tokharienne: **yo* affixe casuel et particule d’énumération”¹ näher eingehen zu wollen, scheint es jedoch dringend geboten, wenigstens die Irrtümer in bezug auf die Beurteilung von *yo* in den toch. Belegen auszuräumen. Wenn auch zuzugestehen ist, daß sich auf Grund der fragmentarischen Textüberlieferung die Konj. *yo* nicht immer reinlich von dem als Kasusaffix fungierenden *-yo* scheiden läßt, ist dennoch für viele Fälle eine zweifelsfreie Beurteilung möglich. Dazu bedarf es natürlich solider Kenntnisse im Toch., über die F. Bader anscheinend nicht verfügt. Sonst hätte es jedenfalls nicht zu derartigen gravierenden Fehlleistungen kommen können, wie sie oben genannter Aufsatz an einigen Stellen bietet. Hingewiesen sei auf folgendes:

1. Nach F. Bader ist einer Deutung A *śla tuñk poto yo*² 272 a4, mit der Auffassung als Konj. *yo* also, schon deswegen der Vorzug vor der als *śla tuñk potoyo* „mit Liebe [und] Ehrerbietung“ zu geben, “parce que *śla* se construit normalement avec le cas oblique, ou avec le comitatif (en *-aśśāl*)³, mais non avec l’instrumental⁴” (F. Bader, a. a. O. 41). Dabei ist in der Wendung A *śla tuñk potoyo* der Instr. gar nicht von *śla* abhängig. Vielmehr handelt es sich um zwei formal völlig unterschiedliche Ausdrücke, der eine mit Hilfe einer Präposition, der andere mittels eines sekundären Affixes gebildet⁵. Wie andernorts erwähnt⁶, dürfte

¹ BSL. 70,1 (1975) 27–89.

² So auch SSS. § 396, 313; allerdings wird ein *potoyo* nicht völlig ausgeschlossen. Siehe vor allem aber Verf., Bemerkungen zum Gebrauch von toch. A *yo* und B *wai*, CAJ. 11,4 (1966) 264–274. — Trotz des unmittelbar hinter *yo* abreißenden Kontextes scheinen mir allein diese beiden Interpretationsmöglichkeiten in Betracht zu kommen.

³ Siehe Anm. 11.

⁴ Siehe auch Anm. 11.

⁵ Dazu s. auch W. Krause/W. Thomas, Tocharisches Elementarbuch I (Heidelberg 1960) § 78 Anm., 86, oder SSS. § 359, 225, wo es in bezug

dies als eine stilistische Besonderheit zu werten sein⁷. Ein anderes Beispiel liefert das in einem unpublizierten Pariser Bruchstück bezeugte und in der Beurteilung ganz eindeutige B *šle yärke taṇsa* „mit Verehrung [und] Liebe“⁸, wie es in dem unveröffentlichten Hoernle-Fragment H add. 149.50 b1 entsprechend B *šle yasar misaiwentasa* „mit Blut [und] Fleischstücken“⁹ heißt¹⁰, wohingegen aus dem A-Dialekt noch Verbindungen wie *šla nišpal yātluneyaśśāl* 254 b2 „samt Zubehör [und] mit Leistung“ bzw. „mit Besitz [und] mit Fähigkeit“ und *šla pācar mācar pracre(s) śām sewāsaśśāl* 21 b5 „mit Vater [und] Mutter, mit Brüdern, Frau [und] Söhnen“ hier zuzuordnen sind¹¹. Von diesen über-

auf A *šla nišpal yātluneyaśśāl* heißt, daß „sich die formale Selbständigkeit der beiden Glieder durch den grammatisch differenzierten Ausdruck des Zusammenseins (*šla* bez. Komitativus) offenbart“.

⁶ Verf., Zu einer stilistischen Besonderheit im Tocharischen, KZ. 84,2 (1970) 279 Anm. 91.

⁷ Dabei hat auf die Verwendung vielleicht auch das unmittelbar vorangehende A *smimām akmalyo* einen Einfluß mit ausgeübt.

⁸ Daneben findet sich auch ein B *yärke taṇsa*.

⁹ Auch sonst trifft man B *yasar mīsa*, dem ein A *ysār śwāl* entspricht, nebeneinandergerückt.

¹⁰ Anders zu beurteilen bleibt das auf dem von S. Lévi herausgegebenen Bruchstück DA 1 in Zeile b4 erhaltene B */// m no šle swañcaiṃ grahanmasa wawārpau* (s. JAs. 207, 1925, 306). Am Anfang dieses Pāda von 14 Silben ist wohl zu (*meṇe ra*)*m* zu ergänzen, so daß der Passus dann vollständig (*meṇe ra*)*m no šle swañcaiṃ grahanmasa wawārpau mamnt* (so zu verbessern) *tasāte* (so statt *nasāte* zu lesen) *cau preke amāciṣṣai we(rtsyaīsa)* gelautet hat, was mit „wie (der Mond) mit [seinen] Strahlen, von den Planeten umgeben, so hat er sich zu der Zeit (mit) [seinem] Ministergefolge ausgenommen“ wiederzugeben ist. Hier hat man es also bei *šle swañcaiṃ* und *grahanmasa* nicht mit parallel geordneten Gliedern (s. auch die Zäsur) zu tun. Das braucht allerdings nicht zu bedeuten, daß diese Anordnung letzten Endes nicht doch von der bekannten Stilfigur her mit beeinflußt ist.

¹¹ Hier liegt keine Konstruktion von A *šla* mit dem Kom.-Affix vor. Auf einem falschen Verständnis solcher Fälle gründet sich wohl F. Baders Angabe (s. oben), daß auch A *šla* mit dem Kom. auftreten kann. Auch die Verbindung von A *šla* mit dem Instr. scheidet aus. Die deutsche Übersetzung von A *šla wsokoneyo* 311 a3 „und zwar mit Freude“ (F. Bader, a. a. O. 42) ist völlig mißverstanden; A *šla* hat hier vielmehr adverbiale Geltung („zugleich, desgleichen“), wie sie sonst A *šlak*, B *šlek* zugrunde liegt. Siehe aber z. B. auch B (*śāmna ṇak*)*ti yākṣy-āsūri*

zeugenden Parallelen abgesehen, weist in unserem Beispiel übrigens auch die Stellung nicht auf ein konjunktionales *yo*, denn der Passus entstammt immerhin einem nichtmetrischen Text¹².

2. Für sich spricht weiterhin die Argumentation bezüglich A *sne-wleṣluneyo* an der unvollständigen Textstelle *sne-wleṣluneyo sne psäl sne käs* ||| 63 b4. Dabei denke ich gar nicht so sehr an die Übersetzung, die bei einer Wiedergabe mit *sne*¹³ natürlich nicht „ohne Bearbeitung und ohne Bewässerung und ohne . . .?“ heißen kann, sondern vielmehr an die Begründung für ein angeblich unmögliches A *sne-wleṣluneyo*. Sie lautet nämlich: „L'on ne peut avoir ici un instrumental, non seulement parce que *sne*, lui non plus, ne se construit pas avec ce cas, mais, de plus, parce que, lorsqu'un seul des termes d'un syntagme nominal est fléchi, c'est le dernier, non le premier“ (F. Bader, a. a. O. 41 f.). Es ist bedauerlich, hier Selbstverständlichkeiten sagen und darauf aufmerksam machen zu müssen, daß in obigem Passus die drei Glieder syntaktisch dann ja gar nicht gleichgeordnet sind¹⁴ — übrigens ist bekannt, wie bei Gruppenflexion zu verfahren ist! — und daß ein komponiertes *sne-wleṣlune* durchaus flektiert, d. h. eben auch mit sekundären Kasusaffixen versehen werden kann.

śle gandhārvi āktike ramt klutkāṣṣiyem ri rājagri 408 a3/4 „(Menschen, Götter), Yakṣas, Asuras [und] zugleich Gandharven setzten die Stadt Rājagrha gleichsam in Erstaunen“ (s. auch noch Abschn. 3). Zu A *śla* mit dem Obl. s. SSS. § 390, 281 f. nebst 281 Anm. 1. — Entsprechend trifft man in toch. B *śle* mit dem Obl.; s. z. B. B *śle yärke* 79, 2; 81 b4 bzw. B *śle yärke* 99 a6; 106, 4 oder B *śle tsārwo* Amb. Jāt. b3, B *śle sklok* 93 a2, B *śle tremem* 90 b4 usw. Eine Ausnahme stellt allerdings B *śle p(aka)ccāmpa* 400 a5/b1 dar, wie man ferner geneigt ist, das in B 245 b5 bezeugte *śle* mit dem folgenden *semempa* zu verbinden, wenn auch eine andere Auffassung (s. auch die Zäsur) nicht gänzlich ausgeschlossen erscheint. In jedem Fall sind diese beiden Beispiele anders als der zweigliedrige Typ A *śla niṣpal yātluneyaśśāl* gelagert.

¹² Dazu s. Abschn. 4.

¹³ Durch den Bindestrich wird bekanntlich eine Kompositionsbildung angezeigt.

¹⁴ Bei F. Bader, a. a. O. 42, hingegen ist in diesem Zusammenhang von „une énumération à trois membres“ die Rede, während an anderer Stelle dieser toch. Beleg als Zeugnis „pour les énumérations triparties“ (F. Bader, a. a. O. 48) erwähnt wird.

Die im Glossar¹⁵ aufgeführten A *sne-šāñṇiyaśśāl* „mit Schamlosigkeit“ und B *snai-pelempa* „mit Unrecht“ sowie die in meinem Aufsatz „Zur tocharischen Übersetzung der Sanskrit-Nominalkomposita des Udānavarga“¹⁶ zitierten kompositionellen Bildungen B *snai-ykorñesa* = skt. *apramādena*¹⁷ oder A *sne-plā* (: N. *sne-pal* = B *snai-pele*) sollten Beweis genug sein, daß auch ein A *sne-wleṣluneyo* eine formal korrekte Bildung ist, für deren Richtigkeit es in der Tat nicht erst noch eines weiteren Beleges mit einem solchen Instr.-Affix¹⁸ bedarf¹⁹.

Angemerkt sei dabei noch, daß mit der Konj. *yo* stets nur zwei Begriffe oder paarige Gruppen enger miteinander verbunden werden²⁰. Daher findet sich im Gegensatz zu F. Bader bei SSS. § 396, 313, die sich in unserem Fall aber m.E. zu Unrecht für eine Konj. *yo* entschieden haben, logischerweise auch nur der Komplex A *sne wleṣlune yo sne psāl* zusammengefaßt.

3. Satzverbindende Funktion in gewöhnlichem Sinn hat A *yo* nach Ausweis der sicheren Beispiele nie gehabt²¹. Nach dem B-Pendant *wai* ist eine solche auch nicht zu erwarten. Fälle wie

¹⁵ Verf., Tocharisches Elementarbuch II (Heidelberg 1964) 157 (s.v. A *sne*) bzw. 258 (s.v. B *snai*).

¹⁶ KZ. 87,2 (1973) 178f.

¹⁷ Siehe auch die ergänzten B (*snai-yko*)*rñetse* = skt. *apramādasya* und B *snai-proskai(ne)* = skt. *abhaye*.

¹⁸ Siehe jedoch A *sne-mälkluneyo* Abschn. 3. — Das bei SSS. § 371c, 240, angeführte unsichere A *sne-ñātsey(o)* ist jetzt, nachdem der Nachweis gelungen ist, daß die beiden A-Bruchstücke 460 und 466 zusammengehören, als *sne-ñātsey(u)māntā* = skt. *svastinā* zu verstehen. Dazu s. W. Couvreur, Sanskrit-Tochaarse en Sanskrit-Koetsjische Trefwoordenlijsten van de Dīrghāgama (Dīghanikāya), Orientalia Gandensia IV (Leiden 1969) 156. — Sonst vgl. man aber z.B. noch A *sne-knānmuneyā* 11 a3 bzw. A *sne-knānmuneyā* 13 a3 oder A *sne-wastac* 276 a6.

¹⁹ Zur Auffassung als Instr. (A *sne-wleṣluneyo*) s. z.B. das positive A *wlesamtyo* in der Wendung A *šāwam wlesamtyo psāl(aśśāl pākū)r(t)ākam* 2 a5/6.

²⁰ Dasselbe gilt übrigens auch für B *wai*; vgl. B *nakule wai sarppe* 512 b3 „Ichneumon und Schlange“; *šalye wai kuñcit* Fill., M 3 a7 „Öl und Sesam“; *sak(w)ai lakle* 197 a2 „Glück [Lust] und Leid“ usw.

²¹ Siehe auch H. Pedersen, Tocharisch vom Gesichtspunkt der indoeuropäischen Sprachvergleichung (Kopenhagen 1941) 88: „Ein bloßes farbloses satzverbindendes ‚und‘ ist *yo* wohl niemals.“

A wärkänt yo 217 b1 oder *A pätkrū yo* 217 b2 sind keine echten Gegenbeweise. Es handelt sich eigentlich mehr um eine lockere Aneinanderreihung unter Auslassung der Kopula. Eindeutige Belege mit satzverbindendem *yo* + Vollverb aber fehlen. Das von F. Bader angeführte Zeugnis *A sne mälklune yo* 63 b5 entfällt (F. Bader, a.a.O. 43). Hier geht es vielmehr um ein Kompositum im Instr., also um ein *A sne-mälkluneyo* „durch [unter] Nichtmelken“. Für eine solche Deutung spricht nicht zuletzt auch die Tatsache, daß auf den vorausgehenden satzbeschließenden Instr. (*A pyāppyāsyō* 63 b5) im neuen Passus wieder ein Subst. mit demselben sekundären Affix folgt. Das erinnert an die aus dem Idg. unter der Bezeichnung Chiasmus bekannte Stilfigur, die im Toch., wie ich an anderer Stelle zeigen konnte²², ebenfalls gut bezeugt ist. Darunter einzuordnen wäre nun auch unser Beispiel, wobei die kreuzweise bzw. umgekehrte Anordnung der Glieder besonders deutlich wird, wenn man die beiden Sätze untereinandergestellt sieht; vgl. *A* 63 b5

puṣpavrkṣāntu skamat yetānt pyāppyāsyō
„die Blütenbäume schmückten sich immer mit Blumen
[Blüten]“

sne-mälkluneyo mälk(a)nt ko(w)i
„durch [unter] Nichtmelken gaben [pfl egten zu geben] die
Kühe Milch“.

Jedenfalls bedarf es nicht solcher subtiler Erklärungen, wie sie F. Bader bringt. Sie wirken doch sehr konstruiert und herbeigeholt und beziehen sich eben lediglich auf besagte Passagen, während die Gesamtaufteilung der Strophen, über die man gern etwas Näheres gewußt hätte, außer acht bleibt. Eine diesbezügliche Analyse wird auch kaum gelingen, auch schon deswegen nicht, weil der Zusammenhang durch Lücken am Zeilenanfang in keiner Weise gewahrt ist.

Nicht besser steht es letztlich mit dem in abschließenden Strophen des Schreibers bezeugten *A tämyō pekamāt śla wsokone yo* 311 a3. Gegen ein satzverbindendes *yo* spricht schon die Stellung, wenn auch nicht zu verkennen ist, daß die Bewertung

²² Verf., Zu einer stilistischen Besonderheit im Tocharischen, a.a.O. 254–280.

von A *śla* einige Schwierigkeit bereitet. Gedacht werden kann an einen adverbialen Gebrauch (vgl. Anm. 11), wie ihn sonst A *ślak* (s. auch B *ślek*) bietet. Nicht völlig auszuschließen ist wohl aber auch ein bloßes Versehen des Schreibers. In solchen zusätzlichen Bemerkungen hat man es ja im wesentlichen mit zusammengetragenen Versmaterial zu tun, wobei der Bau der Strophen oft ungeschickt ist. Vielleicht hat dem Schreiber überhaupt eine zweigliedrige Wendung nach dem Muster von A *śla tunk potoyo* oder B *śle yärke tansa* vorgelegen bzw. vor Augen gestanden²³. Da sie sich nicht in das Metrum fügte, war eine Verkürzung unumgänglich. In diesem Fall kann das erste Glied eröffnende A *śla* einfach versehentlich mitgeschrieben worden sein. Der Fehler ist dann stehengeblieben und vielleicht auch gar nicht registriert worden, weil damit eben das Metrum in Ordnung war.

4. Was schließlich die Stellung der Konj. *yo* anbetrifft, so darf als Regel gelten, daß A *yo* wie B *wai* und im Gegensatz zu A *śkam*, B *spā* zwischen die beiden näher verbundenen Nomina bzw. Satzglieder tritt²⁴. Während mir aus B Ausnahmen davon unbe-

²³ Vgl. Verbindungen wie A *wsokone käckeyo* 313 a6 oder A *cwaṃ ynān-mūñyā cwaṃ wsokoñyā* 382,2 und A *tsopats(āṃ siñlu)neyo* — falls so zu ergänzen — *tsopatsāṃ wsokoneyo* 394 b4.

²⁴ Diese Stellung wäre gewahrt, wenn sich in A 5 b6 ein *māsratsune* und *proṣmune* mit *yo* verbinden ließen und der Passus als *k_uleñciṃ māsratsune yo proṣmune* aufgefaßt werden könnte. So versteht ihn F. Bader, a. a. O. 41, die zwar *māsratsuneyo* schreibt, ihn aber mit „weiblich (für „weibliche“) Schüchternheit und Zurückhaltung“ übersetzt. Bereits SSS. § 396, 314, haben darauf hingewiesen, daß dieser Auffassung das im Obl. Sg. auftretende Adj. *k_uleñciṃ* widerspricht. Das stört anscheinend F. Bader nicht, die im Gegenteil bei ihrer Wiedergabe dann einfach auf den Anusvāra verzichtet und anstelle von *k_uleñciṃ* nur *k_uleñci* schreibt. — Vollständig ist der Satz erst durch das einleitende A *ote tāpreṃ*. Zur Konstruktion dieses *ote tāpreṃ*, das häufig neben Abstrakta bzw. Subst. mit keinem vom N. geschiedenen Obl. steht (vgl. z. B. A *ote tāpreṃ lkālune ote tāpreṃ kāswoṇe ote tāpreṃ parnore* 256 a7, *ote tāpreṃ pañitswātsune ote tāpreṃ yātlune* 346 a2, *ote tāpreṃ suk ote tāpreṃ kārparāṃ* 254 a5), s. eindeutige Zeugnisse wie A *ote tāpreṃ puttisparṣi śāñ tsopatsi* 313 b1 „o über die große Fertigkeit der Buddhaschaft“, *ote tāpreṃ knānmām māskit* 65 b5 „o über den verständigen Prinzen“ oder den vollständigen Satz A *ote tāpreṃ parno naṣt* 169 b3 „o so glänzend [leuchtend] bist du“.

kannt sind, zeigt solche der A-Dialekt. Hier erweisen sie sich auf Grund der sicheren Belege als eine Besonderheit in metrischen Texten, und zwar findet man dann A *yo* an das Ende eines Kolons gerückt²⁵. Das entspricht im Toch. der in strophischen Partien bei Dem.-Pronomina und Partikeln zu beobachtenden Tendenz, so daß sich F. Baders Deutung des in der Prosastelle A 272 a4 auftretenden *potoyo* (vgl. A *śla tuñk potoyo* Abschn. 1) als *poto yo* auch von da aus²⁶ nicht stützen läßt.

5. Mit der Herausstellung der eben erwähnten Mängel ist es keineswegs getan. Auch an anderen Einzelheiten sieht man, wie wenig F. Bader auf dem neuesten Stand der toch. Forschung ist. So weiß man, daß A *malañ* nicht „Wangen“ (F. Bader, a. a. O. 50), wie noch bei SSS. § 396, 313, vermerkt ist, sondern vielmehr „Nase“ bedeutet. In B entspricht *meli*, ebenfalls ein Pl. tant., womit skt. *ghrāṇa* wiedergegeben wird.

Die in A 217 zwischen den Zeilen b1 und b2 bestehende Lücke ist wahrscheinlich durch *tsem-yo(kāñ aśām)* auszufüllen²⁷. Wie soll denn ein von F. Bader beibehaltenes *tsem yo(k)*, das ja im Sinne von *tsem-yo(k)* stehen muß und als Bahuvrīhi-Kompositum flektierbar ist (s. z. B. A Obl. Sg. m. *cam wsā-yokām* 438 b4 „den goldfarbenen“, Obl. Sg. f. *wsā-yokām poke* 316 a2 „den goldfarbenen Arm“, den an anderer Stelle bei Aufzählung der Buddhalakṣaṇas bezeugten N. Pl. f. *tsem-yokāñ aśām* 213 a7 oder den Obl. Pl. f. *tsem-yokās aśānyo* 56 b6 usw.)²⁸, sich auf

²⁵ Genügen mag hier der Hinweis auf A (*kā*)*ruñikām pāltsäkyo knānmuneyo āstrāñn yo* 77 b5 „mit mitleidigem Geist und reinem Verstand“, wo mit A *yo* der zweite Siebener in einem Pāda von 18 Silben schließt, und A *sne-lyutār (ār)ky(a)nt klyominās yo krant wramānyo* 248 b2/3 „durch die guten Dinge, [die] überaus weiß und edel [sind]“, wobei A *klyominās yo* den ersten Vierer in dem Achterabschnitt (= 4/4) eines Pādas von 25 Silben bildet. — Im einzelnen s. Verf., Bemerkungen zum Gebrauch von toch. A *yo* und B *wai*, a. a. O. 269 f.

²⁶ Zu den überzeugenden parallelen Wendungen B *śle yärke taṇsa* usw. s. Abschn. 1.

²⁷ So schon bei E. Sieg/W. Siegling, Bruchstück eines Udānavarga-Kommentars (Udānālāmākāra?) im Tocharischen, Festschr. f. M. Winternitz (Leipzig 1933) 169 Anm. 7.

²⁸ Zur Flexion des Bahuvrīhi-Typs s. F. Bernhard, Die Nominalkomposition im Tocharischen (Diss. Göttingen 1958) 77 f.

den Pl. *pätkrū* beziehen können²⁹? Diese neue bzw. richtigere Beurteilung hat dann natürlich auch Folgen für das erstellte Schema (F. Bader, a.a.O. 50), wobei noch zu sagen bleibt, daß in diesen Strophen hinsichtlich des Bezugs einzelner Glieder sowieso noch manches offen und umstritten ist. Den einer Sprache vorgegebenen stilistischen Möglichkeiten nachzuspüren, ist sicher verdienstvoll. Jedoch bedarf es hierfür ganz anderer Vorarbeiten; Einzelheiten herauszugreifen, geht nicht an. Dabei wird im Toch. die Aufgabe noch dadurch erschwert, daß das sprachliche Material gering und zudem überaus bruchstückhaft ist³⁰.

Abschließend sei noch darauf hingewiesen, daß als gewöhnliche kopulative Partikeln A *škam* und B *špä* (mit den verschiedenen Varianten *šp*, *š* usw.) zu gelten haben, die im Gegensatz zu A *yo* und B *wai* nicht nur in wort-³¹, sondern auch in satzverbindender Funktion³² vorkommen. Dabei hat die Untersuchung über wortverbindendes A *škam*, B *špä* gezeigt, daß die für A *yo* und B *wai* gültige Zwischenstellung ausgeschlossen ist, wie auch der in idg. Einzelsprachen gut belegte Typ A-**k^{ue}* B-**k^{ue}*³³ keine Realisierung gefunden hat. Vielmehr gilt hier als Regel Setzung der

²⁹ Anders A *ātsāts*, das indeklinabel.

³⁰ Zum Bemühen um festere Konturen s. Verf., Zu einer stilistischen Besonderheit im Tocharischen, a.a.O., spez. auch die Bemerkungen 278–280.

³¹ Vgl. z.B. B *šamānēm ašiyana špä* HMR 3 b2/3 „Mönche und Nonnen“, B *sak katkauña šp* 14 a4 „Glück und Freude“, A *šāmām walū škam* 289 b6 „lebend und tot“ oder A *šašārpū ākšīññu škam* 354 b3 „unterwiesen und gelehrt“. Um Verbindung von Wortgruppen u.dgl. geht es z.B. in A *wašt lmāluneyis ñākcy ārkīsošis škam* 3 a1/2 „für den Hausstand und für die Himmelswelt [wörtl. „himmlische Welt“]“ und B *piś pālškōntse walantsam tsātkwatsñenta štwāra špä* 229 b1/2 „die fünf Hemmungen des Geistes [Denkens] und die vier Verkehrtheiten“. Dazu s. Verf., Zu wortverbindendem toch. A *škam*/B *špä*, KZ. 81, 3/4 (1967) 161–180. — Zum mehrgliedrigen Typ s. Anm. 34.

³² Siehe z.B. A *poñcās kosām tāpam škam lo* 13 a2 „er tötete sie alle und fraß sie auf“ oder B *(kruṇašše warsa) pārsmom po keno pudñākte ka šp lkāšyem rupne šlek waipātāyar šamānēm* 17 a4 „(mit dem Wasser des Mitgeföhls) besprengten sie [scil. die Gläubigen und Laienbrüder] die ganze Erde und sahen nur den Buddha in [seiner] Gestalt an, desgleichen einzeln die Mönche“.

³³ Vgl. z.B. lat. *noctesque diesque*, griech. πατήρ ἀνδρῶν τε θεῶν τε, ai. *devās cāsūrās ca* „Götter und Asuras“ usw.

Partikel nur nach dem zweiten Glied (bei unterschiedlicher Stellung) — beim mehrgliedrigen Typ nach dem letzten der zu verbindenden Wörter³⁴ —. Sie trifft man, wenn auch nicht ausnahmslos, selbst da, wo der Schreiber eng, bisweilen fast sklavisch, der Vorlage folgt und der Skt.-Passus eben eine Doppelsetzung von *ca* aufweist. Vgl. z.B. aus einem bilingualen Udānavarga-Bruchstück die unvollständig erhaltene Wiedergabe von skt. *yat kim cid iṣṭam ca hutam ca loke* Uv. XXIV, 30a. Sie lautet: B /// (ce)k-wārñai (te)lki yāmor kekuwer ṣpā ṣaiṣṣe(ne) /// 307 b3. Auch B /// (nraintse)³⁵ källālñe yamai ṣp(ä) /// Lévi, U 7 b4, das zu skt. *apunyalābham ca gatim ca pāpikām* Uv. IV, 15a gehört³⁶, sei in diesem Zusammenhang noch angeführt. Gerade bei Heranziehung der Partikel idg. **k^ue* (ai. *ca* usw.) hätte man schon einen Verweis auf A *śkaṃ*, B *ṣpā* als den in den bilingualen Texten bezeugten Entsprechungen von skt. *ca*³⁷ erwarten dürfen. Jedenfalls ist es nicht so, daß A *yo*/B *wai* und A *śkaṃ*/B *ṣpā* in ihren Verwendungen ohne weiteres austauschbar bzw. völlig deckungsgleich sind.

Weinbergsweg 64,

Werner Thomas

Bad Homburg v. d. H.

³⁴ Vgl. z.B. B *teki ktsaitsñe srukalñe cmelñe ṣpā* 30 a6 „Krankheit, Alter, Tod und [Wieder]geborenwerden“, B *soy śano makce ṣpā yaṣṣāteñ* 95 a1 „Sohn, Frau und [mich] selbst hat er von mir erbeten“ oder A /// *ṣi kleśāṣi pālkāntwāṣi praṣṭaṣi śkaṃ kāsāyyo* 222 a1 „durch die Befleckung [Unreinheit] der . . ., der Trübungen, der Ansichten und der Zeit“.

³⁵ So am Ende der Lücke nach dem Skt. zu ergänzen.

³⁶ Im einzelnen s. Verf., Zu wortverbindendem toch. A *śkaṃ*/B *ṣpā*, a.a.O. 163f.

³⁷ Verf., Zu wortverbindendem A *śkaṃ*/B *ṣpā*, a.a.O. 161f. nebst Anm.

Iranische Wortstudien

1. Zur Wurzel **raik*-

In Chr. Bartholomae's Altiranischem Wörterbuch (Straßburg 1904) Sp. 1479f. werden die Wurzel *raēk*- „linquere“ mit den Präsensstämmen *irinaxti* (= altind. *riṇákti*) und *raēčayati* (= altind. *recáyati*), ferner die Substantiva *raēkah*- „Aufgeben, sich Zurückziehen von -“, *raēxnah*- „Erbe, Erbteil“ aufgeführt. Die Wurzel *raēk*- vertritt die im Bereich der indogermanischen Sprachen wohlbekannte Wurzel **leik**- im Iranischen. Mit ihr verbindet Chr. Bartholomae auch neupers. *rēxtan*, *rēz*- „ausgießen“. Ähnlich war schon P. Horn¹ verfahren, der s.v. neupers. *rēxtan* „ausgießen, verschütten“ ein avestisches *raēčayat* „ausgießen“ zitiert, das aber in dieser Bedeutung nicht zu belegen ist. Ebenfalls zu avest. *raēk*- stellt A. Ghilain² parth. *ryxt* in *ǰhr ryxt* „Gift floß“³. Von dem iranischen Präsensstamm **raičaya*- hat nun W. B. Henning mit Recht manich. sogd. *ʾwryz*- „to drop, to be shed“ getrennt und zu neupers. *rīzīdan* „to drop, to be shed (leaves, hair)“, parth. *ryz*- „to be shed“ gestellt⁴. Zieht man also diese mitteliranischen Belege aus dem Lemma der Wurzel **raik*- heraus, so bleibt dieses noch merkwürdig genug. Vergleicht man es nämlich mit den Bedeutungsverzweigungen etwa im Lateinischen (*linquere*, *relinquere*), Griechischen (λείπω), Baltischen (lit. *lieku*, *likti*, *linka*, lett. *lieku*, apreuß. *polinka*), Germanischen (got. *leiwan*, dt. *leihen*), dann fällt auf, daß man Lexikalisierungen wie „fließen, gießen, ausgießen“ wie sie eben im Iranischen bezeugt sind, dort nicht vorkommen. Dagegen findet man ver-

¹ P. Horn, Grundriß der neupersischen Etymologie (Straßburg 1893) Nr. 638.

² A. Ghilain, Essai sur la langue parthe (Louvain 1939, Neudruck 1966) 94.

³ F. C. Andreas, W. Henning, Mitteliranische Manichaica aus Chinesisch Turkestan III (Berlin 1934) 37, k 30.

⁴ W. B. Henning, BSOAS. 12 (1948) 309. Dazu auch buddh. sogd. *ryz*- „fließen“ (VJ. 1372f.).

gleichbare Bedeutungsentwicklungen noch im indo-arischen Raum. Zu altind. *ricyate* stellt R. L. Turner⁵ auch marathī *ricāṇē* „to be discharged, gush out“, *ricāvinē* „to empty, pour out“, zu *udricyate*, *udrecyate* „is poured out“, oriya *ulcibā* „to pour out“, hindī *ulīcnā* „to pour off, drain“. Die Beleglage sowohl im Iranischen als auch im Indischen läßt natürlich zunächst die Vermutung aufkommen, daß die Bedeutungsentwicklung ein jüngerer Vorgang sei, wobei eine Rückwirkung von den Komposita auf das Simplex (np. *rēxtan*, parth. *ryxt* „fließen“) eine keineswegs ungewöhnliche Zusatzannahme wäre⁶. Damit hätte man aber nicht erklärt, warum solche Übergänge außerhalb des Indo-Iranischen nicht zu finden sind und man hätte zugleich die Behauptung impliziert, daß lat. *linquere* und *liqueo*, *liquidus*, *liquor* miteinander verwandt sein müßten. Wir möchten deshalb einer anderen Erklärung den Vorzug geben und von drei verschiedenen Wurzeln **leik**- ausgehen:

leik- (1) „lassen“ (z. B. in lat. *linquere*, *relinquus*)

leik- (2) „feucht, flüssig sein, fließen“ (z. B. in lat. *liqueo*, *liquare*, *liquidus*)

leik- (3) „biegen, neigen“ (z. B. in lat. *obliquus*)

Diese Homonymie wird ihre Vorgeschichte haben, denn in allen drei Fällen läßt sich *-k**- als Wurzelerweiterung ablösen:

leik- (1) „lassen“: **le(i)-* „gewähren, lassen“⁷

leik- (2) „fließen“: **lei-* „gießen, fließen“⁸

leik- (3) „biegen“: **(e)lei-* „biegen“⁹

Von den drei Wurzeln **leik**- bedarf die erste keines Kommentars, die zweite jedoch, zu welcher die zitierten und von

⁵ R. L. Turner, *A Comparative Dictionary of the Indo-Aryan Languages* (London 1962ff.) Nr. 2061, 10741.

⁶ Z. B. phl. *twxm ryxtn* „Samen ausstreuen, begatten“ entweder = „Samen entlassen“ oder = „Samen fließen lassen“.

⁷ J. Pokorny, *Indogermanisches Etymologisches Wörterbuch* (Bern 1959) 665f. Vgl. mit *-d-* Erweiterung bes. got. *lētan* „lassen“, lit. *leidžiu* „lassen“, dazu E. Seebold, *Vergleichendes und Etymologisches Wörterbuch der germanischen starken Verben* (Den Haag 1970) 333–335, anders Chr. S. Stang, *NTS*. 14 (1947) 83–86 (= *Opuscula Linguistica*, Oslo 1970, 183f.).

⁸ J. Pokorny, a. a. O. 664.

⁹ J. Pokorny, a. a. O. 307ff.

W. B. Henning schon von **raik-* „lassen“ getrennten mittellirani-
schen Belege (in der Bedeutung „fließen, vergießen“) gehören,
sollte noch etwas besser abgestützt werden, ehe man sie für die
Verhältnisse im Indo-Iranischen verantwortlich machen kann.
Das ist in der Tat möglich.

In Analogie zu griech. λεύκος „weiß“, νέος „neu“ lat. *divus* u. a.
ist zu diesen Wurzeln mit einer adjektivischen Bildung **leikʷos*
zu rechnen, die im Falle **leikʷ-* (2) die Bedeutung „fließend,
flüssig“ haben müßte. Aber ebenso, wie neben griech. λεύκος ein
altind. *rucá-* „licht“ steht, wird man auch schwundstufige Bil-
dungen erwarten dürfen, um von den *o*-stufigen gar nicht zu
reden (griech. λοίπος zu *leikʷ-* (1)).

Zu der Wurzel **leikʷ-* (2) hatte zunächst K. Būga lit. *lieknas*
„Sumpf“, *liekna* „niedrige Wiese, Rieselwiese“, lett. *liekns* „Nie-
derung“ gestellt¹⁰. Unter dem Einfluß seiner Behandlung des
Flußnamens Nemunas hat er dann später (1922) diese Wörter
der Wurzel **leikʷ-* (3) „biegen“ zugeordnet¹¹. Angesichts des Ver-
bums lit. *linkti* „biegen, neigen“ und der Ableitung *lanka* „Fluß-
wiese“ = aksl. *lōka* (vgl. *Krumme Lanke*) konnte eine solche Zu-
ordnung nicht von der Hand gewiesen werden, und dies um so
weniger, als die Wurzel **leikʷ-* (2) „fließen“ außerhalb des Lateini-
schen kaum mit Sicherheit nachgewiesen werden konnte. Gelingt
es aber, eine Gewässerbezeichnung von alteuropäischer Verbrei-
tung zu finden, so wird man — gemäß den geltenden Prinzipien¹²
— von einer Wurzel **leikʷ-* „fließen“ ausgehen dürfen. Tatsäch-
lich gibt es eine Reihe solcher Namen, von denen hier nur die
sichersten angeführt werden sollen:

1) Der Lech (Ptolemaios Λιχίας, Venant. Fort. *Licca*; *Licus*)¹³.
Dieser Name ist schon mehrfach behandelt worden (s. Anm.
13–15). Tatsächlich ist eine Verknüpfung weder mit kymr. *llech*

¹⁰ K. Būga, *Rinktiniai Raštai I* (Vilnius 1958) 311f. = RFV. 66 (1911) 242.

¹¹ K. Būga, *Rinktiniai Raštai II* (Vilnius 1959) 280f. = Kalba ir Senovė (Kaunas 1922) 299.

¹² Vgl. zuletzt W. P. Schmid, IF. 77 (1972) 4.

¹³ Belege und Literatur bei W. H. Snyder, *Hydronymia Germaniae A* 3 (Wiesbaden 1964) 58–60; L. Buzás-F. Junginger, *Bavaria Latina* (Wiesbaden 1971) 152f.

„slate“ noch mit altir. *fliuch* „feucht“ möglich. Ein Ansatz **lik**- ist vor allem deswegen abgelehnt worden, weil man dann eigentlich ein **lipo-* erwarten sollte¹⁴. Abgesehen davon, daß eine solche Erwartung wegen Caesars *Sequana* = Seine und dem *equos* des Kalenders von Coligny gar nicht generell aufrecht zu erhalten ist¹⁵, muß daran erinnert werden, daß auch Rhein, Rhone, Donau, Iller, Isar, Inn keine keltischen Namen sind. Warum sollte es dann der Lech sein? Gegen ein vorkeltisches **lik*o-* sind also keine ernsthaften Bedenken geltend zu machen. Die Annahme eines **leik-* „biegen“ ist demgegenüber ein Rückschritt¹⁶.

2) Lika, Gewässer- und Landschaftsname in Kroatien. Dieser Name ist schon aus voroslavischer Zeit bei Konstantin Porphyrogennetos als τὴν Λίτζαν bezeugt und erlaubt ebenfalls einen Ansatz **lik*o-*¹⁷.

3) Liekė (→ Nemunas, Lekėčiai). Dieser litauische Gewässername ist schon von H. Krahe und J. Pokorny in einen Zusammenhang mit (1) und (2) gebracht worden¹⁸. Man wird außerdem dazustellen dürfen lit. *Laikà* und *Leikupis*¹⁹, ferner *Liekupis* und von der Schwundstufe gebildet: *Likupis*, *Likupys*. Aus dem lettischen Bereich können die Sumpfnamen *Likpurvs*²⁰, *liekās laukas*

¹⁴ W. H. Snyder, BzN. 16,2 (1965) 187f. — Vgl. M. Buck, Zeitschr. d. hist. Vereins für Schwaben und Neuenburg 7,1 (1880) 1–39, bes. S.20; A. Bach, Deutsche Namenkunde II 2 (Heidelberg 1954) 46 (§ 432); A. Meyer, Die Sprache der alten Illyrier II (Wien 1957) 71.

¹⁵ L. Weisgerber, Die Sprache der Festlandkelten (1931) = Rhenania Germano-Celtica (Bonn 1969) 35f. 44. J. Whatmough, The Dialects of Ancient Gaul (Cambridge Mass. 1970 [1944]) 16f. 34ff.; W. Jungandreas Bulletin linguistique et ethnologique 18 (1972) 7f.

¹⁶ J. Pokorny, a.a.O. 669.

¹⁷ Belege und Literatur bei E. Dickenmann, Studien zur Hydronymie des Saalesystems II (Heidelberg 1966) 14, wo auch der Zusammenhang mit lat. *liquidus* bereits erwähnt wird.

¹⁸ H. Krahe, Unsere ältesten Flußnamen (Wiesbaden 1969) 105; J. Pokorny, a.a.O. 669; Belege für die litauischen Namen in Lietuvos TSR upių ir ežerų vardynas (Vilnius 1963) 89, 91, 92. Vgl. noch H. Krahe, Festschrift M. Vasmer (Wiesbaden 1956) 246f. mit weiterem Material.

¹⁹ Gegen A. Vanagas, Lietuvių TSR hidronimų daryba (Vilnius 1970) 46, der in *Leika* das slav. Lehnwort *leikà* „Trichter“ erkennen will. Vgl. ferner *Likup*, FlN., Kr. Dvinsk, Gouv. Vitelsk (Wb. d. russ. GN. III 61).

²⁰ J. Endzelīns, Latvijas PSR vietvārdi I 2 (Rīgā 1961) 305.

und die Gewässernamen von Typ *Liekupe*²¹ zitiert werden. Im ehem. Ostpreußen kennt G. Froelich einen Gewässernamen *Licke* im Kr. Insterburg²². Im baltischen Gebiet muß man also mit der Schwund- und der Vollstufe der Wurzel **leikʷ-* rechnen. Nähme man noch Suffixableitungen von dieser Wurzel hinzu, würde sich das Material wesentlich vergrößern.

Die zitierten Gewässernamen aus dem vorkeltischen, vorslavischen und baltischen Bereich können aber genügen, um auf der einen Seite lat. *liqueo*, *liquidus* auf eine breitere Basis zu stellen und um auf der anderen Seite auch im Indoiranischen ein **raik-* „fließen“ zu sichern. Eine schöne Bestätigung erhält dieser Ansatz durch toch. A, B: *lik-* „waschen, abwaschen“ (Praes. *laika-naträ*, *lyikštä*, Inf. *laikatsi*)²³, das bereits mit lat. *liqueo* verglichen wurde²⁴. Der Ansatz des Labiovelars geschieht ausschließlich dem Lateinischen zuliebe.

2. Iran. **kṛpaka-*

In den mittelperanischen Dialekten ist ein Wort für „fromm“ bezeugt, das eine enge Verbindung mit der Wurzel *kar-* „machen, tun“ eingeht und dann zumeist mit „wohlütig, Wohltäter“ übersetzt wird. Alle Belege lassen sich auf einen Ansatz **kṛpaka-*, bzw. **kṛpakakara-* zurückführen. Folgende Belege seien angeführt:

- 1) parth. *kyrbg* „pious“, *kyrbgkr* „beneficient“ (Mir. Man. III 902);

²¹ J. Endzelins, a. a. O. 326 mit weiteren Belegen.

²² G. Froelich, Flußnamen in Ostpreußen (Insterburg 1930) 64.

²³ W. Krause, Westtocharische Grammatik I (Heidelberg 1952) 283, W. Thomas, Tocharisches Elementarbuch II (Heidelberg 1964) 235.

²⁴ G. Lane, Lg. 14 (1938) 23; W. Krause-W. Thomas, Tocharisches Elementarbuch (Heidelberg 1960) 65. Die Einwände, die C. Watkins, Indo-European Origins of the Celtic Verb (Dublin 1962) 62³, gegen diese Etymologie erhoben hat, sind angesichts der erwähnten Gewässernamen einerseits, und im Hinblick auf die semantischen Parallelen altind. *kṣarati* „fließt“ — *kṣālayati* „wäscht ab, reinigt“, altind. *dhāvati* „strömt, spült ab, reinigt“, hindi *dhonā* „waschen“ andererseits nicht überzeugend.

- 2) pahl. (Psalter) *klpk* „Wohltat, Tugend“, *klpkly* „Wohlhandelnder“ (K. Barr, Bruchstücke einer Pehlevi-Übersetzung der Psalmen, Berlin 1933, 46);
- 3) pahl. *kirbag* [*klpk*], „virtue, good deed“, *kirbakkar* [*klpkkl*] „beneficient“ (D. N. MacKencie, A Consise Pahlavi-Dictionary, London 1971, 51);
- 4) mp. *kyrbg* (Mir. Man. II 57)
- 5) paz. *kārba*, *kārba*, *kārbi*, *kāraba*, *kirbā* (E. W. West, The Book of the Mainyo-i-khard II, Stuttgart-London 1871, 721, J. Hampel, Die Kopenhagener Handschrift Cod. 27, 37 f.)

Dieses Wort ist auch ins Neupersische als *krfḥ* (kirfe) gelangt (Zartošt Bahrām Paždu) und wird hier mit „virtue, merit“, *kirfa-gar* „who performs a good action, virtuous, meritorious“ (Steingass 1024) wiedergegeben.

Dieses **krpaka-* hat Chr. Bartholomae mit der vieldeutigen Wurzel altind. *klp-* verbunden²⁵ „gelingt, fügt sich, wird zuteil“, deren Bedeutungsverzweigung im Indo-Arischen so gut wie nichts mit dem iranischen **krpaka-* gemeinsam hat²⁶. Über das Semasiologische hinaus vermag diese Etymologie auch die im Iranischen allgemein gültige Verknüpfung mit *kar-* nicht zu erklären. Es handelt sich also um eine phonologisch zwar mögliche, aber morphologisch und semantisch ungestützte Verknüpfung.

Es scheint uns deshalb vom morphologischen und semantischen Standpunkt aus ansprechender, an die noch in der modernen Hindi vorkommende Wendung *krpā karnā* „show favour to“²⁷ anzuknüpfen mit dem Sanskrit-Lehnwort *krpā* „favour, kindness, mercy“. Die Verbindung mit der Wurzel *kar-* „machen“ läßt sich bis ins Epos zurückverfolgen: *krpām kr-* „jmd. bemit-leiden“²⁸.

Ob dies iranische *krpaka-* nun direkt von der Verbalwurzel, die in altind. *krapate* „to compassionate“ vorliegt, abgeleitet ist,

²⁵ Zur Kenntnis der mittelliranischen Mundarten VI (Heidelberg 1925) 58.

²⁶ Vgl. R. L. Turner, A Comparative Dictionary of the Indo-Aryan Languages, Fasc. 2 (London 1963) Nr. 2941–2945.

²⁷ S. H. Kellog-O. Bailey, A Grammar of the Hindi Language 3. Aufl. (London 1938, Neudruck 1955) 275.

²⁸ Monnier-Williams, A Sanskrit-English Dictionary (Oxford 1899) 305.

oder als Adjektiv zu einem Abstraktum **krpā*, oder als *-ka*-Erweiterung zu einem **krpa-* in der gleichen Bedeutung wie **krpaka-* gebildet wurde, läßt sich aus Mangel an Belegen nicht entscheiden. In jedem Falle ist die Verknüpfung von iran. **krpaka-* mit altind. *krpā* phonologisch, morphologisch und semantisch einwandfrei.

3. gav. *xvaraiθya-*

In Y. 28.10 erscheint als Attribut zu *sravā* „Preislieder“ neben anderen Hapax legomena auch das ebenfalls nur an dieser Stelle bezeugte *xvaraiθyā*. Bartholomae (Wb. 1869) analysiert dieses Wort als eine Ableitung aus *hu-arəθa-* und übersetzt es mit „guter Sache dienend, das rechte Ziel verfolgend“. Damit wird die Lesung *xvarəθya-* (K 5) bevorzugt, in der Bildung *vyarəθya-* verglichen und das impliziert, daß das *sravah-* etwas Ähnliches enthalten kann, wie Y. 43.13 *arəθā voizdyāi kāmahyā*. — W. Lentz übernimmt die Analyse, aber übersetzt „pflichtgemäß“²⁹. Bevorzugt man aber die Lesung *xvaraiθya-* als lectio difficilior, ist ein Bezug auf *arəθa-* nicht mehr möglich. H. Humbach schlägt deshalb eine Ableitung aus einem **xvaraθa-* vor, das selbst wieder eine Weiterbildung aus einer Wz. *xvar-* = ved. *svar-* „tönen“ sein soll, und übersetzt dementsprechend *xvaraiθyā* . . . *sravā* mit „klingende Rühmungen“³⁰.

Die altiranischen *-θya*-Bildungen sind nun in der Tat mehrdeutig. Es können normale *-ya*-Ableitungen vorliegen:

- | | | | | |
|----|-----------------|---|-------------------|----------------------------|
| a) | <i>arəθa-</i> | — | <i>arəθya-</i> | ³¹ |
| | <i>raθa-</i> | — | <i>raiθya-</i> | |
| | <i>gaēθā</i> | — | <i>gaēθya-</i> | |
| | <i>haptəθa-</i> | — | <i>haptaiθya-</i> | |
| | <i>xvapati-</i> | — | <i>xvāpaiθya-</i> | (mit Vṛddhi) ³² |

²⁹ W. Lentz, Yasna 28 (Abh. d. Akad. d. Wiss. u. d. Lit. Mainz, 1954, 16) 15, 33.

³⁰ H. Humbach, Die Gathas des Zarathustra I (Heidelberg 1959) 78; II (Heidelberg 1959) 11f.

³¹ Hierher auch nach Bartholomae *vyarəθya-* und *frāraiθya-*.

³² Zur Gruppe (a) wohl auch med. *gau-kəθya* elam. *kam-qat-ti-ya-*, *ya*-Ableitung zu **gau-kata-* „Rinderstall“. Vgl. W. Hinz, Neue Wege im Altpersischen (Wiesbaden 1973) 75.

b) Eine zweite Gruppe bilden die *-tya*-Ableitungen, zunächst aus Adverbien, dann aus Pronominalstämmen wie ap. *anušiya-* „Gefolgsmann“ < **anu-tya-*, av. *pasčaiθya-* „nördlich“, *x^vaiθya-* „persönlich“³³.

c) In der dritten Gruppe sollen diejenigen Bildungen vereinigt werden, die sich als Ableitung von *-nt*-Stämmen verstehen lassen. An erster Stelle sei das medische *xšāyaθya-* „König“ erwähnt. Wenn man es mit Vṛddhi der Wurzel *xšay-* „herrschen“ zu avest. *xšayant-* „herrschend“ stellt, also als **xšaynt-ia-* versteht, dann läßt sich als Parallele sofort das indoiranische **nāsnt-ia-* anführen (avest. *nānhaiθya-* = altind. *nāsatya-* „Name der Aśvins“) das zu altind. *nas-* „herantreten“ gestellt werden kann³⁴. Während *xšāyaθya-* und *nānhaiθya-* mit der Dehnstufe von thematischen Wurzeln aus gebildet sind, geht das bekannte altindische *satyá-* „wahr“ = avest. *haiθya-* = apers. *hašya-* auf die Schwundstufe der athematischen Wurzel **as-* zurück: **s-nt-jo-*³⁵. Neben der Dehn- und Schwundstufe muß nun aber auch die Vollstufe angesetzt werden. Dies gilt für die beiden Adjektive *varaiθya-* und *x^varaiθya-*. *varaiθya-* kommt zweimal als Attribut zu *pantā* vor: *varaiθim pantām* (Yt. 10.38; V. 3.11) und wird mit „Weg der Gefangenschaft“³⁶ übersetzt, d.h. man stellt es zu *vṛnoti*, *varati*, *-te* „umschließen“. Diese Übersetzung stützt sich zwar auf die Pahlavi-Ausgabe *pa wartakih*, aber das ist nicht mehr als ein Anklang von *varaiθya-* an *varəta-* „gefangen“. Geht man von **varntia-* aus, wird man fragen, welche Bedeutung dies bei *pantā* haben kann. Die Antwort findet sich im RV. Hier wird

³³ Zu diesen Bildungen vgl. J. Wackernagel - A. Debrunner, *Altindische Grammatik* II 2 (Göttingen 1954) § 513.

³⁴ Zu *xšāyaθya-* vgl. M. Mayrhofer, *Die Rekonstruktion des Medischen* (Graz-Wien-Köln 1968) 940; W. B. Henning *Memorial Volume* (London 1970) 288f.; W. Hinz, *Neue Wege* 139. — Zu *nāsatya-* M. Mayrhofer, *Kurzgef. etym. Wb. des Altindischen* II 156, mit anderen Ableitungsvorschlägen, die jedoch ebenfalls auf den Verzicht eines *-aθa*-Abstrakts abzielen.

³⁵ Sollte an der Stelle Y. 40.1 **mavaiθim* statt *mavaēθm* (Geldner) zu lesen sein, so verhielte sich *mavaiθya-* zu *mavant-* nicht anders als *satya-* zu *sant-*.

³⁶ Chr. Bartholomae *Wb.* 1364; I. Gershevitch, *The Avestan Hymn to Mithra* (Cambridge 1959) 93.

an zwei Stellen mit den Wurzeln *vi-vas-* „scheinen“ und *vi-var-* „enthüllen“ gespielt (I 92,4; VII 79,1)³⁷. Das Erleuchten der Wege der Menschen (*pathyā jānānām*) ist dem Wegräumen von Hindernissen (spez. der Finsternis) gleich. Wenn *vi-* oder *apa-var-* aber das Öffnen oder Bahnen von Wegen ist, dann kann *varaiθya-* bei *pantā* nur einen verschlossenen, ungebahnten Weg, einen Pfad voller Hindernisse bezeichnen. Und diese Bedeutung paßt zu dem Attribut *xrūmīm* „staubig“³⁸ in Yt. 10.38 vorzüglich.

Wenn nun *varaiθya-* als **varntiā-* zu einer Wurzel *vr/var-* gehört, so wird man *xvaraiθya-* analog als **xvarntiā-* zu einer Wurzel *xvar-* stellen. Als Beiwort von *sravah-* kann **xvarntiā-* natürlich nicht die Wurzel *xvar-* „essen“ enthalten. Verbindet man das Wort mit altind. *svar-* „rauschen, tönen“, dann muß man für das Iranische eine Bedeutungsentwicklung annehmen, die dem lat. *sermo* nahekommt.

Vom avestischen Standpunkt könnte man *xvaraiθya-* auch zu *xvarnah-* „Ruhm“ stellen, was einem Beiwort von *sravah-* sehr angemessen wäre. In diesem Falle ist man jedoch mit der Diskussion um dieses Wort konfrontiert³⁹, die zugleich weitere Analysen eröffnet: *xvar-* < 1) **hu-ar-* (: altind. *ṛnoti*), 2) **hu-var-* (a): *var-* wählen; b) : *urvatā*, **uer-* „sprechen“, so daß *xvaraiθya-* auch als **hu-varaiθya-* oder *hu-araiθya-* verstanden werden kann. In beiden Fällen könnte man an ein wohlgesetztes, erfolgreiches Loblied denken. Die Mehrdeutigkeit ist vorerst nicht zu entscheiden⁴⁰.

Abschließend noch ein Wort zur Morphologie der hier behandelten Bildungen. Die *Vrddhi*-Bildungen scheinen nur bei Substantivierungen (*xšāyaθiya-*, *nāsatya-*) vorzukommen. Das von der üblichen Partizipialbildung abweichende *-nt*-Suffix, wie

³⁷ Vgl. L. Renou, *Études védiques et pāninéennes* III (Paris 1957) 36, 99.

³⁸ Zu *xrūma-*, *xrūmīm* vgl. I. Gershevitch, *Hymn* 188ff. 191.

³⁹ Vgl. H. W. Bailey, *TPS.* 1956, 101⁴; 1959, 79; dagegen Duchesne-Guillemin, *AION.* (Sez. Ling.) 5 (1969) 19–31.

⁴⁰ Zu avest. *xvaraiθya-* stellt W. Hinz (Neue Wege 43, 48) ein altpersisches **xvarašya-*, das er in einem EN. in aramäischer Schrift *hršyn*, in elam. Version *pa-ir-še-na*, ferner in dem EN. *hwršpt* und elam. *kur-ra-ši-ik-qa* und *ku-ra-ti-qa* wiedererkennt.

es hier vorausgesetzt wurde, tritt keineswegs nur an Verbalwurzeln, sondern ist auch denominal möglich⁴¹. Darauf weisen vor allem die Gewässernamen im baltischen und germanischen Bereich.

Besonders im Nordgermanischen sind Flußnamen auf *-unda* (*Ausunda*, *Brumunda*, *Bergunda* etc.) bezeugt, deren *-und-* auf ein *-nt-* zurückgeht⁴². Die Grundwörter sind bald verbal, bald nominal. Auch im Baltischen finden sich Gewässernamen, (*Virinta*, *Širvinta*) mit teils verbaler, teils nominaler Grundlage, die unseren Ansatz **-nt-jo-* zu bestätigen vermögen. Auf diese Weise erhält man ein weiteres Beispiel dafür, daß das Indoiranische zur Aufhellung alteuropäischer Gewässernamen beizutragen vermag⁴³.

[Korrekturnachtrag: Leider zu spät sind mir O. Szemerényi's Ausführungen in *Monumentum H.S. Nyberg II* (1975) 313–323 über OP *xšāyaθya-* „king“ bekannt geworden. Ich freue mich aber, mit ihm darin übereinzustimmen, daß dieses Wort als *kšāyntyā-* aufzufassen ist (S. 318). Auch er verweist auf eine Parallele im Germanischen, nämlich auf got. *nēhvundja* „Nachbar, Nächster“ (S. 319), das sich den obigen Darlegungen ebenfalls einfügt.]

Schladeberg,

Wolfgang P. Schmid

Friedland 5 (OT. Niedernjesa)

⁴¹ Avest. *gavaiθya-* „Rinderherde“ erinnert sehr an russ. *govjado*, ksl. *goveždъ*, ohne daß die Einzelheiten klar wären.

⁴² Vgl. H. Krahe, BzN. 3 (1951/52) 3–18; zu den baltischen Namen vgl. noch A. Vanagas, a.a.O. 169f.

⁴³ W. P. Schmid, W. B. Henning Memorial Volume 376–384.

Sogdische Miszellen*

1. *t'p-*, *tβt-* „siegeln“

Vor einiger Zeit hat O. Szemerényi versucht¹, das sogd. Wort für „Siegel“, man. sogd. *t'pyy*², chr. sogd. *t'pw* (Akk.)³, als eine Entlehnung aus dem Semitischen zu deuten; er vergleicht hebr. *tabba'at* „Siegel, Siegelring“, akkad. *timbu'u* „Siegelring“. Bei dieser Interpretation hat Szemerényi jedoch übersehen, daß das sogd. Wort für „Siegel“ neben einem Verbum „siegeln“ steht, das sowohl im Chr.-Sogd., als auch in den Mug-Dokumenten gut bezeugt ist: Prs.-Stamm *t'p-*, Prt.-Stamm *tβt-*⁴. Schon diese beiden Formen des Verbums genügen, den iranischen Charakter von *t'p-* „siegeln“ und damit auch von dem Substantiv *t'pyy* „Siegel“ zu erweisen und eine Entlehnung aus welcher Sprache auch immer auszuschließen. Zugrunde liegt die im iran. Bereich gut bezeugte Wurzel **tap-* „heiß sein“⁵; was das Formale be-

* Außer den geläufigen Abkürzungen werden noch verwendet: BBB. = W. B. Henning, Ein manichäisches Bet- und Beichtbuch. Berlin 1937. GMS. = I. Gershevitch, A Grammar of Manichean Sogdian. Oxford 1954. (Nachdruck 1961.) Im übrigen sei auf IF. 77 (1972) 191 verwiesen.

¹ W. B. Henning Memorial Volume (London 1970) 422.

² Man. sogd. *t'pyy* übersetzt parth. *mwhr* „Siegel“; vgl. M. Boyce, The Manichaean Hymn-Cycles in Parthian, London 1954 [= London Oriental Series, vol. 3] 122 (Angad Rošnān Ia, 12b) mit Anm. 4 (sogd. Version).

³ S. O. Hansen, Berliner sogdische Texte, II (Wiesbaden 1954) 880, II, Zeile 13; *t'py* ibid., 897, Zeile 82; vgl. E. Benveniste in JA. 243 (1955) 329; *clyb' t'py* „das Siegel des Kreuzes“ ist nochmals belegt in dem bisher unveröffentlichten Fragment T II B 25b R 5.

⁴ Prs.-Stamm in *t'py* (2. Sg. Opt.-Imp.) A 16,9; Prt.-Stamm *tβt-* in A 13, 10; B 4 V 6; A 16, 14; ferner *tβt'k* „versiegelt“ in A 1 R 11; B 24, 5; A 1 R 7 (hier fem.).

⁵ Vgl. Chr. Bartholomae, Altiranisches Wörterbuch, Straßburg 1904 (Nachdruck 1961), col. 631f. Bailey in BSOAS. 26 (1963) 84 stellt *t'p-* „siegeln“ zu einem von ihm erschlossenen **tap-* „flat surface“.

trifft, so ist für das Verbum vermutlich **tāpa(ya)-* : **tafta-* anzusetzen, und für das Substantiv **tāpaka-*.

Wie ist nun aber die Verwendung der Wurzel für „heiß sein“ für den Vorgang des Versiegeln zu verstehen? Man wird sich daran erinnern, daß bei der Verwendung von Siegellack dieser erhitzt und damit flüssig gemacht werden muß, um einen Abdruck zu erhalten. Aus den Mug-Dokumenten geht hervor, daß sie mit Siegel aus Ton (oder Lehm) versiegelt wurden. Wenn diese Siegel Bestand haben sollten, so mußten sie in irgendeiner Form gebrannt werden; in B 4 V 6–7 heißt es: *rty tβty ZNH pwstk rm . . . yr'y mydry* „dieses Dokument wurde mit einem Lehmsiegel versiegelt“ (ähnlich A 13, 10). Man muß annehmen, daß auf diese Weise die Spezialisierung der Wurzel **tap-* im Dokumentarwesen zustande gekommen ist.

Eine ähnliche und durchaus vergleichbare Spezialisierung hat dieselbe Wurzel in einem anderen iranischen Sprachbereich erfahren. Erst kürzlich konnte das ap. Wort für „gebrannter Ziegel“ in elamischer Umschreibung als *da-pu-iš-qa-um* für ap. **tapuška-* (n.) erkannt werden⁶. Eine weitere semantische Parallele findet sich in np. *daže* (𐭌𐭕𐭅) Lexx. [Steingass] „Siegel“, das Horn⁷ richtig von der Wurzel **dag-* „brennen“ ableitet.

2. *pš''βr* „Proviant“

An der gleichen Stelle bemüht sich Szemerényi um die Deutung eines anderen sogd. Wortes, nämlich *pš''βr* „Proviant“; es ist aus zahlreichen Belegen schon lange bekannt⁸. Der Vorschlag Hennings⁹, es mit avest. *piθwā-* zu verbinden, wurde von

⁶ Vgl. Hinz in AAH. 19 (1971) 23; ferner besonders Mayrhofer in: Die Sprache 18 (1972) 53.

⁷ S. P. Horn, Grundriß der neupersischen Etymologie, Straßburg 1893 (Nachdruck Hildesheim 1974) 126 (Nr. 566).

⁸ In man. sogd. *pš'βr* M 134 II V 4, (sogd. Schrift) *pyš''βr* TM 389 b R 7, buddh. sogd. *pš''βr* VJ 347, 895, *pš'βr* P 12, 20; vgl. Henning in BBB. 63 ad 523. Erwähnt sei eine chr. sogd. Form, nämlich *pš'br*, aus dem unveröffentlichten Text T II B 13a.

⁹ Henning, loc.cit.

Benveniste¹⁰ und Gershevitch¹¹ aufgegriffen, konnte jedoch nicht angenommen werden, da in lautlicher Hinsicht buddh. sogd. *rpδβh* „noon“ (vgl. avest. *rapiθwā-*) widersprach. Es ist sonst kein Beleg bekannt, in dem iran. **-θv-* zu sogd. *-š-* wird¹².

Die seither geläufige Erklärung nahm im ersten Teil dieses offensichtlichen Kompositums, in **paθya-* o.ä., eine adjektivische Ableitung von dem iran. Wort für „Pfad, Weg“, **panθā-*, an¹³, obwohl sich dabei rein formal wie auch semantisch erhebliche Schwierigkeiten einstellen. Die adjektivische Ableitung **paθya-* o.ä. müßte in ihrer ursprünglichen Bedeutung „für den Weg, für die Reise bestimmt“ für sich allein (also nicht in einem Kompositum verbaut) das Wort für „Proviant“ abgeben können, wie es z. B. bei lat. *viaticum* und osset. *ǰāndagkag* „Reiseproviant“ der Fall ist, die beide lediglich Ableitungen zu den entsprechenden Wörtern für „Weg, Reise“, nämlich lat. *via* und osset. *ǰāndag*¹⁴, und keine Komposita sind. Außerdem ist es fraglich, ob iran. **-θy-* (wie in dem vorausgesetzten **paθya-*) im Sogd. als *-š-* auftreten würde¹⁵. Die genannten Schwierigkeiten lassen m. E. die bisher gültige Erklärung als recht fragwürdig erscheinen.

Szemerényi nun vergleicht wie seine Vorgänger auch armen. *pašar* und Niya-Dokumente *pačevāra*, beides in derselben Bedeutung „Proviant“ und offenbar Lehnwörter aus dem Iranischen, vielleicht sogar aus dem Sogdischen oder aus einem dieser ostiranischen Sprache nahestehenden Dialekt. Szemerényi geht aber sicher fehl, wenn er sogd. *pš'βr* aus einem ap. **pašyābara-* < **pašy-ābara-* „the thing delivered, provisions“ entlehnt sein lassen will; in der Tat wäre ein vorauszusetzendes iran. **pati-ābara-* einmalig, wobei das Problem außer acht gelassen sei,

¹⁰ In VJ., Comm 93 ad 347.

¹¹ GMS. § 298.

¹² Sogd. *†γγδβp* „Alte Briefe“ V 30 (vgl. Henning, loc. cit.) ist *γγδrp* (wie sonst) zu lesen, vgl. Benveniste in BSOS. 9 (1938) 509; letztlich auch Henning in BSOAS. 28 (1965) 246.

¹³ Vgl. Bailey in BSOAS. 11 (1943–1946) 795.

¹⁴ Vgl. Vs. Miller, Ossetisch (Grundriß der iranischen Philologie, I, Anhang Straßburg 1903) 90.

¹⁵ Kein einziges Beispiel apud GMS. §§ 292 ff.

das eine derartige Lehnbeziehung, wie sie Szemerényi im Auge hat, aufwirft¹⁶.

Jede Etymologisierung wird davon ausgehen müssen, daß es sich bei *pš''βr* um ein Kompositum handelt, dessen Hinterglied ein iran. **ābara-* enthält; man vgl. buddh. sogd. *''βr* „apport“ (VJ 881), ferner avest. *ābaratar-* (Yt. 17,14)¹⁷. Von den Möglichkeiten, die Szemerényi für das Vorderglied des Kompositums als lautlich denkbar erachtet, nämlich **paθrā-*, **pasčā-*, **pačyā-*, gibt m.E. nur die zweite eine annehmbare Etymologie: ein **pasčābara-* wird daher ein neues und bisher nicht erkanntes Zeugnis für die sogd. Komposita mit **pasča* im Vorderglied sein¹⁸, von denen Gershevitch Beispiele wie *pš''γryw* „afterself, deputy“, *pš''sry* „occiput“ u. a. gibt¹⁹; man vgl. auch besonders buddh. sogd. *pyšmwrðw* „afterdeath“, das eine Parallele zur Schreibung mit *-y-* in man. sogd. (sogd. Schrift) *pyš''βr* bietet²⁰. **Pasčābara-* bedeutet demnach ursprünglich „das, was hinter jemandem hergetragen wird“, „das, was man bei sich hat“; es ist verführerisch, dabei an einen *terminus technicus* sogdischer Handels- und Karawanenusancen zu denken, denn jeder, der Sir Aurel Steins „Ruins of Desert Cathay“ gelesen hat²¹, wird feststellen, wie adäquat unser Ausdruck für „Proviand“ ist: Stein ritt gewöhnlich an der Spitze der Karawane und hatte Gepäck und Lebensmittel (Troß) hinter sich. Daß dieser Ausdruck gerade in Zentralasien und besonders in Ostturkestan entlang der Seidenstraße verwendet wurde, zeigt die Entlehnung in den Niya-Dokumenten; das dort bezeugte *pačevara* bestätigt

¹⁶ Henning teilt (in Mitteliranisch, HO I, 4, 1, Leiden-Köln 1958, 108) eine Vermutung Andreas' über eine derartige Beziehung mit; vgl. auch kürzlich B. Gharib, An Old Persian-Sogdian isogloss, *Mémoires de la Société de Linguistique de Paris* (Louvain 1974) 389–398.

¹⁷ Für das Folgende nicht unwichtig scheint die Interpretation von *ābaratar-* als „travelling merchant, caravan-leader“ durch H. W. Bailey, *Zoroastrian Problems in the ninth-century books* (Oxford 1943) 8 (mit Anm. 1).

¹⁸ Vgl. Henning in BBB. 98 ad c 43; GMS. § 373.

¹⁹ Vgl. GMS. § 1143.

²⁰ Siehe hier Anm. 8.

²¹ M. Aurel Stein, *Ruins of Desert Cathay. Personal narrative of explorations in Central Asia and Westernmost China*. 2 vols. London 1912.

übrigens auch mit seinem *-č-*, das in anderen Fällen nur älteres **-šč-* oder **-šč-* fortsetzt²², unsere hier vorgetragene Etymologie.

Trotzdem muß das Altpersische nochmals ins Spiel gebracht werden. In den elamischen „Persepolis Fortification Tablets“ hat sich, mehrmals belegt, ein iran. Wort *baššabara* gefunden, das sicher aus dem Altpersischen stammt und höchstwahrscheinlich nichts anderes bedeutet als „(Reise-)Proviant“²³. Gershevitch zitiert die alte Interpretation, ebenso Hinz in seiner neuesten Publikation²⁴. Die elamische Schreibung gestattet aber ohne weiteres, *baššabara* auch als ap. **pasābara-* zu lesen²⁵, das damit dasselbe Etymon wie das sogd. *pš'βr* hätte. Dadurch wird natürlich das Problem der Beziehungen des Altpersischen zum östlichen Iran erneut aufgeworfen, doch soll dies an anderer Stelle behandelt werden.

3. 'st'pśr'k (Personenname)

Kürzlich konnte in einer Untersuchung „Zur sogdischen Personennamengebung“²⁶ auf ein phonetisches Gesetz bei Komposita im Sogdischen hingewiesen werden, das in dieser Form bislang noch nicht genügend bekannt war. Anhand von Personennamen und einiger aus dem appellativischen Wortschatz stammenden Komposita konnte gezeigt werden, daß Komposita einen Kompositionsvokal *-y-* haben, „wenn das VG. (Vorderglied) aufgrund seiner Silbenstruktur kurz ist — andernfalls tritt kein Kompositionsvokal auf“²⁷. Besonders deutlich war dies bei den Komposita mit dem HG. (Hinterglied) *-sr'k* („-köpfig“)²⁸.

²² Vgl. Burrow in BSOS. 7 (1935) 783, ferner *The language of the Kharoṣṭhi documents from Chinese Turkestan* (Cambridge 1937) 102.

²³ Belege apud Richard T. Hallock, *Persepolis Fortification Tablets* (Chicago 1969) 676.

²⁴ Apud Hallock, op.cit., 47; W. Hinz, *Altiranisches Sprachgut der Nebenüberlieferung* (Wiesbaden 1975) 184.

²⁵ Vgl. *baššamame* (*ba-iš-ša-ma-me* XPh 26) = *pasāvamaīy*.

²⁶ In IF. 77 (1972) 191-208.

²⁷ Ibid. 206.

²⁸ Diese Beispiele stammten alle aus einem einzigen sogd. Text (P 3), die somit eine gewisse Einheitlichkeit boten.

Diesen Beispielen kann nun noch ein Personennamenname angeschlossen werden. In dem Mug-Dokument B 8 tritt zweimal der Name *'st'psr'k* auf²⁹, den Livšic als „Satafsarak“, in der Bedeutung etwa „der hundert Kronen besitzt“, interpretiert — allerdings mit einem Fragezeichen versehen³⁰. Dieses ist in der Tat berechtigt, denn eine nach dieser Deutung notwendige Trennung des Kompositums in *'st-* „hundert“ und *-'psr'k* „Krone“ (vgl. np. *afsar*) ist keineswegs zwingend, sondern insbesondere wegen des VG.s sehr fraglich: das Wort für „hundert“ lautet im Sogdischen immer *st-*³¹, und ein prothetisches Aleph dürfte auch in einem Kompositum nicht zu erwarten sein³². Es ist daher recht naheliegend, wenn man den Namen in *'st'p-sr'k* aufgliedert, wodurch man an die oben erwähnten Appellativa mit dem HG. *-sr'k* „-köpfig“ Anschluß gewinnt.

Die Lesung des VG.s ist sicher, obwohl ein sich aufdrängendes **'stnp-* uns sofort an buddh. sogd. *'st'np* „obstiné“ (Dhyāna 169)³³, man. sogd. *stmb* „stern“³⁴, < **stamba-*, erinnern würde³⁵. Trotzdem läßt sich auch ein *'st'p-*, sehr wahrscheinlich **astāf-* zu lesen, mit der in dem genannten Adjektiv vorliegenden Wurzel **stamb-* verbinden; eine deutliche Parallele liegt bei der Wurzel **skamb-* und ihren Ableitungen vor³⁶, zu der es ein Nomen **āškāf* in chr. sogd. *dnty šq'f'* (Abl.) „Zähneknirschen“³⁷ gibt. Ein Substantiv **astāf*, dann in der Bedeutung „Hartnäckigkeit“, wäre somit nichts Besonderes, und der Personennamenname *'st'psr'k* bezeichnet also einen, der „einen Kopf von Hartnäckigkeit hat“, einen „Hartkopf, Trotzkopf“.

²⁹ V. A. Livšic, *Juridičeskie dokumenty i pis'ma* (Moskva 1962) [= Sogdij-skie dokumenty s gory Mug, vyp. 2], 47, Zeilen R 8 und 20.

³⁰ Ibid. p. 52.

³¹ Vgl. GMS. § 1316.

³² Vgl. z.B. das Kompositum buddh. sogd. *stp'δ'k* „centiped“ P 6, 9 (ebenfalls bei GMS. § 1316 zitiert).

³³ Vgl. Benveniste in JRAS. 1933, 43.

³⁴ Vgl. Henning, *Sogdica* (London 1940) 18; GMS. § 157.

³⁵ Iran. **stamba-* enthält auch das formal noch undurchsichtige, wahrscheinlich komponierte Adjektiv buddh. sogd. *'st'npyr'y* VJ 39d, *st'npyr'k* Dhuta 286, *'st'npr'k* P 2, 292.

³⁶ Vgl. GMS. §§ 366 und 369, Anm. 1.

³⁷ Siehe O. Hansen, *Berliner sogdische Texte*, II (Wiesbaden 1954) 843, Zeile 35.

4. $\gamma'wtws$ (Personenname)

Der Name der Schwester und Gemahlin von König *Vištāspa*, *Hutaosā* (gr. Ἀτόσσα)³⁸, bedeutet nach einer Interpretation „mit schönem Dickbein“³⁹. In elamischer Umschrift ist derselbe Name (auch fem.) nun ebenfalls für das Altpersische belegt⁴⁰. So einleuchtend die Deutung zu einem iran. **tausa-* „Oberschenkel“, ahd. *dioh*, mhd. *diech*, engl. *thigh*, auch ist, wünschenswert sind weitere iran. Belege.

Ein solcher liegt sicher in einem sogd. Personennamen aus den sog. „Alten Briefen“, nämlich $\gamma'wtws$, vor⁴¹, wenn man ihn — wohl richtig — als Kompositum $\gamma'w-tws$ auffaßt, dessen HG. eben jenes iran. **tausa-* repräsentiert. Das VG. hingegen darf wohl nicht einfach als besondere Schreibung für iran. **hu-* gelten, da wir hier eher $\gamma w-$ oder höchstens $\gamma w-$ erwarten müßten⁴². Bei der konstanten Schreibung $\gamma'w-$ wird dieses Wort die Benennung für die „Kuh“ sein und nichts anderes⁴³. Ein Name wie „Kuhbein“ ist so ein weiteres Beispiel für die bereits aus altiranischer Zeit bekannten Übernamen.

5. Kleine Nachlese

Bei den in dem oben erwähnten Artikel zusammengestellten sogd. Personennamen mit dem HG. *-farn*⁴⁴ ist leider einer übersehen worden, nämlich *Nōšfarn* „ewiges *Farn* besitzend“, der

³⁸ Dazu insgesamt s. R. Schmitt in ZDMG. 117 (1967) 136 mit Anm. 136.

³⁹ Siehe Chr. Bartholomae, Altiranisches Wörterbuch, Straßburg 1904 (Nachdruck Berlin 1961), col. 1822.

⁴⁰ Vgl. neuestens M. Mayrhofer, *Onomastica Persepolitana* (Wien 1973) 243 (s.v. *udusana*) mit Literatur.

⁴¹ H. Reichelt, Die soghdischen Handschriftenreste des Britischen Museums, II (Heidelberg 1931) 32, Brief V, Zeilen 10, 12 und 15.

⁴² Zu diesen Varianten vgl. GMS. § 160; ferner Verf. in IF. 77 (1972) 192 (Nr. 8) mit Anm. 22.

⁴³ Belegt durch buddh. sogd. $\gamma'w$ VJ, P, man. sogd. in $\gamma'wrwyny$ „Butter“ (s. Gershevitch in TPS. 1945, 147), chr. sogd. $\gamma'wrwyn$ „id.“ (s. Verf., Die Stellung der sog. Inchoativa im Mitteliranischen, Diss. Göttingen 1970, 54).

⁴⁴ In IF. 77 (1972) 195–200.

Name eines Christen aus Samarkand, der sich in der Inschrift von Ladakh offensichtlich selbst nennt⁴⁵.

Der an derselben Stelle besprochene Personennamenname **Budyān*⁴⁶ ist vielleicht nicht so, sondern besser als **Butiyān* zu transkribieren (also mit *-t-*, nicht mit *-d-*). Die Gründe dafür sind mehrschichtig. Einmal erscheint das ind. *buddha-* als Lehnwort im Iranischen durchweg als **but*, vgl. z.B. np. *but* „Idol“⁴⁷. Zum andern könnte die einmalige Doppelschreibung *-tt-* in *pwtyy'n* (RHS 32) auf die Aussprache *-t-* hindeuten, obwohl, wie allgemein bekannt ist, Doppelschreibung eines Konsonanten in buddhistischen Texten häufig ist⁴⁸. Diese Doppelschreibung liegt nun aber interessanterweise auch in dem tocharischen Personennamen (toch. B) *Putteyāne* (m.) vor, der also mit dem sogdischen vollkommen identisch ist⁴⁹. Auch die Doppelschreibung stimmloser Konsonanten (Verschlußlaute) in der Brāhmi-Schrift könnte für eine stimmlose Aussprache eben dieser Laute in Anspruch genommen werden, wie dies andeutungsweise z.B. auch für das (iran.) Khotansakische vorgeschlagen worden ist⁵⁰. Ob hier wirklich eine Beziehung zwischen indischem und iranischem (sogdischem) Schriftsystem (*Putteyāna* : *pwtyy'n*) innerhalb buddhistischer Textgruppen besteht, kann jedoch an dieser Stelle nicht geklärt werden.

Wilhelm-Weber-Straße 2,
Göttingen

Dieter Weber

⁴⁵ Siehe F. W. K. Müller, Eine sogdische Inschrift in Ladakh, SPAW. 1925, 371f.

⁴⁶ Op.cit., 201f.

⁴⁷ Vgl. ferner parth. *bwt* BBB. 90, man. sogd. *bwtty* BBB. 752 usw.; s. GMS. § 44.

⁴⁸ Allgemein dazu GMS. § 81.

⁴⁹ Hinweis von Herrn Dr. Klaus Schmidt, Göttingen.

⁵⁰ Brieflicher Hinweis von Herrn Prof. R. E. Emmerick, Hamburg.

Homeric λύσσα: "Wolfish Rage"

Over the years, a moderate amount of ink has been spilled on the topic of the Homeric feminine substantive λύσσα (Attic: λύττα), a term meaning "1. martial fury", and "2. rabies"¹. Most discussion has focussed on etymology and for the most part agreement has been reached that λύσσα represents an underlying Pre-Greek *λυκ-ια². It is here that the argument begins, however, and two camps have emerged. On the one hand, Havers, Specht, Lasso de la Vega and Theander have wished to derive from Indo-European *leuk- "to shine, light"³, while Ernout, Hartmann and Porzig have taken it as formed from Gk. λύκος, "wolf" < I-E *wlkwo-⁴. Frisk has prudently refrained from passing judgment on the case, as has Liddell-Scott, while Pokorny has accepted the derivation from *leuk-⁵. While the feminine gender

¹ Henry George Liddell & Robert Scott, *A Greek-English Lexicon* (Oxford, The Clarendon Press 1961) 1067. In Homer, the term always carries the meaning of martial rage, but the usage of the description κόνα λυσσητήρα as a metaphor for Hektor in Θ 299 makes it seem highly likely that the usage as "rabid" was known to Homer.

² Derivation from *λυτ-ια, as suggested by Felix Solmsen, "Zur Tempelordnung von Tegea und zum Gottesurteil von Mantinea", *KZ.* 34 (1897) 447f., has been abandoned for the most part.

³ Wilhelm Havers, „Geister- und Dämonenglaube“, *Die Sprache* 4 (1958) 23–38; Franz Specht, *Der Ursprung der indogermanischen Deklination* (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 1947) 344; Jose Sanchez Lasso de la Vega, "Sobre la etimología de λύσσα", *Emérita* 20 (1952) 32–41; Carl Theander, "λύκαβας, λύκαμβης," in: *Symbolae Philologicae* O. A. Danielsson (Upsalla, A. B. Lundquist 1932) 349–351.

⁴ A. Ernout, "λύσσα," *Revue de Philologie* 23 (1949) 154–156; Felix Hartmann, "λύσσα, 'Hundswut'", *KZ.* 54 (1926) 287–290; Walter Porzig, *Die Namen für Satzinhalte im Griechischen und im Indogermanischen* (Berlin, Walter de Gruyter 1942) 349f.

⁵ Liddell-Scott, op. cit.; Hjalmar Frisk, *Griechisches Etymologisches Wörterbuch* (Heidelberg, Carl Winter 1970) Vol. II, 147; Julius Pokorny, *Indogermanisches Etymologisches Wörterbuch* (Bern, Francke 1959) 687.

has caused problems for some authors⁶, there is no real difficulty here. The term is a derivative in **-ya*, a suffix which forms feminines and abstracts⁷. Schwyzler has shown it to be an abstract like φύξα, "panic"⁸, and one might also add ξξα, "dryness", and κίσσα, "envy of a pregnant woman" as points of comparison. One need not see them as personifications of some female being or spirit⁹, but can merely take them as terms that express an abstract entity such as an emotion or a general state of being.

This having been established, it may be instructive to examine the occurrences of λύσσα in the epic, something which—surprisingly—has been done by none of the authors cited above. The word occurs three times in the *Iliad*, none in the *Odyssey*. The first occurrence is in I 239, where Odysseus and Aias have gone to Achilles, attempting to persuade him to re-enter the battle. Odysseus, describing the desperate situation tells him:

... Hektor, exulting greatly in his might,
Rages vehemently, relying on Zeus and holding no one in
respect,
Neither men nor gods. And the powerful λύσσα has entered
him¹⁰.

At the conclusion of this same speech, Odysseus mentions λύσσα again, now trying to tempt Achilles with thoughts of possible glory (I 305):

For now you might take Hektor, as he would come very near
to you,
Possessing the deadly λύσσα, and he thinks that not one of the
Danaans

⁶ Thus, Hartmann and Porzig felt the need to derive λύσσα from the she-wolf, literally the feminine of wolf, and are led to a theory of demonesses causing disease and the like.

⁷ See P. Chantraine, *La formation des noms en grec ancien* (Paris, Honore Champion 1933) 97–100, and especially his warning that "cette notion de féminin doit être entendue très largement" (97).

⁸ Eduard Schwyzler, *Griechische Grammatik* (München, Beck, 1939–53) 474. See also Specht, *op. cit.* 387.

⁹ See above, note 6.

¹⁰ ... Ἑκτωρ δὲ μέγα σθένει βλεμεαίνων / μαίνεται ἐκπάγλως, πυσύνορος Διί,
οὐδὲ τι τίει / ἀνέρας οὐδὲ θεοῦς· κρατερὴ δὲ ἐ λύσσα δέδυκεν.

Whom the ships brought hither is like unto himself¹¹.

The third occurrence is Φ 542, as Achilles storms in front of Troy:

Thus he (Priam) spoke, and they loosened the gates and thrust back the bolts,

And the gates spreading produced light. Now Apollo Himself sprang forth in order to ward off destruction from the Trojans.

And straight into the high-walled city,

Rough in the throat with thirst, and dusty from the plain, They fled. He (Achilles) followed impetuously with his spear, and powerful λύσσα

Unrelentingly possessed his heart¹².

Two features are particularly vivid in these passages. First, the hero characterized by λύσσα is viewed as absolutely irresistible. In I 239, Hektor yields to no one, man or god; in I 305, he thinks none of the Greeks his equal; and in Φ 542, the entire Trojan army breaks and runs before the might of the raging Achilles. In their fury, both heroes run out of control: Achilles is described as acting impetuously (σφεδανόν), and Hektor is made so bold that he might even venture to do battle with Achilles while in this state, for he feels no man can oppose him. Odysseus tries to make use of this to tempt Achilles into battle, but there is no assurance that he would indeed be able to stop Hektor when the latter is possessed of λύσσα. It is worth noting that only the two greatest heroes of the epic take on this state, and it increases even their great powers immensely.

Having mentioned possession, we are brought to our second point. It is by no means clear that the hero possesses the λύσσα or whether the λύσσα possesses him. In one of our texts, the verb ἔχω "possess" appears as a participle in the nominative case, referring to Hektor and governing λύσσα in the accusative (I 350).

¹¹ νῦν γάρ χ' Ἑκτορ' ἔλοις, ἔπει ἄν μάλα τοι σχεδὸν ἔλθοι / λύσσαν ἔχων ὀλοήν, ἔπει οὐ τινά φῆσιν ὁμοῖον / οἷ ἔμεναι Δαναϊῶν, οὐς ἐνθάδε νῆες ἔνεικαν.

¹² Ὡς ἔρατ', οἷ δ' ἄνεσάν τεπύλας καὶ ἀπῶσαν οὐχῆας / αἷ δὲ πετασθεῖσαι τεῦξαν φάος· αὐτὰρ Ἀπολλῶν / αὐτίος ἐξέθορε Τρώων ἵνα λοιγὸν ἀλάλκοι. / οἷ δ' ἰθὺς πόλιος καὶ τείχεος ὑψηλοῖο / δίψῃ καρχαλέοι κεκονιμένοι ἐκ πεδίοιο / φεῦγον· ὃ δὲ σφεδανὸν ἔφεπ' ἔχγει, λύσσα δὲ οἱ κῆρ / αἰὲν ἔχε κρατερή, . . .

But, in another, ἔχω appears as a finite verb with λύσσα in the nominative and the heart (κῆρ) of Achilles as its object (Φ 542). The powerful (κρατερή)¹³ λύσσα is again the subject in our third text, and is said to have "entered, made its way into" (δέδυκεν < δύω) Hektor. The usages are ambiguous, and if they are to be understood, we must bear in mind that they refer to an ambiguous situation, a state of wild, uncontrolled rage which is possessed by certain highly gifted warriors, but which also possesses them. This uncontrolled nature of the state can be seen in the adverbs used in connection with the deeds of the man who is acting under its influence: ἐκπάγλως, "vehemently", and αἰὲν, "unrelentingly".

This phenomenon of a warrior frenzy which a man both possesses and is possessed by is not unknown in ethnography. The rage of the Kwakiutl cannibal dancer, and the *amok* of the Malays are well known examples¹⁴. But it is particularly well documented among the various branches of the Indo-Europeans, each of which seems to have given its own peculiar name to this specific state of furor¹⁵. Perhaps a few examples will show their similarity to the Homeric λύσσα. First, there is the classic description of the Germanic *Wut*, from the Ynglingasaga, Ch.VI:

"They went without shields, and were mad as dogs or wolves, and bit on their shields, and were as strong as bears or bulls; men they slew, and neither fire nor steel would deal with them; and this is what is called the fury (*wut*) of the berserkr"¹⁶.

The Celts called this state *Ferg*, and it is seen most clearly in the great Irish hero Cúchulainn. In one passage of the Táin Bó

¹³ On the Indo-Iranian reflexes of this term, and their relation to warrior ideology, see K. Rönnow, "Xratu", *Le Monde Oriental* 26 (1932) 1–90.

¹⁴ See Franz Boas, *Kwakiutl Ethnography*, ed. Helen Codere (Chicago, University of Chicago Press 1966) 271–277 für the Cannibal Dancer. The Malay material is so well-known as to have passed into common English usage as "amuck" via the British colonial experience.

¹⁵ For a discussion of this, see Georges Dumézil, *Horace et les Curiaces* (Paris, Gallimard 1942) 11–26, who mistakenly sees μένος as the Greek equivalent term. With this exception, though, the discussion is excellent.

¹⁶ W. Morris & E. Magnusson, trans. *Heimskringla* (London, The Saga Library 1893), Vol. I, 16f.

Cualnge, the charioteer of a prospective opponent relates a dream to his master, in which he beheld the might of the great Cúchulainn:

“There’s a skilled Hound at the helm, / a fine chariot warrior, / a wild hawk hurrying his horses southward / Surely it is Cúchulainn’s / chariot horses coming. / Who says he is not coming to our defeat?

I had a dream last year: / Whoever at the time appointed / Opposes the Hound on the slope, let him beware. / The Hound of Emain Macha, / In all his different shapes, / The Hound of plunder and battle / —I hear him, and he hears”¹⁷.

For the Iranians, this fury was known as *aēšma*, and was soundly condemned in the reform of Zarathuštra¹⁸. But descriptions of it still remain, particularly with regard to the god Vərəθraγna, the incarnation of aggressive victory¹⁹.

“Mithra, lord of wide pastures we worship . . . in front of whom flies Ahura-created Vərəθraγna in the shape of a wild, aggressive, male boar with sharp fangs and sharp tusks, a boar that kills at one blow, is unapproachable, grim, speckle-faced and strong, iron of foot, iron of hand, with iron tendons, an iron tail and iron jaws; as he catches up with opponents, beset by passion—simultaneously by manly valour—, he knocks them down with a toss: he does not even think he has struck, nor has he the impression he is hitting anybody, until he has smashed even the vertebrae, the pillars of life, even the vertebrae, the springs of vitality”²⁰.

¹⁷ Thomas Kinsella, trans. *The Tain* (London, Oxford University Press 1970) 179.

¹⁸ On *Aēšma*, see Stig Wikander, *Der arische Männerbund* (Lund, Gleerupska Univ. Bokhandeln 1938) 57–60; H. Lommel, *Die Religion Zarathustras nach dem Awesta dargestellt* (Tübingen 1930) 78–79.

¹⁹ See E. Benveniste & L. Renou, *Vrtra et Vrtragna* (Paris, Imprimerie Nationale 1934) and Jarl Charpentier, *Kleine Beiträge zur indoiranischen Mythologie* (Uppsala, Akademische Buchdruckerei 1911) 25–68, for the most important works on this god.

²⁰ *Yast* 10.70–71. Ilya Gershevitch, trans. *The Avestan Hymn to Mithra* (Cambridge, The University Press 1959) 107, slightly altered.

For all their differences, these texts do have many features in common, but perhaps most striking of all is that in each case the warrior possessed of the martial frenzy is depicted as a wild beast. Moreover, this is not just description, they are truly experienced as *being* beasts of prey. The Norse *berserks* (lit. "those of the bear's shirt") and *úlfhednar* ("those of the wolf's head") dressed and acted as bears and wolves²¹. Cúchulainn was felt to be a baleful hound in battle, and Vərəðrayna a raging boar²²—as was Herakles, in Hesiod's description of him, Shield of Herakles, ll. 386–392. Bear, boar, wolf and hound were all forms taken by the Indo-European warriors, via masquerade using pelts and specially designed helmets resembling the animal's head²³. Lion, Fox, ram and stallion may also have played this role.

Of all the powerful or carnivorous animals, though, the wolf seems to have been the most important for the Indo-European warriors. Reflexes of the old word **wlkwo-* "wolf" are found in literally hundreds of proper names, and numerous peoples, such as the Luvians, the Lycians, the Hirpini, the Luceres, the Dacians, the Hyrcanians and the Saka Haumavarka all bear names that tell of their nature as "wolves"²⁴. Stories of lycan-

²¹ See Otto Höfler. *Kultische Geheimbünde der Germanen* (Frankfurt; Moritz Diesterweg 1934) 55–65 and Wilhelm Grimm, „Die mythische Bedeutung des Wolfes“, *Zeitschrift für deutsches Alterthum* 12 (1865) 203–228, a remarkable article for its time. Also note that Cúchulainn's hound nature is expressed in the first element of his name: Cú, "hound".

²² Actually, Vereðrayna has ten forms, on which see Charpentier, *op.cit.*

²³ See Mircea Eliade, *Rites and Symbols of Initiation* (N.Y.; Harper & Row 1958) 81–84; Robert Eisler, *Man Into Wolf* (London, Spring Books, n.d.) 149, 176, et passim; Jean Pryzluski, "Les confréries de loups-garous dans les sociétés indo-européennes" *Revue de l'histoire des religions* 121 (1940) 128–145; Richard von Kienle, „Tier-Völkernamen bei indogermanischen Stämmen“. *WuS.* 14 (1932) 67; Höfler, *op. cit.*, 55–65 and Gerhard Binder, *Die Aussetzung des Königskindes Kyros und Romulus* (Meisenheim am Glan, Anton Hain 1964) 91.

²⁴ On proper names, see Eisler, *op. cit.* 140–145. On tribal names, Eisler 132–140; von Kienle 32–39; Paul Kretschmer, „Der Name der Lykier und andere kleinasiatische Völkernamen“, *Kleinasiatische Forschungen* 1 (1930) 14–17; Arthur Ungnad, „Luwisch = Lykisch“, *Zeitschrift für Assyriologie* 35 (1924) 1–8; Mircea Eliade, "Dacians and Wolves",

thropy are well known among the Greeks, Romans, Germans, Celts, Anatolians and Iranians, and these would seem to be traceable to these ancient warrior practices²⁵. The ideology is not difficult to understand: as one dons the skin of the wolf, he takes on the lupine mode of being—he becomes as the wolf, wild, ravenous, merciless and irresistible, raging and out of control.

There is, of course, a classic example of this practice in the Iliad: the nocturnal mission of Dolon, ably studied from this standpoint by Louis Gernet²⁶. Thus, in *K* 334, Dolon, like the figures depicted on Scandinavian helmet bronzes²⁷ or like

in: Zalmoxis, *The Vanishing God* (Chicago, University of Chicago Press 1972) 1–20; and Christian Bartholomae, „Beiträge zur altiranischen Grammatik V“, *Bezzenger's Beiträge* 13 (1888) 70f.

²⁵ On lycanthropy in the Greek context, see Richard Preston Eckels, *Greek Wolf-lore* (Philadelphia, University of Pennsylvania Dissertation 1937) 32–68; Wilhelm Kroll, „Etwas vom Werwolf“, *Wiener Studien* 55 (1937) 168–172 and „Lykanthropy“, *Pauly-Wissowa, Realenzyklopädie*, Suppl. 7 (Stuttgart 1940) 423–426, and J. A. MacCulloch, „Lycanthropy“, in: *Hastings' Encyclopedia of Religion and Ethics*, Vol. 8 (N.Y., 1916) 206f. The chief texts are Pausanias 8.2; Lycophron 481; Plato, *Republic* 8.15 p. 565 D, and Pliny, *Natural History* 8.22. For Roman materials, see Binder, *op. cit.* 78–95 and Joachim Gruber, „Zur Etymologie von Lat. *lupercus*“, *Glotta* 39 (1961) 273–276. The most important texts are Vergil, *Eclogues* 8.95f., and Petronius, *Satyricon* 61. Germanic materials have been treated in MacCulloch, 208f., and Höfler, 55–65, 170–172, 197 et passim. Anatolian evidence is in Ungnad, *op. cit.*, and V. V. Ivanov, „L'organisation sociale des tribus indo-européens d'après les données linguistiques“, *Cahiers d'Histoire Mondiale* 5 (1960) 794 & n. Iranian evidence is handled in Wikander, *op. cit.*, 64f., where there are two striking pieces of evidence: the appellation of certain Scythians as *haumavarka*, „those who become wolves through the drinking of the *haoma* (= Skt. *soma*) intoxicant“ (see Bartholomae, *op. cit.*) and the mention of „the two-footed and four-footed wolves“ in *Yasna* 9.18. A treatment of the werewolf problem in general is found in Eisler, *op. cit.*, 148–159 et passim.

²⁶ Louis Gernet, „Dolon le loup“, *Mélanges Cumont* (Brussels 1936) 189–208.

²⁷ See the illustrations in Höfler 57. Note also the Mycenaean figure in the so-called „wild style“ of a warrior in what seems to be a tiger skin, depicted in Emily Vermeule, *Greece in the Bronze Age* (Chicago, University of Chicago Press 1972) 313 figure j.

Caeculus and his men in the seventh book of the Aeneid²⁸, is said to have "put on as a covering, the skin of a greyish wolf" (ἔσσσατο δ' ἔκτοσθεν ῥινὸν πολιοῖο λυκοῖο). The wolf-skin itself, of course, does not transform the warrior, but is only an aid or a technique for taking on the wolf-nature. Dolon is not a great warrior, merely being "swift of foot" (ποδῶκης *K* 316), and he quickly panics when Odysseus and Diomedes come upon him. The wolf-skin aids him little and he meets his death, for he is not able to take on the animal rage with it that would make him invincible. This rage is accessible only to the greatest heroes, and is known as λύσσα, "wolfish rage, furor", a term derived from λύκος, "wolf", and hearkening back to a very ancient Indo-European warrior practice.

This solution also casts light on a problem that bothered Ernout, with regard to the secondary and specialized usage of λύσσα to denote "rabies". Here he noted that the word was only used to describe this illness in dogs or horses, but never in wolves, and speculated that this might be because these domestic animals were more easily observed and thus better known and more commented upon than the wild animals²⁹. But, if we are correct in our analysis, a simpler answer is possible: one does not speak of the "wolfish rage" of wolves as a disease—wolves are wolfish by nature. It is only when a domesticated species begins to act wolfish that something is wrong—unless of course, the species in question is man himself, in which case his λύσσα is regarded as heroism and not disease.

University of Minnesota
Humanities Program,
Minneapolis/Minn. 55455

Bruce Lincoln

²⁸ Aeneid, 7.688f.: . . . fulvosque lupi de pelle galeros / tegmen habent capiti.

²⁹ Ernout 155.

abs-condo: ab-scondo*

Condo, als Kompositum von $\sqrt{dhē}$ angesehen, bedeutet (OLD. s.v.) einerseits ‚to establish, construct‘, was für ein mit *con-* perfektiviertes Kompositum von $\sqrt{dhē}$ ‚machen, tun, setzen‘ zu erwarten war, andererseits aber — unerklärlicherweise — auch ‚to hide, bury‘, letzteres die ausschließliche Bedeutung des, wie sich herausstellen wird, fälschlich so bezeichneten Dekompositums *abscondo* (ib. s.v.). Nun heißt ‚verbergen‘ im Skr. *-cchadati* (*pari-* etc., Simpl. *chadati*); wenn die Morphologie von *chadati* und die Ableitungen der Wurzel *cchad* mit der Annahme vereinbar sind, daß das wurzelhafte *a* eine nasalis sonans vertritt, wäre es verlockend, als Simplex von *abscondo* ein ursprüngliches **scondo* anzusetzen, um so mehr, als dieses Kompositum zwei Perfekt-Systeme zeigt: *abscondidi*, *abscondi*; *absconditum*, Partizipial-Adverb *absconsē* (Hyg. Fab. 137.2).

Mayrhofer, 1956 s.v.: ‚*chādati* (unbel.), *chādāyati* bedeckt, umhüllt/covers, veils, *chāttram* n. Sonnenschirm . . ., *chadiṣ-* n. Decke . . ., hindī *chāt* f. Dach (u.a.) < ai. **chat-ti-*“. Während die abgeleiteten Substantiva einwandfrei auf $\sqrt{cchad}$ zurückgeführt werden können, müssen wir $\bar{a}$ im caus. *chādāyati* zu erklären suchen.

Zu überlegen wäre ein Differenzierungsvorgang: zu $\sqrt{cchnd}$ müßte das caus. regulär **cchandāyati* lauten, eine andere Möglichkeit wäre nullstufiges **cchadāyati*; beide Formen finden wir jedoch, mit differenzierter Bedeutung, von *cchad* = *cchand* gebildet (‚etwas anbieten‘, bzw. ‚scheinen, gefallen‘). Das allein ergäbe einen Grund zur zusätzlichen Differenzierung des caus. von $\sqrt{cchad}$ — ‚bedecken‘. Weiter sollte berücksichtigt werden, daß bei gunierten Kausativen ein Differenzierungsprozeß vorliegt (‚Würde durch Gunierung ein nur durch einen Konsonanten von *-aya-* getrenntes *-a-* in der Wurzel entstehen, so tritt dafür

* Die Abhandlung wurde in einem Sanskrit-Kurs angeregt, den Herr Prof. H. B. Rosén leitete.

in der Regel, aber nicht immer, ein *-ā-* ein“ Mayrhofer, 1965, 67), der vielleicht auch auf analog gebautes, jedoch nullstufiges **cchadáyati* zur Anwendung kam.

Man darf aber auch die Möglichkeit nicht außer acht lassen, daß *√cchad* eine nasallose Wurzel ist und der Nasal in **scondo* ein Infix, der auch ins Perfekt eindrang, wie z.B. bei *mandi*, *pandi*, *lambi*, *prehendi* (cf. Leumann-Hofmann, 1963, 313).

Wie auch immer, es steht kaum etwas im Wege, aus *ab-scondo* ein ursprüngliches Simplex **scondo* zu erschließen, das sich zu **√cchnd* verhält wie etwa lat. *pons* : ai. *path*, bzw. zu *√cchad* wie lat. *domus* : ai. *√dam*, lat. *im-pos* : ai. *pati*; in Anklang an das bestehende *con-do* entstand durch falsche Abtrennung ein neues Verb *condo* (*abs-cedo* : *cedo* = *abs-condo* : *condo*), das **scondo* verdrängte(?), und mit *con-do* zu einem einzigen Verb verschmolz — Träger beider Bedeutungen der Ursprungsverben. Als Zeichen seiner doppelten Herkunft verblieben *abscondo* zwei Perfekt-Formen: *abscondi*, *abscondidi*.

Einen ähnlichen morphologischen Prozeß, gleichfalls mit Bedeutungsverschiebung verbunden, finden wir bei *caedo* : *scindo*.

Walde-Hofmann, 1965 s.v. *caedō*: „... ai. *khidāti*, *skhidāti* ‚reißt, stößt, drückt‘, *khēdayati* ‚belästigt, ermüdet‘, *khēdā* ‚Hammer, Schlägel‘, *khēdah* ‚Müdigkeit, Erschlaffung, Druck, trübe Stimmung‘; ...“. Weiter heißt es: „Wz. **(s)q(h)ai(d-)* ... verschieden von **skeid-*, **skeit-* (**sqeid/t-*) ‚spalten‘ (s. *scindō*), aber durch Reimbildung und Bed.-Annäherung miteinander verbunden“. *Scindō* (s.v.) leiten die Verf. von ai. *cchinātti* (*√cchid*) ‚schneidet ab, spaltet‘ ab.

caedō übersetzt OLD. mit ‚strike, kill, crack; divide into sections, cut off, out‘; *scindō* — mit ‚cut, tear, split, divide‘; zu beiden Verben kann *lignum* als Objekt treten (Pl.St. 358; Verg.G. 1.144); beide bedeuten ‚einen Redefluß unterbrechen‘ (Ter. Hau. 242, Ov. P. 3.1.157); bei Cic. A. XIII 33a 1(4) heißt *scindō* ‚zerreißen‘ (*paenulam*), sonst auch ‚zerteilen‘, ‚trennen‘.

Für die Komposita ergibt sich folgendes¹:

¹ Soweit erschienen, wurde OLD. herangezogen; sonst LEL.; für Cic. — Merguet.

ad-, *in-*, *ob-*, *sub-* finden sich nur neben *caedo*; *occido* durchweg in der Bedeutung ‚strike (down)‘² oder ‚plague‘ (Pl., Ter., Hor.), für die anderen drei Verba ist die Grundbedeutung ‚cut (through, away)‘.

ab: *abs-cido* und *ab-scindo*: ‚cut off, out‘; auch etwas differenziert: zu beiden Verben kann z.B. ‚Haare‘ als Objekt treten (Tac. Ger. 19.2 *abscisis criminibus*; Verg. A. 4.590 *abscissa comas*, v.l. *abscisa*; darüber s. Anm. 3); Cic. Phil. XI 5 *caput abs-cidit* (‚haut ab‘), id. Ver. 3 *tunicam . . . ab-scidit* (‚zerreißt‘).

con-, *per-cido* ‚beat‘ neben ‚cut to pieces‘, *-scindo* ‚tear in pieces‘, aber auch ‚cut to pieces‘
circum-cido ‚cut round‘, *-scindo* ‚tear all round‘
de-cido ‚detach by cutting off‘, *-scindo* ‚cut‘ oder ‚slit down‘
ex-cido ‚remove, extract by cutting‘, *-scindo* ‚demolish‘
inter-cido und *-scindo* ‚cut through‘ (Tac. Ann. 16.14 *intercisis venis*; ib. 15.35. *venas interscidit*, Zumpt — v. Oxf. ed. — *intercidit*).

prae-cido und *-scindo* ‚cut off in front‘; *-cido* auch: ‚beat‘
pro-cido — *procisus*, *praecisus* Not. Tir. p. 18; *-scindo* ‚tear in front‘.

Zu beachten ist die bedeutungsgleiche Anwendung von Simplex und Komposita beider Verben in folgenden Situationen:

Blutadern durchschneiden: *ab-scindo*, *incido*, *intercido*, *inter-scindo* (alle vier Verben so bei Tac. belegt; beachte dtsh. *aufschneiden*, engl. *split open*).

Körperteile abhauen oder zerschneiden: *caedo*, *abs-cido*, *de-scindo*, *circum-cido*.

Bäume fällen; Äste, Halme abschneiden: *caedo*, *scindo*, *ac-cido*, *circum-cido*, *suc-cido*.

Gespräch unterbrechen: *caedo*, *scindo*, *in-cido*, *inter-cido*, *prae-cido*.

² Das Instrument trägt nichts zum Verständnis der Funktion des Verbums bei, cf. Paul. Sent. 3.5.2sq. (LEL. s.v. *occido*), cf. et dtsh. *mit dem Schwert niederhauen* (Pl. Trin. 1.2.92), *mit der Faust hinlegen* (Ter. Ad. 4.2.20) — wohl aber das Objekt (*Holz* — *spalten*) und zusätzlich das Wissen um Realia (cf. Anm. 3 — *Haare abschneiden* — *raufen*).

Daneben lassen sich jedoch zwei Unterschiede feststellen:

1. Die Grundbedeutung von *caedo* ist zum Teil noch erhalten in *caedo*, *con-*, *in-*, *per-*, *prae-cīdo*, vollkommen in *oc-cīdo*.

2. Die Tendenz macht sich bemerkbar, von neuem zu differenzieren und *caedo* für ‚schneiden‘ zu gebrauchen, *scindo* für ‚reißen‘ (so u. a. *scindo* Cic., *ab-scindo* Cic., *circum-scindo* Liv., *con-scindo* Pl., *per-scindo* Tib.)³.

Für *caedo* und Komposita hat sich mithin die Bedeutung ‚schneiden‘ auf Kosten des ursprünglichen ‚schlagen, belästigen‘ sehr stark durchgesetzt und es ist nicht von der Hand zu weisen, daß diese Verschiebung des semantischen Feldes auch hier von *abs-cīdo : ab-scindo* ausging, vor allem von den beinahe identischen Formen der Perfektstämme: *abs-cīdi*, *ab-scidi*; *abs-cīsus*, *ab-scissus*⁴.

Literaturverzeichnis

- Leumann-Hofmann-Szantyr: 1963 Lateinische Grammatik I (München, C. H. Beck).
Mayrhofer, M.: 1956 Kurzgefaßtes etymologisches Wörterbuch des Altindischen I (Heidelberg, Winter). 1965 Sanskrit-Grammatik (Berlin, de Gruyter).
Walde-Hofmann: 1965–1972 Lateinisches etymologisches Wörterbuch (Heidelberg, Winter).

Bar-Ilan-University, Ruth Neuberger-Donath
Ramat-Gan

³ Daraus ergibt sich die richtige La. für Verg. A. 4. 590; Tac. Ger. 19.2 wird erzählt, daß der Ehebrecherin zur Strafe die Haare abgeschnitten werden — *abs-cīsis crinibus*; Vergil stellt Dido dar, wie sie in ihrer Verzweiflung sich die Haare rauft, daher — *ab-scissa* (nicht *abs-cīsa*!) *comas*.

⁴ Vergleiche die vv.ll., bei denen z.T. die Entscheidung schwer fällt, z.B. Flor. Epit. 1.18 (2.2.2) *cum videret . . . praedam quodam modo Italiae abscissam* (v.l. *abscisam*).

The Gothic Complementizers *þammei* and *ei*¹

The most common complement constructions in Gothic are *þatei* or *ei* (occasionally *þei*) plus indicative or optative, accusative or dative and infinitive, infinitive alone (with modals, primarily), and, in expressions of purpose, *ei*, or occasionally an infinitive (usually with *du*). A fairly comprehensive picture can be gotten from Köhler (1867), Apelt (1874), Klinghardt (1877), Delbrück (1904), and Musić (1929). This paper will focus on some problems with the origin and synchronic status of the complementizers *þammei* and *ei*.

As *þatei* is the nom.-acc. sg. (neut.) of the relative pronoun, so *þammei* is the dat. sg. (masc.-neut.), cf.—

J. 6.29 þat-ist waurstw guþs, ei galaubjaiþ þammei insandida
jains

τοῦτό ἐστιν τὸ ἔργον τοῦ θεοῦ, ἵνα πιστεύητε εἰς ὃν ἀπέστειλεν
ἐκεῖνος

This is the work of God, that you believe in Him whom
He has sent [Goth.: believe in whom . . .']

It is a well-known fact that *þammei* occurs (rarely) as a complementizer to certain verbs that require dative complements (cf. Köhler 1866: 280; Klinghardt, 172–180, etc.), e.g.—

L. 1.22 jah froþun þammei siun gasahv

καὶ ἐπέγνωσαν ὅτι ὀπτασίαν ἑώρακεν
and they realized that he had seen a vision

That *fraþjan* takes a dative complement is clear from passages like L. 2.50 *ni froþun þamma waurda* οὐ συνῆκαν τὸ ῥῆμα 'they did not understand the statement'.

Other occurrences of *þammei* plus the indicative as a complementizer are: after *fraþjan* 'realize': M. 7.18; after *gaumjan* 'see': L. 17.15, M. 16.4, J. 6.5; after *gatrauan* 'trust': Philip. 2.24,

¹ An earlier draft of this paper was presented at the Modern Language Association Meeting (Chicago, December 1973). I wish to thank William H. Bennett for some valuable discussions and suggestions during the Linguistic Institute (Ann Arbor 1973).

II Tim. 1.12; after *faginon* 'rejoice': L. 15.6². For examples of these verbs with NP complements in the dative see van der Meer, 77f.

One interesting fact about these verbs is that they belong to various semantic classes, so that their idiosyncratic behavior is not predicated on this information. A second fact is that they can take *þatei* complementation, e.g. *gatrauan*: II Cor. 2.3 (+ ind.), Rom. 8.38 (+ opt.); *fraþjan*: J. 8.27; *gaumjan*: Sk. 7.22. A third fact is that there are heavy constraints on what verbs can take *þammei*. For instance, *galaubjan* 'believe' takes dative complements but never takes *þammei* complementation. This is hardly accidental with eleven occurrences of *galaubjan* plus *þatei* in the Gospel of John alone. Contrast that with the comparatively small number of attestations of verbs that take *þammei* and add to that the fact that each of those occurs more than once with *þammei*, a possible exception being *faginon* but that also has *in þammei*:

L. 10.20 *þamma ni faginop, ei þai ahmans izwis ufhausjand: ip faginod in þammei namna izwara gamelida sind*
 ἐν τούτῳ μὴ χαίρετε ὅτι τὰ πνεύματα ὑμῶν ὑποτάσσεται,
 χαίρετε δὲ ὅτι τὰ ὀνόματα ὑμῶν ἐγγέγραπται
 do not rejoice in this that the spirits are subject to you,
 but rejoice in that your names are recorded [Greek:
 rejoice that, both times]

Traditionally *þammei* has been explained as having its origin in an appositional construction like *faginop þamma ei* ('rejoice in this, that') → *faginop þammei* 'rejoice that' (cf. Streitberg, *Gotisches Elementarbuch*, § 355, Anm. 1; Klinghardt, 165f.; Delbrück, 210; Mucić, 255f.; etc.). This is a very attractive proposal, supported by the presence of many attested correlative sentences of the type just mentioned (L. 10.20 *þamma ni faginop ei* . . . 'do not rejoice in this, that . . .').

² I checked the readings of these citations in Streitberg's edition against the photoplates of the Codex Argenteus Upsaliensis and found absolutely no discrepancy. The reading *þammei* in J. 6.5, 6.29, and M. 16.4 is very clear; L. 17.15 is easily legible; L. 15.6 is slightly unclear but legible; only M. 7.18 is very fuzzy and fairly unclear but sufficiently legible to make out *þammei*.

I think that a brilliant insight was captured here and I'd like to present some additional arguments to support it.

First, observe the English sentence *don't take pleasure in that linguists are frequently wrong*. What is *in that*? Our intuitions tell us that something has been deleted which agrees with the expanded form *in this that, in the fact that*, etc. (cf. the Kiparskys, 1970). This precisely mirrors the proposed origin of Goth. (*in*) *þammei* as (*in*) *þamma ei*.

Second, it is a well-known fact that in Latin the complementizer *quod* was restricted in the Classical era largely to factive verbs and appositional contexts where it could still be justified as a relative pronoun. Contrast Petron. 71.10 *scīs quod epulum dedī* 'you know that I gave a feast' with its earlier related construction: Mart. 11.64 *hoc sciō, quod scribit nūlla puella tibi* 'this I know, that no girl is writing to you'. Let me emphasize that I am not suggesting that complement constructions are to be analyzed this way³, but only that it is a commonly attested change for things that have nothing to do with complementation by origin to enter into competition with other complement constructions and replace them. This is the case in Greek, for instance where *ὅτι* replaces *ὅτι*. Note also the frequency with which relative pronouns in the neuter become used as complementizers (Gk. *ὅτι*, Lat. *quod*, Goth. *þatei*, etc.). The motivation is clearly the semantic closeness between the embedded complement type *sciō tē venīre* 'I know that you are coming' (acc. plus inf.) and the correlative type *hoc sciō, quod venīs* 'this I know, that you are coming', where the complement sentence is in apposition to an NP pronoun object.

To propose a similar origin for the Gothic complementizers *þatei* and *þammei*, we need some evidence that in correlative sentences the relativizer was *ei*. In fact such evidence exists. In correlative sentences of the type *this I know, that . . .* the expected relative pronoun *þatei* is not used, but rather normal usage has *ei* as a *relativizing particle* here, e.g.—

³ Lakoff (1968, § 3.9), of course, does make the claim that complement constructions are to be so analyzed, with a rule of 'it-deletion'. This claim cannot be substantiated (see Miller 1974, § 14).

- J. 9.25 *þat-ain wait ei* blinds was . . .
 ἐν οἷδα ὅτι τυφλὸς ὢν . . .
 [Goth. lit. 'this one thing I know, that I was blind . . .']
- J. 15.12 *þata ist anabusns meina, ei frijop izwis misso*
 αὕτη ἐστὶν ἡ ἐντολὴ ἡ ἐμή, ἵνα ἀγαπᾶτε ἀλλήλους
 This is My commandant, that you love one another
- J. 15.8 *in þamma hauhiþs ist atta meins, ei akran manag bairaiþ* . . .
 ἐν τούτῳ ἐδοξάσθη ὁ πατήρ μου, ἵνα καρπὸν πολὺν φέρητε . . .
 by this is my Father glorified, that you bear much fruit

This is a very frequent construction in Gothic. Compare the sentences mentioned earlier: L. 10.20 *þamma ni faginoþ, ei* . . ., J. 6.29 *þat-ist waurstw guþs, ei* . . ., and see Klinghardt, 176f., for more attestations.

Additional evidence for *ei* as a relativizing particle comes, of course, from the fact that it combined with the demonstrative pronoun *sa*, *þata* to make a relative pronoun *saei*, *þatei*. The relative pronoun must have originated in constructions like **sa ei* 'he that', **þata ei* 'this/it that', etc., and thus had an origin exactly like that posited for the complementizers *þatei*, *þammei*. Notice also the relativized personal pronouns: *ik-ei* 'I who', *þu-ei* 'you who', etc., and conjunctions like *swa-ei* 'so that', *þaur-þiz-ei* 'avant que', etc. (cf. Klinghardt, Mucić, Benveniste).

The creation of a relative pronoun left *ei* free to be generalized as a complementizer in its own right from contexts like *þat-ain wait ei* . . . to *wait ei* . . . (mirroring the Latin generalization from *id sciō quod* to *sciō quod*) where it entered into competition with *þatei*, itself created in contexts like *wait þata ei* 'I know this that . . .' → *wait þatei* 'I know that . . .' by reanalysis. It is hardly an accident that sentences like *þata wait ei* are numerous but *wait þata ei* virtually nonexistent. This distribution is easily explicable if the type *wait þata ei* was reanalyzed as *wait þatei*.

One might also argue from the point of view of alternative analyses. Remember that somehow we have to get a complementizer *þammei* into the language and it's difficult to imagine how else it could be motivated if not *þamma ei*. There's no possibility of loan translation since there's nothing the equivalent of *þammei*

in any contiguous language, and it invariably translates Gk. ὅτι which is normally translated by *þatei*.

There is a deceptively attractive analogical solution assuming the presence of *þatei* as a complementizer. Consider verbs that take infinitive complementation, such as verbs of *ordering*:

bedun ina . . . galeiþan 'they asked him to depart' (L. 8.37)

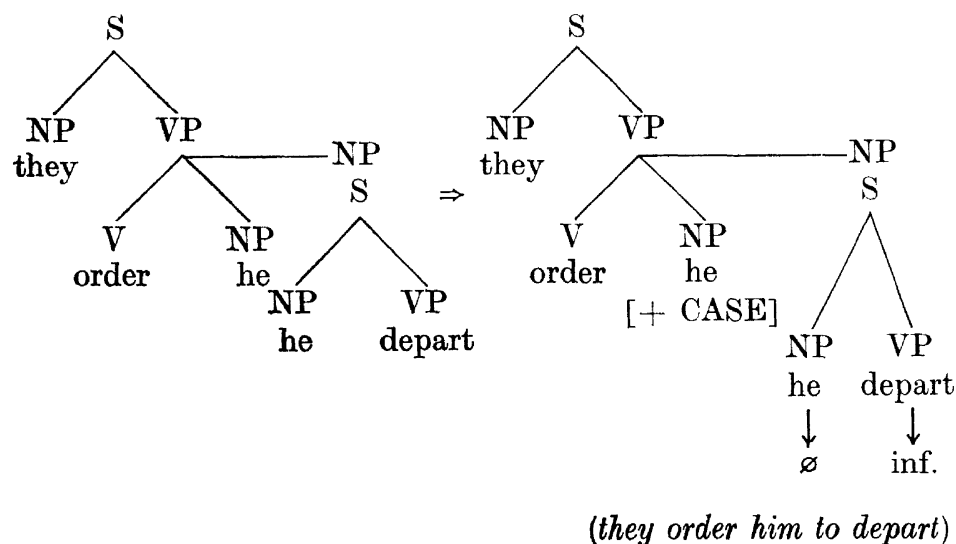
Verbs that take dative NP complements, such as *anabiudan* (cf. Mt. 11.1 *anabiudands þaim twaliþ sipoþjam seinaim* 'instructing his twelve disciples'), take a "dative and infinitive" in surface syntax:

anabaud ahmin þamma unhrainjin usgaggan (L. 8.29)

'he had been commanding the unclean spirit to come out'

Another such pair is *letan* 'let, allow' and *uslaubjan* 'allow'. *Letan* takes accusative NP complements and has accusative and infinitive in surface syntax, while *uslaubjan* takes dative NP complements and has dative and infinitive in surface syntax.

As has long ago been observed (cf. Apelt), this is not a 'genuine' accusative or dative and infinitive because the case of the subject of the infinitive is dependent totally on the case required by the verb in the higher sentence. That is, in syntactic terms, the subject of the lower sentence is deleted and the object of the higher verb is assigned a case by ordinary case assignment rules:



More precisely, the subject of the lower verb is deleted, precluding assignment of person and number agreement, so the verb goes into the 'infinitive' (cf. the Kiparskys 1970: 160f.). The ordinary case marking rules then assign to the higher object whatever case the particular verb requires.

Suppose, then, we have two verbs that take *that* complementation, say *saihan* and *gaumjan*. The first takes accusative objects and the second dative objects. It would be reasonable to assume that *þatei* could be interpreted as accusative after verbs that take the accusative (like *saihan*), thus motivating the creation of a complementizer *þammei* to verbs that take the dative (like *gaumjan*).

This analogical solution (vb. + acc.: acc. + inf. = vb. + dat.: dat + inf. = vb. + acc.: *þatei* = vb. + dat.: X [$\rightarrow$ *þammei*]) is not so innocuous as it may at first appear. For one thing, it is without parallel. Latin and Greek, for instance, also have verbs that take the dative, and constructions like dative and infinitive, accusative and infinitive, but never created a declined complementizer.

Secondly, *þammei* is clearly calcified. A few verbs must be specially marked in the lexicon admitting it. Since these verbs also admit *þatei* (some also *ei*), and most other verbs that take dative complements take *þatei* or dative and infinitive and never *þammei*, it is absurd to appeal to some syntactically aberrant complementizer raising to yield *þammei*.

Moreover, this analysis predicts that *þammei* should be fully productive. Assuming we could admit a rule of complementizer raising to become, in some sense, the object of the higher verb, we still have to contend with the fact that complementizer placement is either pre-cyclic or in the base (Bresnan 1970), while case assignment is a very late, post-cyclic rule. Since there is no possibility of reordering, a verb like *gaumjan* would always assign dative case to the complementizer, predicting that it should only admit *þammei* and never *þatei*. Moreover, this analysis predicts that *all* verbs with *that*-complementation, such as *galaubjan*, should always have *þammei* complementation and never admit *þatei*. Both predictions are, of course, false, but,

given the rules we have to work with, these are the only predictions possible for the 'analogical' solution.

The appositional solution, on the other hand, predicts that as soon as *þamma ei* and *þata ei* became reanalyzed as complementizers, their distribution should no longer be motivatable. All sorts of things then favored the triumph of *þatei* over *þammei*; e.g. *þammei* was necessarily restricted to many fewer verbs to begin with and many verbs requiring dative objects took infinitive complementation, so that even with these verbs *þammei* was heavily restricted; also, *þatei* was the precise equivalent of Gk. *ὅτι* and Lat. *quod* (a major consideration for the translator).

The heavy constraints on the occurrence of *þammei* (requiring a heavy set of lexical markings) predicted that *þammei* would gradually get weeded out of the language, replaced by *þatei*. The tenuous synchronic status of *þammei* plus the fact that Skeireins uses *þatei* complementation to these verbs (e.g. *gaumjan* (7.22), *fraþjan* (8.22f.), in nonquoted passages) bears out this prediction.

Finally, note that the analogical solution assumes the presence of a complementizer *þatei* when that must itself be motivated. The appositional solution motivates the creation of *þatei* and *þammei* simultaneously. In conclusion, the traditional appositional solution for the rise of *þammei* as a complementizer is supported by other facts of the Gothic language and makes all the correct predictions while alternative solutions are less well motivated and make a number of false predictions.

- Apelt, O. 1874. Über den Accusativus cum Infinitivo im Gothischen. Germania 19, 280–297.
- Benveniste, Emile. 1951. La conjonction *ei* dans la syntaxe gotique. BSL. 47, 52–56. Appears to be unaware of previous studies on the subject.
- Bresnan, Joan W. 1970. On complementizers: toward a syntactic theory of complement types. Foundations of Language 6, 297–321.
- BSL. = Bulletin de la Société de Linguistique de Paris.
- Callaway, Morgan, Jr. 1913. The Infinitive in Anglo-Saxon. Washington, D. C. (Carnegie Institute). Ch. 16 ('The Infinitive in the Other Germanic Languages') contains a useful summary of extant work at the time.

- Delbrück, Berthold. 1904. Der germanische Optativ im Satzgefüge (esp. § II). PBB. 29, 201–304.
- Erdmann, Oskar. 1878. Über gotisch *ei* und althochdeutsch *thaz*. ZDP. 9, 43–53.
- Kiparsky, Paul and Carol. 1970. Fact. In M. Bierwisch and K. E. Heidolph, eds., Progress in Linguistics, 143–173. The Hague (Mouton).
- Klinghardt, H. 1877. Die Syntax der gotischen Partikel *ei*. ZDP. 8, 127–180, 289–329. A brilliant study.
- Köhler, Artur. 1866. Über den syntaktischen Gebrauch des Dativs im Gothischen. Germania 11, 261–305. (Addenda in vol. 12, 1867, 63f.)
- 1867. Der syntaktische Gebrauch des Infinitivs im Gothischen. Germania 12, 421–462. Very useful.
- Lakoff, Robin. 1968. Abstract Syntax and Latin Complementation. Cambridge, MA. (MIT.).
- Lehmann, Winfred P. 1972. Proto-Germanic syntax. In E. van Coetsem and H. L. Kufner, eds., Toward a Grammar of Proto-Germanic, 239–268. Tübingen (Niemeyer). § 7.2f presents a brief outline of typical complement constructions in Germanic, with examples from Old Saxon.
- Miklosich, F. 1868. Über den Accusativus cum Infinitivo. Sitzungsberichte der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, Phil.-Hist. Klasse 60, 483–508 (Wien 1869).
- Miller, D. Gary. 1974. On the history of infinitive complementation in Latin and Greek. Journal of Indo-European Studies 2, 223–246.
- Musić, A. 1929. Die gotischen Partikeln *ei* und *þei*. PBB. 53, 228–262. A very nice study. Parallels from Slavic support the appositional solution of *þatei*, *þammei* as complementizers.
- PBB. = Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur.
- Streitberg, Wilhelm. 1960. Die Gotische Bibel. Heidelberg (Winter). Reprint.
- van der Meer, Marten J. 1901. Gotische Casus-Syntaxis. Leiden (Brill). ZDP. = Zeitschrift für deutsche Philologie.

University of Florida,
157-A Arts and Sciences Building,
Gainesville/Florida

D. Gary Miller

Palatalization in Greek

0.0 The term “palatalization” in the literature of Greek historical grammar has been applied to a number of structurally dissimilar phenomena. It is sometimes used to describe the partial merger of the inherited labiovelars into dental stops in the non-Aeolic dialects—e.g. Attic *tettares*, Cretan *telomai* contrasting with Boeotian *pettares*, Homeric *pelomai*. It frequently serves to define a structural stage in the phonemic evolution of consonant clusters containing yod—e.g. the development of **phulakyō* to Attic *phulattō*, of **pantya* to Arkadian *pansa*. And it is regularly cited as the mechanism by which the East Greek “assibilation” of verb morphemes in **-ti/-nti* to *-si/nsi* occurred—e.g. Attic *tithēsi*, Arkadian *ophelonsi* contrasting with Lakonian *tithēti*, *ekhōnti*. It is the purpose of this article to re-analyze the structural history of these three phenomena, to clarify their synchronic interrelationship, and to re-evaluate their dialectological implications.

1.0 It was a feature of proto-Greek derivational morphology that in certain situations **y*-clusters came into existence: most commonly as a result of the denominative verb formant **-y^e/o-* and the feminine substantive formant **-ya-*. For example, the classical Attic forms *phulattō*, *kleptō*, *elpizō*, *pāsa* evolved from **phulakyō*, **klepyō*, **elpidyō*, **pantya* respectively (cf. *phulakē*, *klopē*, *elpid-os*, *pant-os*). Other **y*-clusters had been inherited from Indo-European—e.g. **medhyos* (Skt. *madhyas*, Attic *mesos*, Boeotian *mettos*), **dyēus* (Skt. *dyāus*, Attic *zeus*, Lakonian *deus*).

1.1 The syntagmatic effect of a following /y/ within the cluster was to transform a preceding obstruent into a “palatalized” version of itself—more precisely, to endow it with a palatal off-glide which may or may not have entailed a more severe modification of the articulatory identity it possessed in other environments. At some point these palatalized consonants became autonomous phonemes. The phonemicization probably occurred after the elimination of yod in non-cluster environ-

ments. The loss of the palatal glide as an independent phoneme would have made the palatal off-glide of palatalized consonants a sub-phonemic feature. At any rate, a stage of the language eventually came about in which there existed a complete set of palatalized obstruents in opposition to the non-palatalized obstruents from which they had evolved, and in which inherited yod had been eliminated as an autonomous phoneme in Greek¹.

1.2 The new phonemes were systemically unstable. Their instability may, in part, have been due to a lack of systemic support for the palatal glide as a co-articulatory feature². Secondary articulatory features, such as labial and palatal off-glides and aspiration, appear to be more durable in systems where those same features can exist as independent, uncompounded phonemes. In Italian, for example, the y-clusters of vulgar Latin lost their palatal off-glide (through affrication) in conjunction with the elimination of yod in non-cluster environments—e.g. *initium* [initʏō], *diurnum* [dʏurnō] became *inizio*, *giorno*, as VL /y/ in initial and intervocalic environments was itself “hardened” into a palatal affricate (*gioco*, *peggiore* from *iocum*, *peior*-). In Sanskrit, on the other hand, where initial and intervocalic yod survived—e.g. *yugam*, *trayas* (cf. Attic *zugon*, *treis*)—y-clusters also survived—e.g. *madhyas* (cf. Attic *mesos*). But even apart from this apparent interdependency between the articulatory identities of glides in and out of cluster environ-

¹ The conceptual premises and analytical techniques employed in this study are those familiar from Martinet's epochal work: *Économie des Changements Phonétiques*, 2nd ed. (Berne 1964). My approach to the problems associated with the evolution of *y-clusters in Greek has benefited greatly from a pioneering article by William Diver, “On the prehistory of Greek consonantism”, *Word* 14 (1958) 1–25. An interpretation similar to Diver's was independently advanced by C. S. Stang, “Quelques remarques sur le système consonantique du grec commun”, *Symbolae Osloenses* 33 (1957) 27–36.

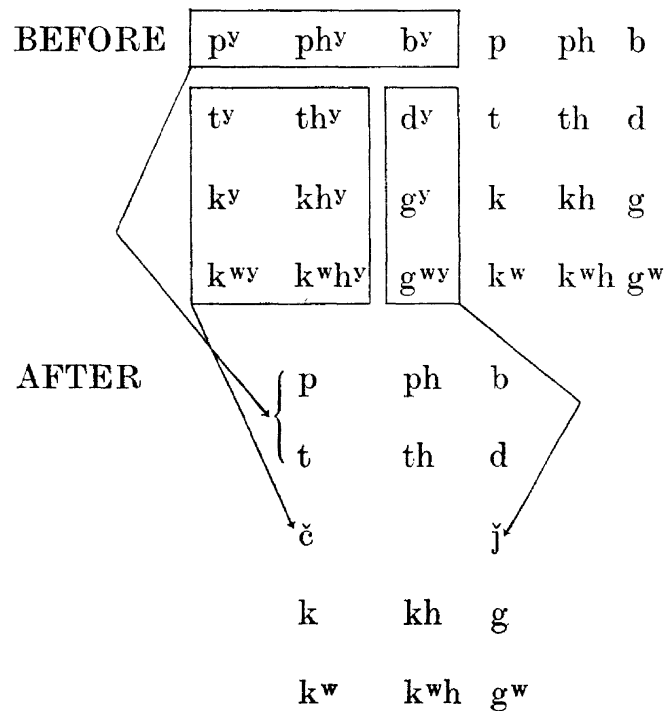
² This point was apparently first made by Diver (“Prehistory”, 11): “There may be a connection between *y* and palatal coarticulation. With the loss of *y* through normal phonological change, it is perhaps more likely that the domain of palatality will be progressively restricted”; cf. R. Katičić, “Le sort des consonnes géminées en grec”, *ZA* 9 (1959) 30: “Quand ... le -y- est tombé, la coarticulation palatale ... s'est trouvée isolée.”

ments, the new palatalized phonemes in Greek will have been systemically unstable because of their low functional yield as individual segments and as a class³. A phoneme such as /pʲ/ never occurred in word-initial or word-final position. It occurred in medial environments mainly (exclusively?) in those relatively few situations where the denominative verb formant *--y^e/o- had been added to a stem ending in the voiceless labial stop (e.g. *klep^yō). The distribution of its voiced counterpart /bʲ/ was even more restricted, because the inherited voiced labial stop from which it derived was itself under-utilized⁴. It is doubtful whether any lexical distinction depended upon the opposition between /pʲ/ and /bʲ/. Consequently that opposition, like so many others associated with the palatalized obstruents, was inefficient and unstable.

³ The proper definition and significance of functional yield as a determinative factor in diachronic sound change is much debated. The concept originated with the Prague School. Contemporary views range from attempts to arrive at rigorous mathematical definitions of it (C. F. Hockett, "The quantification of functional load: a linguistic problem", Rand Corp. Memorandum RM-5168-PR, Santa Monica, 1966) to complete denials of its existence as a significant linguistic phenomenon (R. D. King, "Functional load and sound change", *Language* 43 (1967) 831–852)—although the latter must be read in the context of the polemics generally separating transformational from structural theory. It is perhaps fair to say that most historical linguists accept it as an important, if imprecisely formulated, concept. This is obviously not the place for a detailed attempt to appraise its validity, but one may observe that it gains theoretical support from the existence of structural analogs at the distinctive feature, morphological, syntactic and semantic levels of language. That is to say that oppositions which are communicationally inefficient at any of these levels are likely also to be unstable and evanescent (with the qualification that other, "integrating" factors may be working to preserve an opposition despite its inefficiency). For example, the obsolescence of "shall" as a modal auxiliary in many American dialects is largely the result of its synonymy with "will". In structural terms, the semantically inefficient opposition between the two has led to the virtually complete replacement of one by the other—or lexical merger. The definition of functional yield which I adopt for the purposes of this article is that given by Martinet, *Économie* 54–59.

⁴ See M. Lejeune, *Phonétique Historique du Mycénien et du Grec Ancien* (Paris 1972) 79: "Il n'y a pas d'exemple sur d'un ancien groupe *by-."

1.3 We have observed that two factors may have contributed to the instability of the new phonemes: 1) their anomalous palatal off-glide, 2) their under-utilization. The nature of their “reintegration” into the system responded to each of those factors. The glide co-articulation nowhere survived, and a series of internal and external mergers drastically restructured the oppositional relationships of the new phonemes to each other and to the inherited segments. Among the stops, for example, the three phonemes /pʲ, phʲ, bʲ/ collapsed into a single (bi-phonemic) reflex /pt/—e.g. **klepʲō*, **thaphʲō*, **kalubʲō* (cf. *klope*, *taphos*—from **thaphos* by “Grassmann’s Law”—*kalubē*) became *kleptō*, *thaptō*, *kaluptō*. The palatalized dentals, velars and labio-velars collapsed for the most part into a single order of affricate phonemes—e.g. **elpidʲō*, **hagʲōmai*, **gʷyō-* (cf. *elpid-os*, *hagios*, *bios*) became e.g. Ionic *elpizō*, *hazomai*, *zō-ō*; while **eretʲo*, **phulakʲo*, **pekʷyō* (cf. *eret-mos*, *phulakē*, Lat. *coquo*) became Ionic *eressō*, *phulassō*, *pessō*. This information is depicted in the following diagram of the proto-Ionic stop systems before and after the mergers occurred⁵.



⁵ The diagram represents a slight oversimplification—cf. 6.2–6.4 below.

1.4 The new stop-affricate system represented a substantial simplification of its predecessor⁶. From a previous total of twelve new phonemes had survived only two, and those two were well integrated because they were defined by the same feature-oppositions which functioned in the definition of all the other stops except the labiovelars. A distinctive feature diagram of the e.g. voiceless stop-affricate system might appear as follows.

	/p/	/t/	/č/	/k/	/kʷ/
ANTERIOR	+	+	—	—	—
CORONAL	—	+	+	—	—
LABIAL OFF-GLIDE	(—)	(—)	(—)	—	+

It can be seen that /kʷ/ is poorly integrated. Its separate identity from /k/ is defined by a feature which is not functional for any other phonemic opposition in the system ([± labial off-glide]). Of course that feature was inefficient even before the emergence of the new affricates, but as the articulatory determinant of one order among four (as opposed to one among five) its contrastive utility had been proportionally greater. Other factors also contributed to the instability of the labiovelars. Their functional yield as an order had been diminished by an earlier process of labial dissimilation (caused by an adjacent /u/) which motivated a partial merger into the pure velars—e.g. **(s)kʷutos* (cf. Lat. *cutis*, *scutum*?), **sugʷiēs* (cf. Lat. *vīvus*) became Greek *skutos*, *hugiēs*, respectively⁷. But their functional yield was further diminished by the phonemicization of *y-clusters. Since the palatalized phonemes had arisen through the transformation of inherited stops, their existence necessarily entailed a reduction in the functional yields of the inherited orders. For example, **pekʷ-yō* (cf. Lat. *coquo*) became **pečō*, leaving the labiovelar in

⁶ It is permissible to speak of a “stop-affricate system”, because in situations where affrication (i.e. [+ delayed release]) is not a functional feature (i.e. does not, in itself, serve to distinguish one phoneme from another) affricate phonemes are systemically equivalent to pure stops. See A. Martinet, “Occlusives and affricates with reference to some problems of Romance phonology”, *Word* 5 (1949) 116–122.

⁷ See E. Schwyzler, *Griechische Grammatik I* (Handbuch der Altertumswissenschaft 2.1.1), München 1953, 298.

e.g. **penk^we* as one of a group of phonemes whose lexical utility was correspondingly reduced. The ongoing elimination of the labial glide /w/ may also have been a factor. It was entirely lost in at least East Ionic in the pre-alphabetic period, and shows indirect evidence of “weakening” in all dialects through its palatalizing effects on a preceding /t/—e.g. IE **k^wetw^r-* became Ionic *tesseres*, Attic *tettares*, Boeotian *pettares*, Arkadian *tessera-konta*—cf. West Greek *hēmīssos* from **sēmītw-*⁸. An obsolescent /w/ would have further undercut the systemic support of the labiovelars for the same reason that an absence of yod in non-cluster environments had earlier contributed to the destabilization of the new palatalized phonemes (cf. 1.2). All of these factors may have shared in eliminating the labiovelars as autonomous phonemes in Greek. That elimination was achieved through their merger into other stop-phonemes in the system: principally the labials, secondarily the dentals. The distribution of the mergers was determined by the contrasting environments of the labiovelars. Before consonants and back vowels a merger into labials occurred—e.g. *peri-plomenos*, *polos* (from **k^wl-*, **k^wol-*), *bibrōskō* (from **g^wig^wro-*), *barus* (from **g^wr-*). But before front vowels the development is less transparent. Before /e/, the non-Aeolic dialects appear to show a dental reflex in contrast with a labial reflex in the Aeolic group—e.g. Cretan *telomai*, Arkadian *odelos*, North West Greek *dēlomai*, Ionic *tesseres*, Attic *pente* contrasting with Lesbian *pelomai*, Homeric *obelos*, Thessalian *bellomai*, Boeotian *pettares*, Lesbian *pempe*⁹. But before /i/, all dialects show both

⁸ See Schwyzler, *Grammatik* 1, 319–320; cf. its loss in other cluster environments: /kw/ (*hippos*), /*Rw/ (Ionic *phāros*, *xeinos*, *kalos*), etc.

⁹ This dialectal repartition has recently been denied by Szemerényi who writes: “Aeolic labialization . . . as a regular phonological change is non-existent. . . . Individual instances of a labial development . . . are due to special circumstances, such as the pressure of the paradigm (*peisai* : *poina*, *bellomai* : *boll-*) or the pressure of the system (*pettares* because of *pempe*) or the phonetic shape of the word (*pempe*)” — “The labiovelars in Mycenaean and historical Greek”, *SMEA*. 1 (1966) 52. This extreme point of view has not met with general acceptance. See R. Arena’s reply: “La continuazione delle labiovelare nei dialetti greci” *SMEA*. 8 (1969) 7–27. A judicious review of the evidence may be found at P. Wathelet, *Les Traits Éoliens dans la Langue de l’Épopée Grecque* (IG XXXVII), Rome 1970, 64 ff.

labials and dentals as reflexes of the voiceless labiovelar, while the voiced and aspirated labiovelars consistently merged into labials —e.g. *tis* (cf. Lat. *quis*), *tino/tisis* (cf. *poine*, Skt. *cayate*) contrasting with *pinos* (cf. Lat. *in-quināre*), *thespis* (cf. Lat. *inquam*), *opis* (cf. *opsis*, Lat. *oculus*), *pithos* (cf. Myc. *qe-to?*); *bios* (cf. Skt. *jīvas*), *bia* (cf. Skt. *jīyā*), *ophis* (cf. Skt. *ahis*)¹⁰.

2.0 The dialectal evolution of the labiovelars constitutes one of the most stubborn and controversial problems in Greek historical grammar. Disagreement extends beyond the evaluation of the evidence to the question of which data are diagnostic. Before suggesting my own interpretation of the problem, it would be instructive briefly to review some of the previous work in this area.

2.1 Most scholars have assumed that the development of /k^w/ to /t/ before /i/ is phonologically regular, and, therefore, that the voiceless labiovelars behave differently from the voiced and aspirate labiovelars in that environment. It is generally not questioned, however, that, before /e/, distinctions of voice and aspiration have no effect on a uniform development to dental reflexes (in the non-Aeolic dialects). Since the dentalization is generally explained as a palatalization phenomenon (by way of an affricate stage), the inconsistency of developments before /i/ and /e/ is puzzling. Pedersen suggested that the palatalization of /g^w/ originally occurred before both /i/ and /e/, “Später . . . ist die Palatalisierung in denjenigen Fällen rückgängig gemacht, wo sie am wenigsten ohrenfällig war, d.h. vor einem i-Laut”¹¹. Allen, on the other hand, maintains that the anomaly consists not in the failure of /g^w/ and /k^wh/ to “palatalize” before /i/, but rather in the fact that /k^w/ does undergo such palatalization¹². He attempts to explain the latter phenomenon as part

¹⁰ See Wathelet, *Traits* 64 n. 4; Lejeune, *Phonétique* 50. The etymology of *pinos* is disputed: see Frisk, *GEW.* s.v.

¹¹ „Zur Theorie der altgriech. Palatalisierung“, *TCLP.* 8 (1939) 289–291; on the question of why /g^w/ should have been subject to that reversal, while /k^w/ was not, he writes (p. 291): “Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Stimmlosigkeit bzw. Stimmhaftigkeit auf die Hörbarkeit der palatalen Affektion . . . Einfluß üben kann.”

¹² “Some problems of palatalization in Greek”, *Lingua* 7 (1958) 113–133.

of a drag chain effect involved with the assibilation of inherited /ti/ to /si/ in certain environments¹³.

[The absence] of intervocalic [s] followed by a close vowel . . . remained to provide an inducement for the phonetically feasible, but for Greek phonologically untypical, glide palatalization of [ti] to [si]. This development in turn created a further, if incomplete, vacuum in the place of [ti], which thus provided an attraction for the otherwise aberrant palatalization of [k^wi] to [ti]¹⁴.

The evidence is more tractable if one assumes that dentalized labiovelars before /i/ are secondary, and that the only phonologically regular dentalization was before /e/. But if, on such a premise, one still maintains that the dentalization of labiovelars is a palatalization phenomenon, one is left with the awkward task of explaining why a following /i/, the most palatal of all vowels, did not palatalize a preceding labiovelar, while a following /e/ did. Various ad hoc attempts have been made to account for that anomaly. Pisani, for example, writes: “Che *i* non abbia avuto lo stesso effetto de *e*, indica con ogni probabilità che il suono *k^w* precedente conferiva ad esso un certo arrotondamento, non conferibile ad *e*.”¹⁵ He does not add any explanation for why the vowel which, relative to all other vowels, is articulated with maximum lip-spreading should have undergone such an effect. Allen’s suggestion is more subtle. On the basis of a pre-

¹³ On “chaîne de traction” and “chaîne de propulsion” see Martinet, *Économie* 59ff.

¹⁴ p. 123. The dynamic interrelationship between the (partial) loss of /s/ and the (partial) assibilation of /t/ has long been accepted; but the proposed connection between the assibilation of /ti/ and “palatalization” of /k^wi/ is dubious. The assibilation of /ti/ does not occur in all environments, nor with complete consistency in all dialects—e.g. Ionic *phatis*/*phasis*, Attic *plousios*/*stratios*, etc. (see Lejeune, *Phonétique* 63ff.). Consequently it remains to be demonstrated more convincingly that the cluster could function as a “case vide”, particularly since all instances of /k^wi/ to /ti/ are word-initial, and no instance of /ti/ to /si/ is word-initial.

¹⁵ Studi sulla Preistoria delle Lingue Indeeuropee, Atti della Reale Acc. Naz. dei Lincei, Memorie d. cl. di Scienze Morali Storiche e filologiche, ser. VI, vol. IV (Rome 1931) 600–601.

sumed, though ill-defined, dissimilatory effect within clusters of labiovelar plus /i/, he argues:

Before a fully palatal vowel (i) palatalization of the preceding labiovelar would not be expected; the “half-palatal” (mid-front) vowel *e* on the other hand would be sufficiently palatal to palatalize the preceding consonant without qualifying phonologically as a carrier of palatality¹⁶.

This is more of an observation than an explanation. It is not clear what phonological qualifications Allen is referring to, but the process is either a palatalization phenomenon or it isn't; and if it is, the reason why only “half-palatal” and not “fully palatal” vowels participate remains a mystery¹⁷.

2.2 Scholars have also disagreed with respect to the reasons behind the peculiar developments of the labiovelars in Aeolic. For example, Lejeune mechanically reconstructs the elimination of the labiovelars as a two-stage process. In the first of these two stages, labiovelars in the non-Aeolic dialects were “palatalized” before front vowels (except, of course, for /g^w/ and /k^wh/ before /i/): “A un dernier stade, sont devenues occlusives labiales . . . toutes les labiovélares subsistantes.”¹⁸ This suggestion unconcernedly ignores the question of how Aeolic came to show dental reflexes for /k^w/ before /i/, a process which Lejeune considers “régulier . . . dans tous les dialectes”¹⁹. Other scholars have sought to link labialization and dentalization of the labiovelars with broader, interlanguage phonological developments—i.e. “Sprachbünde”²⁰. Specifically, they see Greek as participating in a “palatalizing” isogloss which includes the non-Aeolic

¹⁶ “Problems” 122.

¹⁷ Allen's suggestion is discussed at greater length below—see 2.8.

¹⁸ *Phonétique* 52.

¹⁹ *Phonétique* 50.

²⁰ The concept of interlanguage isoglosses is discussed by Jakobson (“Über die phonologischen Sprachbünde”, *TCLP* 4, 1931, 234–240) who writes that a “phonologische Sprachbund” is a systemic (phonological) feature “die über die Grenzen einzelner Sprachen oder Sprachfamilien hinausgreift (234) . . . Die Grenzen und selbst die Merkmale eines Sprachbundes ändern sich wie die Grenzen und die charakteristischen Merkmale einer Sprache” (239).

dialects with the Satem languages, and a labializing isogloss which includes Celtic, Osco-Umbrian, Aeolic and (after passing through the palatalizing stage) the other Greek dialects²¹. The Satem developments in question are those comprising the so-called “second palatalization”²². For example, IE **g^wher-* becomes Ved. *haras*, Arm. *ġer* “heat”, Grk. *theros* (cf. Lat. *formus*, Grk. *thermos*, Arm. *ġerm*), while IE **g^whon-* becomes Ved. *ghanas*, Arm. *gan*, Grk. *phonos*. A particularly close connection with Armenian is alleged on the basis of a presumed failure in that language of /g^w(h)/ to palatalize before /i/—e.g. Arm. *keam* from **g^wiġāmi*²³. There are numerous objections which might be made to the theory of a palatalization “Sprachbund”. The phenomenon affects velars (into which labiovelars had merged) in the Satem languages, but does not affect velars in Greek. The development in the Satem languages is to affricates and (later) sibilants, but, in Greek, to dental stops. Yet one observation should dispose of the theory conclusively. It is known from “Aryan” loans in Hittite that the “second palatalization” as well as the merger of /e/ with /a/ (which itself followed the “second palatalization”) had both occurred in “Urindisch” by c. 1500 B.C. (the approximate date of the Hittite documents). For example, IE **penk^we* (cf. Attic *pente*) appears in Hittite as *panza*, a borrowing from “Indic”—cf. Skt. *pañca*²⁴. Now, the existence of labiovelars as autonomous phonemes in Mycenaean (e.g. *qe-to-ro-* cf. Attic *tetra-*, Boeotian *petra-*) indicates that their elimination in Greek must be dated to some time after the thirteenth century (the latest date of the Linear B tablets). The chronologies of labiovelar elimination in Greek and the “second palatalization” in “Urindisch” simply do not coincide. In the absence of any evidence to the contrary, we must attempt to account for the

²¹ See G. Bonfante, “Les isoglosses greco-armeniennes I: Faits phonétiques” *Mélanges Pedersen* (Copenhagen 1937) 31–33; A. Steiner, “Studi sull’ arcadico-ciprio”, *RILS.* 88 (1955) 325–359, esp. 333–337; and many others. The theory was recently restated by G. Solta, “Palatalisierung und Labialisierung” *IF.* 70 (1965) 276–315, esp. 292–293.

²² See T. Burrow, *The Sanskrit Language* (London 1955) 76.

²³ See Bonfante, “Isoglosses” 28.

²⁴ See O. Szemerényi, *Einführung in die vergleichende Sprachwissenschaft* (Darmstadt 1970) 140.

dialectal contrast in the evolution of the labiovelars on the basis of the internal phonology of Greek itself. Pedersen suggested that the process of depalatalization which he posited to explain the development of the voiced labiovelar before /i/ “... hat ... im Äolischen ... in größerem Umfang als in den anderen Dialekten [stattgefunden]”²⁵. This argument has the merit of accounting for both aspects of the labiovelar problem with a single explanation, but no corroborative evidence of the assumed process of depalatalization is adduced, and the reason for the failure of the velars to palatalize remains unexplained. In the following paragraphs, a new explanation will be proposed for the double development of the labiovelars in Greek and for the dialectal contrast which it shows.

2.3 Since both /p/ and /t/ appear as reflexes of the voiceless labiovelar before /i/, one must attempt to determine which of the two is “regular” before turning to an analysis of the phonological processes involved in its derivation. Unfortunately, no definitive answer can be reached on that question; but it will be seen that there is good reason to assume that the dental reflex is secondary. On the basis of the agreement in the development of the voiced and aspirate labiovelars to labials in this environment, and the uniformity of development exhibited by all labiovelars in other vocalic environments (see 1.4), there is an *a priori* justification for assuming that the labial reflex of the voiceless labiovelar before /i/ is the phonologically “regular” one—e.g. *bora* : *phonos* : *polos* :: NWG *dēlōmai* : *theinō* : *telōmai* :: *bios* : *ophis* : *pinos*. That assumption gains support from the fact that evidence for dental reflexes before /i/ comes only from two lexical groups: 1) the (indefinite/interrogative) pronominal stem **kwoi-/kwei-/kwi-*; the root **kwei-* “pay, atone” (also with causative signification)²⁶.

2.4 It was long ago suggested by Meillet that forms in /ti-/ of the interrogative/indefinite pronoun owe their initial dental to paradigmatic leveling—i.e. to the analogical extension of initial /t/ from paradigmatic by-forms in e-vocalism where the

²⁵ “Palatalisierung” 291; cf. 2.1 above.

²⁶ See Schwyzler, *Grammatik I* 293ff.; Lejeune, *Phonétique* 49–50.

dental reflex is “regular”²⁷. For example, the Homeric paradigm of this pronoun largely preserves an original ablaut pattern of alternating full and reduced grades—e.g. GS *teo*, DS *teōi*, GP *teōn*, DP *-teoisi* as opposed to NS *tis*, AS *tina* (from an earlier **tin*—cf. Avest. *cim*, Osc. *pim*)²⁸. Meillet proposed that the dental reflex of e-grade forms was generalized to zero grade environments where, presumably, */*p/* would have been “regular”. That normalizing tendencies of this sort were in operation is clear from forms like e.g. Doric *pei*, *pus*, where the initial labials (in place of expected */t/* and */k/* respectively—cf. Cretan *telomai*, *guna*) have been adopted from reflexes in other back vowels (e.g. *pothen*, *pāi*)²⁹. A specific instance of such normalization within the paradigm of the indefinite pronoun can be seen in the e.g. Attic form *hatina*, which was generated in conformity with the evolving stem *-tin-* to replace the “regular” (though increasingly anomalous) archaic form *hatta* (from **yak^wya*). Moreover, it appears that no one has yet called attention to the existence in Vedic of an exact parallel to the development proposed for Greek by Meillet. The “second palatalization” in “Urindisch” gave rise to a morphophonemic alternation between palatalized and non-palatalized labiovelars in the paradigm of the interrogative/indefinite pronoun. That alternation is reflected in phrases such as *kaś cid* (cf. Lat. *quisquis/quidquid*) where the original interrelationship of palatalization and rootgrade is preserved³⁰. But on the model of by-forms in full grade—e.g. GS *kasya*—initial */k/* was extended to zero grade environments—e.g. *kis* “who”, *nakis* “no one” (cf. Greek *tis*, *outis*). In pre-

²⁷ “De quelques difficultés de la théorie des gutturales grecques”, MSL. 8 (1894) 285ff.; and “Hellenica V: Observations sur le traitement des labiovélares en grec”, MSL. 13 (1905/06) 38–41.

²⁸ See Chantraine, *Grammaire Homérique I* (Paris 1948) 277–278. E-grade forms of the root survive in most dialects—e.g. Cret. *teion*, *oteia* (= Attic *poion*, *hopoia*), Ark. *oseoi* (= Attic *hotōi*), Attic *tou* (by contraction from *teo*, cf. Ion. *teu*), etc. “Erst in der koine ist stamm *ti(n)*-durchgeführt” (Schwyzer, *Grammatik I* 615).

²⁹ Other examples of the same process at J. Mansion, *Les Gutturales Grecques* (Paris 1904) 71ff.

³⁰ The form *kas* itself represents a generalization of full grade over inherited zero grade—see Szemerényi, *Einführung* 191.

cisely the same way, the initial /t/ of Greek *tis* may have been adopted from *by*-forms in full grade—e.g. GS *teo*. Thus Meillet's theory is both inherently plausible because of the demonstrable existence of parallel structural tendencies within Greek, and particularly persuasive because of the existence in Vedic of a development identical to the one proposed.

2.5 Analogical remodeling is also evident in the numerous Greek derivatives of the verb-root **k^wei-*. A recurrent feature in the Greek reflexes of this root is the apparently free alternation of full and reduced grades in morphologically unpredictable environments—e.g. Arc. *teiō*, *esteisis* vs. Attic *tiō*, *tisis*. Associated with that flux, and perhaps the cause of it, is the conflation which has occurred between vocalisms in /ei/ and /ĩ/—e.g. Hom. *teinumai*/*tĩnō*, cf. Attic *tĩnō*.³¹ The interaction of both developments led to the obsolescence of a morphologically conditioned ablaut pattern—e.g. Delph. *polutĩtos*, cf. Attic *akrĩtos*; Attic *tĩmios*, cf. *tĩmos*, *tĩme*; Lyttian *Alexiteimos*, cf. *Anaxitimos* from Klazomenai. The numerous specialized derivatives of this root—e.g. *timaō*, *timoō*, *timazō*, etc.—indicate the high degree of cross-fertilization which has occurred within a closely knit lexical group. The analogical extension of initial /t/ from full grade to zero grade forms is very much to be expected because of that cross-fertilization, and because of the erratic vocalism of its many products.

2.6 The preceding explanation will suffice for instances of a dental reflex before /i/ in the non-Aeolic dialects, but it cannot by itself account for the existence of *tis* and sporadic attestations of *tima*, etc. in most of Aeolic³². Full grade *by*-forms in the Aeolic dialects would not have given rise to a dental reflex—e.g. Lesb. *Peisidika* cf. Ion. *Teisidikos*. Therefore Aeolic forms in /ti-/ from inherited **k^wi-* must either be phonologically regular (and,

³¹ On the secondary nature of /ĩ/ see Wackernagel, *Sprachliche Untersuchungen zu Homer* (Göttingen 1916) 74ff.

³² In "East Thessalian" (Pelasgiotis and Perrhaebia) the interrogative/indefinite pronomial stem appears with a velar reflex: *kis*, *kines*, *dieki* (= *dioti*)—see Thumb-Scherer, *Handbuch der griechischen Dialekte II* (Heidelberg 1959) 60.

if so, then /ti-/ in the non-Aeolic dialects is presumably the same), or due to interdialect borrowing. There can be no question that dental reflexes have been borrowed into Aeolic from other dialects — e.g. Lesb. *tessara* beside *pessures*; Thess. *Theirimakheioi* beside *pepheirakontes*, *de[ileta]i* beside *bellomai*; Boeot. *T[t]simenēs* beside *Pisimeilu* (with both ⟨t⟩ and ⟨i⟩ from /*ei/, cf. Attic *Teisandros*)³³. Yet one is understandably reluctant to see such a process in situations where the borrowed form has been generalized to the complete exclusion of the presumed native form. Still, borrowing is apparently responsible for the presence in Ionic of e.g. *obelos* (whose labial reflex in contrast to WG *odelos* indicates an Aeolic origin) a word of (originally?) ritual significance (see the epic formula at *Ilias* 1.465, 2.428, 7.317) which was used alongside of its lexically distinct, dialectal congener *obolos*. Conversely, Boeotian *adelph(e)os* shows an unexpected dental reflex, presumably indicating a non-Aeolic provenience — cf. Boeot. *em Belphois* (= *en Delphois*), Thess. *Belphaiō* — and would appear to be a word which, because of its special cultural associations, supplanted the possibly native *kasignētos*. If words such as *obelos* and *adelph(e)os* owe their interdialectal currency to a highly specialized meaning for which no exact synonym exists, then the same may be true for *tima* and related forms. Moreover, if specialized lexical functions have such an effect, then specialized syntactic functions could also. And it is presumably a combination of both which accounts for the existence in Aeolic of the enclitic conjunction *-te* (as opposed to *-*pe*, cf. Lat. *que*) and the interrogative/indefinite pronoun *tis*.

2.7 It is assumed, then, that the only phonologically “regular” dental reflexes of the labiovelars are those occurring before /e/ in the non-Aeolic dialects³⁴. We have seen that the traditional approach to the problems associated with the emergence of dental reflexes started from the premise that a process of palatalization is involved. The proposed palatalization is structurally different from the phonemicization of y-clusters discussed above.

³³ See Thumb-Scherer, *Handbuch* 30–31, 59–60, 94.

³⁴ This is the premise adopted by Meillet (see n. 27 above), Pisani (see n. 15 above), and Allen (see 2.1 above).

It is, if I may use the term, a “phonetic palatalization”³⁵. In other words, the following vowel is alleged to have caused an articulatory dislocation of the labiovelar such that its new phonetic identity eventually led to a phonological reanalysis. “Phonetic palatalization” is one of the most common types of diachronic sound change. It is actually an assimilation phenomenon in which the preceding consonant assumes some of the articulatory characteristics of the following vowel. Palatal color in vowel phonemes is the acoustic result of an articulatory situation in which the body of the tongue is raised in the area of the hard palate. Progressive degrees of raising will respectively yield [e], [i], [y] (if partial closure is attained), [j] (if complete closure is attained). It can be seen that the articulatory change involved in the e.g. Sanscrit development **kwid* to *cid* is simply the oral fronting of the stop, such that it assumes the palatal location of the following vowel³⁶. On the other hand, the English development of **[raitias]* to *[raičas]* (“righteous”, cf. “right”) represents a more significant adaptation since it entails an assimilation in tongue position as well as in oral location. A virtually complete assimilation is evident in the e.g. Ionic change of **didōti* to *didōsi* where the original consonant has even lost its identity as a stop and assumed, in addition to tongue position and oral location, the feature [+ continuant] from the following vowel. It can be seen that the dentalization of the labiovelars in Greek does not conform to the assimilatory pattern illustrated by the above examples. The process is inherently non-phonetic in two respects: 1) it fails to occur before /i/; and therefore, if this were an assimilation phenomenon, it would be anomalously immune to the stronger of two parallel phonetic stimuli (i.e. the degrees of palatality in the vowels /i/ and /e/), while responding to the weaker one; 2) the articulatory change in the stop includes a

³⁵ In Allen’s terms, a “glide palatalization” as opposed to a “group palatalization”—see “Problems” p. 118.

³⁶ In conformity with current articulatory classification, only the two tongue positions ($\pm$ coronal) are considered significant for the purposes of this discussion. Both velars and palatals are [— coronal], even though there exists a physical difference between their respective points of contact against the body of the tongue.

development of [— coronal] to [+ coronal], i.e. a development away from the articulatory characteristics of the vowel, and therefore in contradiction to the process of assimilation which is allegedly motivating the change. Proponents of the palatalization theory as an explanation for the dentalization of labiovelars in Greek must either demonstrate from the citation of parallels that the proposed development is typologically possible, or account for its aberrant behavior by explaining the structural factors which disrupted the expected result of a well understood phonetic process. The former is attempted by Allen, the latter by Pedersen.

2.8 Allen writes: “Striking parallels to [the] presumed phenomenon are quotable, as in Eeast Armenian, where e.g. *xent*‘ = [x,enth] but *xit* = [xit‘] (without palatalization of the [x]).”³⁷ A closer examination of this example, however, reveals that the vowel phoneme which causes the off-glide is phonetically realized as [ye] even in initial and intervocalic positions—e.g. *em* = [yem], *naew* = [nayeɐv]. Moreover, it is opposed to another e-phoneme (transcribed as /ē/) which has no on-glide, and which does not palatalize a preceding consonant—e.g. *ēr* = [eɪ], *gēr* = [gēr]³⁸. Thus Allen’s example is not a parallel at all, since the Armenian developments are due to the peculiar glide articulation of the phoneme in question, and not to a process of “phonetic palatalization”. As was noted above (2.1), Pedersen suggested that palatalization of the labiovelars was followed by depalatalization in all situations where a dental reflex fails to appear before front vowels. He writes:

Das Aufgeben einer eingetretenen Palatalisierung ist eine nicht seltene Erscheinung. So ist in der dänischen Reichssprache die gemeinnordische Palatalisierung vor *k* und *g* aufgegeben worden; nur wo ein palatalisierter Laut vor einem hinteren Vokal zu stehen gekommen war, hat sich *kj* und *gj* entwickelt (also *göre* ohne Palatalisierung, aber Prät. *gjorde*)³⁹.

³⁷ “Problems” 122.

³⁸ All examples and their phonetic transcription are from W. S. Allen, “Notes on the phonetics of an Eastern Armenian speaker”, TPhS. (1950) 190–191.

³⁹ “Palatalisierung” 290.

But Pedersen's example is also inapposite because the following vowel in the Danish material is not itself the phonetic cause of the initial palatalization—as the existence of palatalized velars before back vowels indicates. The situation, as Pedersen describes it, is of a palatal off-glide which is eliminated by the dissimilatory effect of a following front vowel (cf. the discussion of labiovelars followed by /u/ at 1.4 above), and not of a consonant assimilating to (i.e. palatalized by) a front vowel. The principle illustrated by the Danish material is used by Pedersen to explain a similar phenomenon in his own “heimatlicher jutländischer Dialekt” where “die Palatalisierung vor den geschlossensten Vokalen (*i* und *y*) ist geschwunden, während vor den offeneren Vokalen (*e*, *ae*) *kj*- und *gj*- gesprochen wird”⁴⁰. Again, despite its superficial resemblance to the development alleged for Greek, the process is fundamentally very different. We have yet to see a typological parallel for the behavior of a vowel which is the phonetic cause of both palatalization and depalatalization within the same cluster. We may observe that neither Allen nor Pedersen—nor, to my knowledge, anyone else—has proposed another example of phonetic palatalization in which the end-product of the process is a dental stop. Without more to support it, the palatalization theory for the evolution of the labiovelars in Greek must remain a gratuitous and typologically dubious hypothesis.

2.9 We have seen that the elimination of the labiovelars in Greek was motivated by their systemic instability. That instability gave rise to a series of mergers which restored “economy” and balance to the stop-affricate system. The greater economy consisted in the elimination of the inefficient [$\pm$ labial off-glide] as a functional feature. The balance was achieved through readjustment of the relative functional yields of the various orders. The inherited labiovelars and labials had both been underutilized. The virtually exclusive merger of the former into the latter eliminated the phonemic autonomy of one, while increasing the functional yield of the other. A parallel to the Greek developments can be seen in the Satem languages. The

⁴⁰ “Palatalisierung” 290.

so-called “first palatalization” (or “Satemization”) affected the inherited velars, and resulted in the establishment of a new order of palatal affricates (later, in some instances, fricatives): e.g. **k̑nto-*, **gen-*, **ghim-* became Skt. *çata*, *janas*, *hima* (cf. Lat. *centum*, *genos*, *hiems*, Attic *kheimōn*)⁴¹. The original conditions under which this palatalization occurred seem to have been a following /e, i/ or /y/—though analogical leveling considerably widened the distribution of palatalized forms. The inherited velars which had not been palatalized represented an articulatory order of diminished functional yield, and consequently had a catalytic effect on the labiovelars similar to the effect of the labials in Greek at a later time. In other words, the inherited labiovelars in both languages became systemically unstable because of the emergence of a new palatal order, and in both languages mergers consequently occurred of the labiovelars into whichever other order exhibited the least functional yield—in Greek, the labials; in Indic, the relic velars⁴².

2.10 We have also seen that before /e/ in the non-Aeolic dialects dental reflexes appear in contrast to labials in all other environments. The ad hoc theory of a prior palatalization is not only conceptually dubious (as demonstrated above—see 2.7–2.8), but also methodologically unjustified. We should first approach the dental reflexes as simply a different manifestation of the same structural process which leads to the labial reflexes in other environments. All of the labiovelars were subject to the unitary pressure for change embodied in their systemic instability. That pressure affected labiovelars before /e/ no less than labiovelars in other environments. All labiovelars experienced the catalytic attraction of the inherited labials. But that attraction was offset

⁴¹ See Szemerényi, Einführung 138–139.

⁴² See Georgiev, Introduzione alla Storia delle Lingue Indeeuropee (IG IX) (Rome 1966) 47. “In quelle lingue indeuropee, in cui *k* si è mutata in sibilante (o affricata), le labiovelare hanno perduto la propria opposizione [to the pure velars] perché la palatalizzazione (e l’assibilazione) della *k* davanti ad *e*, *i*, *y*, e l’unificazione delle radice biforcata hanno portato ad una considerevole diminuzione dei casi in qui queste lingue conservano la velare originaria. Così il secondo membra della correlazione [the velars] è quasi del tutto scomparso, e le labiovelari instabili, rimaste senza opposizione, sono passate a velari.”

before /e/ in the non-Aeolic dialects where the merger was into dentals instead. As a phoneme, /e/ was in all dialects phonologically the same. Its contrasting effects on the labiovelars in the Aeolic dialects as opposed to the non-Aeolic dialects must therefore be due to a phonetic difference between the relative realizations of the two phonemes. An examination of Aeolic inscriptional material, glosses and literary Lesbian will reveal that the Aeolic dialects do indeed show evidence of possessing e-phonemes (both long and short) which are phonetically different from those of the non-Aeolic dialects. Specifically, they possess raised or high e-vowels relative to the other dialects. The evidence is both orthographic and structural, and may be reviewed by geographical locality.

2.11 In Boeotian documents, inherited /ē/ and /e/, after the adoption of the Ionic alphabet in the fourth century, are regularly written as <ei> (i.e. the same grapheme as indicates a high, secondary /ē/ in Attic-Ionic), while inherited /*ei/ (now monophthongized and raised) usually appears as <i>—e.g. *dei*, *mei*, *theibēos*, *auleitas*, *aneir* (= Attic *dē*, *mē*, *thēbaios*, *aulētēs*, *anēr*); *klistheinios*, *pepoionteissi* (cf. Attic *kleisthenes*, Elean *phugadessi*); *auti*, *epi*, *ekhi*, *legis* (= WG *autei*, Attic *epei*, *ekhei*, *legeis*)⁴³. “Damit ist das Boiotische der sonstigen itazistischen Entwicklung des Griechischen weit vorausgeeilt.”⁴⁴ The raising of /ē/ left a “case vide” in the articulatory distribution of the long vowel phonemes: there was no mid front vowel [ē]⁴⁵. Accordingly, Boeotian experienced an early monophthongization of inherited /*ai/ with a phonetic resolution of [ē]. This becomes clear from fourth century documents which employ the Ionic grapheme <ē> to indicate inherited /*ai/ e.g. *ēi*, *chēre*, *ēschulōs* (cf. Attic *aiei*, *chairei*, *Aischulōs*)⁴⁶. The monophthongization of /*ai/ demon-

⁴³ See Thumb-Scherer, Handbuch 22–24; F. Bechtel, Die griechischen Dialekte I (Berlin 1921) 217ff. <i> appears sporadically for /*ei/ even in epichoric documents (e.g. *pitharkos*—Schwyzer, Dialectorum Graecarum Exempla Epigraphica Potiora, Leipzig 1923, rep. Olms, 1960, no. 451).

⁴⁴ Thumb-Scherer, Handbuch 24.

⁴⁵ On the concept of “case vide” see Martinet, *Économie* 80ff.

⁴⁶ See Bechtel, Griech. Dialekte I 221–223.

strates that the raising of /ē/ was not a freak phonetic event, but rather part of a profound phonemic reorientation in the Boeotian vowel system. That reorientation is indirectly reflected in the pressure exerted by the raising of /e/ for the elimination of unstressed /i/ at the top of the front axis—e.g. *damatra*, *aphrodisa*, *kaphisa* (= Attic *dēmētria*, *aphrodisia*, *kēphisia*), cf. *ennia wetia* (from **ennea*, **wetea*)⁴⁷.

2.12 Phenomena similar to those occurring in Boeotia can be seen in Thessalian documents of like date. Thus we find ⟨ei⟩ as the regular grapheme for /ē/ after the adoption of the Ionic alphabet—e.g. *dei*, *mei*, *onetheike* (= Attic *dē*, *mē*, *anethēke*); and ⟨i⟩ occasionally appears for /**ei*/ even in fifth century material—e.g. *ag[a]siklidas*, Schwyzer, *Exempla*, no. 575 (cf. *hērakleidas*, Schwyzer, *Exempla*, no. 569); *apisai*(?), Schwyzer, *Exempla*, no. 603 (cf. *appe[eis]i*, Schwyzer, *Exempla*, no. 608; Attic *apotisai*)⁴⁸. Thessalian also shares with Boeotian an early monophthongization and raising of /**ai*/ to fill the “case vide” left by the raising of /ē/—e.g. *heimouneios*, *epsaphistei*, *ongrapsein* (cf. Attic *haimōn*, *epsaphistai*, *anagrapsai*)⁴⁹. Furthermore, it shows a weakening of prevocalic /i/ to [y] (as in Boeotian) which led to the sporadic palatalization of preceding phonemes—e.g. *gumnassarkheisanta* (cf. Attic *gumnasiarkhos*), *phulladonion* ~ *phuliadona*, *argurroi* ~ *arguria*, *tra* ~ *tria*⁵⁰.

2.13 Of the Lesbian dialect the *Handbuch* remarks:

Aus den Inschriften bekommen wir nur eine unvollkommene Vorstellung vom echten alten Dialect . . . Die archaischen Texte sind viel zu unbedeutend, und die sonstigen Inschriften zeigen uns den Dialekt bereits im Hellenisierungsprozeß⁵¹.

⁴⁷ Compare the similar tendency to raise unstressed medial vowels in proto-Latin (*facio/perficio*, *cado/incido*), and the structurally related pressure to eliminate unstressed medial /i/ (*calidus/caldus*, *solidus/soldus*).

⁴⁸ See Bechtel, Griech. Dialekte I 136; Thumb-Scherer, Handbuch 57.

⁴⁹ See Bechtel, Griech. Dialekte I 135. Note that there exists an essentially parallel change in the short vowel system—*die*, *dematrios* (= Attic *dia*, Thess. *dammatrios* from *dāmātrios*), see Bechtel 149–150.

⁵⁰ See Thumb-Scherer, Handbuch 56–57.

⁵¹ Thumb-Scherer, Handbuch 85.

That situation accounts for the dearth of orthographic evidence for raised mid-vowels in inscriptional Lesbian. Similarly, the literary material comes to us via a normalizing textual tradition—a fact true even of the papyri, which date from a period centuries after the lifetimes of Sappho and Alkaïos—which has largely removed direct traces of raised e-phonemes. But both inscriptional and literary Lesbian share with Boeotian and Thessalian the structural features which indirectly indicate an articulatory reorientation along the front axis—i.e. the monophthongization of /*ai/ to [ē], and the reduction of prevocalic /i/ to [y]⁵².

2.14 It might be objected that the evidence for raised e-phonemes in Aeolic all comes from a period much later than that in which the labiovelars merged into labial and dental stops. Unfortunately, since those mergers occurred in the pre-alphabetic period, no definitive evidence for the time in question can be adduced. One finds, however, already in the earliest alphabetic material the sporadic appearance of <ei> for /ē/ (*hismeina* or *hismina*?—GDI 581), and of <i> for /*ei/ (*dinos*—GDI 785, *theiogita*—GDI 677, cf. n. 43 and paragraph 2.12 above). The nature of the evidence, therefore, does not preclude the possibility that these phenomena predate the alphabetic period. But perhaps we do possess some clearer indication of the extreme antiquity of the Aeolic developments in certain Homeric phenomena which are generally attributed to the Aeolic stratum. One finds in Homer metrical, orthographic and morphological evidence for the sporadic reduction of prevocalic /i/ to [y]. Thus the cluster -RiV- (where R = resonant, V = vowel) is frequently scanned as a monosyllable—e.g. *Aiguptiē* (— —),

⁵² E.g. *haimiseōn* (Schwyzer, *Exempla*, no. 619—fifth century), *haimitheon* (Alkaïos), *haimionois* (Sappho)—cf. Attic *hemi-*; *zionu* (a coin legend from Phocaea, c. 500—GDI. 5623), *zonnusō* (Alkaïos), *za* (Alkaïos and Sappho)—cf. Attic *Dionusios*, *dia*. The early monophthongization and raising of /*ai/ is a feature found only in the three Aeolic dialects! The palatalization of /diV-/ to /z/ in *dia*, etc. is not to be connected with the alleged “spirantization” of /d/ in archaic documents from Elis (e.g. *zikaia*, *zeka*, *zamiorgia*, *weizos*) where <z> appears for /d/ in all prevocalic environments, not just before [y] from /i/.

polias (ν -); and sometimes appears in the vulgate as <-RV->—e.g. *potna* (for *potnia* = [potnya]), *dēmon* (for *dēmion* = [demyon])⁵³. Similarly, *za-*, representing a palatalization of /d/ in the sequence [dy-], appears in several compound words originally with initial *dia*—e.g. *zaēs*, *zatheos*, *zaphlegēs*⁵⁴. Furthermore, the feminine noun formant *-teira* in Homer (cf. Attic *-tria*) may represent an “Ionicisation” of the Aeolic development preserved in Lesbian *-terra* (from an earlier [-trya])—cf. Lesbian *Perramos* (Ionic *Priamos*), *perrekhoisa* (= Attic *periekhousa*), Thessalian *kurron* (= Attic *kurion*)⁵⁵.

2.15 We are now in a position to explain the basis of the dialectal contrast in labiovelar reflexes. It was noted above that the motivation for a labial merger was both structural and phonetic. The wider labialization seen in Aeolic is due not to its exclusion from a “palatalizing” isogloss which circumscribes the rest of the Greek dialects, but to an earlier process of vowel-raising which preempted its participation in the phonetically conditioned dental-merger before [ě]. The reason why [ě] should have had this inhibiting effect on the pressure (evident in all other environments) for a merger with the labial stops can perhaps be seen from a comparison of its articulatory features with those of the other vowels in contrast to the articulatory features of the labiovelars.

/k ^w , g ^w , k ^w h/ ⁵⁶	/i/	/o/	/a/	/e/
— anterior	+ <i>high</i>	— high	— high	— high
— coronal	— low	— low	+ low	— low
+ high	— back	+ <i>back</i>	+ <i>back</i>	— back
— low	— round	+ <i>round</i>	— round	— round
+ back				
+ round				
α voice				
β aspiration				

It will be seen that /e/ is the only vowel which shares none of the specified distinctive features (shared features are italicized)

⁵³ Examples and references at Chantraine, *Grammaire Homérique* I 170.

⁵⁴ Ibid. 169.

⁵⁵ See Walthelet, *Traits* 207–209.

⁵⁶ The IE aspirate series is already devoiced in Mycenaean.

with the labial semivowel—i.e. the secondary articulatory component of the labiovelar. Evidently this three-way neutralization (height, backness, roundness) of the labial component of the labiovelar was sufficient to divert the structural pressure for labialization (i.e. labial merger), and to motivate a merger into dentals instead. But in Aeolic, where the e-phones were of higher articulation than in the other dialects, their phonological effect was identical to that of a following [i], and they consequently failed to offset the labialization process⁵⁷. We may note that if this explanation is correct, it invalidates the often repeated basis for dating dentalization of the labiovelars prior to the fronting of /*ā/ in proto-Ionic. The inference is drawn from the fact that labiovelars were labialized before /ē/ from /ā/ in proto-Ionic (e.g. *pē*, *ebēn*) instead of being dentalized as before inherited /*ē* (e.g. *tēle*, *adēn*)⁵⁸. Yet fronted /*ā/, both before and after it merged with inherited /*ē*, was a low vowel well into the historical period⁵⁹. Consequently, fronted /*ā/ in proto-Ionic would not have prevented labialization for the same reason that raised /*ē/ in proto-Aeolic did not. Both phonemes failed to meet the phonetic criteria on which the process hinged.

2.16 The explanation proposed in the preceding paragraph raises several questions which require further discussion. How can one accurately reconstruct the articulatory characteristics of phonemes in a dead language? In what sense can “labiality” be considered a phonologically significant concept, and why should a neutralization of it motivate a merger into the dentals? On what theoretical basis can one assume a motivational interaction between systemic and phonetic factors?

2.17 The use of distinctive feature notation is in no way meant to imply absolute values for the articulatory or acoustic pro-

⁵⁷ As will be seen more clearly below (2.17 ff.), the phenomenon is phonological, but its motivation is phonetic. A distinctive feature description of Aeolic /e/ would not necessarily differ from that of other dialectal /e/. But the allophonic range of the Aeolic phoneme *was* different; and, being articulatorily higher, did not have the same syntagmatic effect as /e/ in the other dialects.

⁵⁸ See Lejeune, *Phonétique* 51–52.

⁵⁹ See Allen, *Vox Graeca* (Cambridge 1968) 70–71.

perties of phonemes. It simply defines the relative values of synchronically contrasting phonemes in terms of the functional oppositions exhibited by the system. Thus, although we cannot specify the phonetic characteristics which e.g. proto-Ionic /*ě*/ generally possessed, we can define its articulatory (or acoustic) identity relative to /*i*/ and /*a*/, etc. We can also see from graphemic evidence that it was phonetically (ergo articulatorily) different from the corresponding /*ě*/ in proto-Aeolic, and that there exists a dialectal correlation between the dental reflexes of the labiovelars and the “unmarked” (unraised) /*ě*/ . That dialectal correlation itself reflects an articulatory one between the neutralization of the labiality of a labiovelar and the maximally non-labial vowel-phoneme.

2.18 A partial or complete elimination of the labiovelars occurred in all of the IE languages. Apart from the effects of later, secondary palatalizations, the merger-route of labiovelars, in situations where they were transformed, was to either a labial or a velar phoneme in all languages other than Greek—i.e. to sounds which in some vestigial way preserved the articulatory identity of the ancestral phonemes⁶⁰. From such uniformity we may infer the existence of a structural mechanism which works to perpetuate a measure of articulatory continuity among genetically related phonemes. If there exists such a mechanism, and it does have some determinative effect on diachronic sound change, then the neutralization of it must do likewise. We have seen that the catalytic merger of the labiovelars into the labials in Greek was largely motivated by the instability of the former and the low functional yield of the latter. But that merger-route will have been reinforced by the labiality which the mutating phonemes and the end-products of the merger shared. A following [ē] represented a maximum neutralization of that labiality within the syntagm for the reasons stated above—see 2.15. But it in no way mitigated the structural pressure for the

⁶⁰ Stated differently, the ancestral phonemes are reconstructed as labiovelars because of salient articulatory correspondences among the historical reflexes — from IE **penk^{ue}* derive Got. *fimf*, Arm. *hing*; from IE **g^{wiwo}-* derive Osc. *bivus*, Lith. *gyvo-kas*; from IE **g^wher-* derive Lat. *formus*, Skt. *gharmas*.

elimination of the labiovelars as autonomous phonemes. Consequently, that pressure was diverted, and manifested itself in a merger-route to which the syntagm evidently offered less resistance—i.e. a merger into the dentals.

2.19 Although diachronic sound change is a systemic phenomenon, the motivation for it can be phonetic as well as structural. A phonetically induced sound change, such as the “phonetic palatalization” (see discussion at 2.17 above) of [ki] to [k'i] in Common Romance, will occur in some systems but not in others. Considered as a purely phonetic phenomenon, the potential syntagmatic effect of a following [i] on a preceding [k] is constant in every language-situation where the cluster occurs. Consequently, we may assume that differing phonological responses to that syntagm are the result of structural determinants. Stated differently, a phonetically induced phonological change manifests itself only in situations where the system, for one reason or another, will tolerate such change. That much seems unobjectionable. But can the converse of the principle be shown to have any validity? Is it possible that structurally induced sound change can be influenced by phonetic factors? We have suggested that the dentalization of the labiovelars in Greek is due to a syntagmatic effect on a structurally motivated process. That suggestion permits us to treat the labial and dental reflexes of the labiovelars in Greek as different manifestations of a unitary structural process—which in turn permits us to explain the difference in light of other systemic events whose dialectal distribution conforms to the pattern of the labiovelar isogloss⁶¹. The advantages of such an explanation over the traditional one are several. It eliminates the need for an ad hoc hypothesis of two stages in the evolutionary process. It dispenses with the typological anomalies associated with the proposed “palatalization” of labiovelars before /e/. And, it assumes a motivational interconnection with other systemic phenomena, thereby adding plausibility to the proposed structural nature of the process itself. Despite these advantages, however, the

⁶¹ I hope to show elsewhere that vowel-raising in proto-Aeolic also accounts for certain Boeotian merger phenomena associated with the so-called “first compensatory lengthening.”

explanation must remain dubious unless its premise can be shown to be conceptually valid. A means of doing so is the citation of a typological parallel to which we now turn.

3.0 Clusters of resonant plus /y/, like those of stop plus /y/, were phonemicised as part of the process discussed at 1.1 above. The new palatalized resonants, like the new palatalized stops, were systemically unstable—both for the same reasons⁶². The reintegration of the palatalized resonants was achieved through a series of mergers into pre-existing phonemes and phoneme-clusters. The pattern of those mergers is rather more complicated than that exhibited by the reintegrating mergers of the palatalized stops. Whereas in the latter case only one reflex will regularly appear in all positional environments (although there are dialectal differences) for a given phoneme, some of the palatalized resonants appear with three different reflexes according to the syntagm and/or the dialect in which the phoneme occurred. For example, the phoneme /rʲ/, when it occurred after /o/ or /a/, appears in the reflex /yr/; i.e., it “transferred” its palatal color to the preceding vowel while itself merging back into its non-palatalized congener—e.g. **morʲa* (cf. *moros*) became *moira*; **hetarʲa* (cf. *hetaros*) became *hetaira*. After /u, i, e/, however, it appears as /r:/ in Lesbian and Thessalian, as /:r/ elsewhere—e.g. Lesbian *phtherrō*, *oiktirrō*, *olophurromai* contrasting with Arkadian *phthērō*, Ionic *oiktīrō*, *olophūromai*⁶³. The distributional pattern and structural characteristics of the reflexes of /nʲ/ conform to those of /rʲ/. But /lʲ/ and /wʲ/ evolved differently. Each of the latter two appears in a single reflex (/l:/ and /yw/ respectively) which is found in all phonetic environments and in all dialects—e.g. *allos*, *hallomai* (from **alʲos*, cf. Lat. *alius*; **salʲomai*, cf. Lat. *salio*); *kaiō*, *glukeia* (from **kawʲō*, cf. *ekausa*; **glukewʲa*, cf. *glukus*)⁶⁴. Descriptive approaches to the contrasts evident among the reflexes of the palatalized resonants speak of three different “treatments” according to the form which a given

⁶² See 1.2 above.

⁶³ See Schwyzler, *Grammatik* I 272ff.

⁶⁴ With the possible exception of Cyprian, if *ailon* and the Hesychian gloss *aila* do not represent “ein stark mouilliertes -ll-” (cf. Cyp. *Apeilon* contrasting with e.g. Attic *Apollōn*)—see Schwyzler, *Grammatik* I 272.

reflex takes. These “treatments” are called by Lejeune: 1) “*intervention des deux sonantes*”, 2) “*assimilation de yod à l’autre sonante*”, 3) “*effacement de yod avec allongement*”⁶⁵. We may observe that the superficiality of such an approach is not unlike that of the “palatalization” theory for labiovelar elimination. In both cases, the existence of contrasting reflexes has led to the hypothesis of multiple processes to account for them. An explanation for the consistency exhibited by the reflexes of /w^v/ and /l^v/ as opposed to the other palatalized resonants, if considered necessary at all, is generally left unattempted. As was the case with the labiovelars, the elimination of the palatalized resonants can and therefore should be understood as a single process. The motivation for the process was the systemic instability of the mutating phonemes. The means by which it was achieved were a series of (for the most part) catalytic mergers into other phonemes. The factors which determined the nature of the merger-routes were syntagmatic.

3.1 If we turn first to the reason for the positionally contrasting reflexes of /r^v, n^v/, it can be seen that an acoustic description of the preceding vowels, compared to that of the palatal off-glide of the palatalized resonants, confirms the existence of two types of syntagms which correspond to the distribution of the two reflexes. More precisely, the phonemes /o, a/ are maximally non-palatal (i.e. they possess no shared features with the palatal off-glide) while each of the other vowel phonemes shares at least one feature with the palatal off-glide of the palatalized resonants (shared features are circled).

	/a/ ⁶⁶	/o/	/u/	/i/	/e/	/y/
compact	+	+	⊖	⊖	+	—
diffuse	—	—	⊕	⊕	—	+
acute	—	—	—	⊕	⊕	+
grave	+	+	+	⊖	⊖	—

⁶⁵ Phonétique 171.

⁶⁶ The opposition [$\pm$ flat], which has as its articulatory correlate lip-rounding, distinguishes /a/ from /o/ (and functions in the opposition

The importance of this acoustic analysis is that it reveals that /o, a/ and /u, i, e/ do indeed respectively form two classes of phonemes which are phonetically distinct from each other. One class comprises maximally non-palatal vowels, and is opposed to another class comprising vowels which share one or two acoustic feature(s) with the palatal off-glide. Since the distribution of the contrasting reflexes of /rʲ, nʲ/ within any one dialect conforms to the pattern defined by these two classes, we again see evidence of a structural process (i.e. the reintegration of the unstable palatalized resonants) operating under the phonetic influences of the syntagm. It is possible to speculate why the reflexes of /rʲ, nʲ/ are as they appear. After [+ diffuse] or [+ acute] vowels, /rʲ, nʲ/ merged into whatever had been the local product of the so-called “first compensatory lengthening”—/rː, nː/ in Lesbian and Thessalian; /rː, nː/ elsewhere. But after the maximally non-palatal vowels /o, a/, they palatalized the preceding phoneme, while themselves depalatalizing, in all dialects.

3.2 Acoustic analysis of the resonants relative to each other and to /y/ reveals that here too a phonetic reason can be found for structurally differing behaviour of /l, w/ as a class opposed to /r, n/, and of /l/ and /w/ opposed to each other.

	/y/	/n/	/r/	/l/	/w/
compact	—	—	+	—	+
diffuse	+	+	—	+	—
acute	+	—	+	+	—
grave	—	+	—	—	+

It will be seen that /l/ is acoustically closer to /y/ than any other resonant, while /w/ is acoustically further from /y/ than any other resonant⁶⁷. These phonetic characteristics are reflected in the uniformity of the reflexes of /lʲ, wʲ/ in all positional and dialectal environments. As original resonant clusters, /ly/ will have been maximally palatal, /wy/ maximally non-palatal. The

of /u/ and /i/), but is not relevant to the present discussion since there exists no [+ flat] palatal off-glide.

⁶⁷ The proposed classification is based upon visual interpretation of the spectra depicted in “figure 17: spectra of sustainable consonants” from Gunnar Fant, *Speech Sounds and Features* (Boston 1973) 62.

development of the former was in every instance assimilatory (“gemination” to /ll/) and of the latter always dissimilatory (“metathesis” to /yw/).

4.0 The elimination of the labiovelars represented a significant simplification of the Greek stop system, and contributed to its subsequent stability. We have seen that the process was largely triggered by the emergence of the new palatal affricates arising from the reintegrating mergers of phonemecized *y-clusters. It will be remembered that most of the functional oppositions which had existed among the earlier phonemes were eliminated in the course of the reintegration process. In the case of the palatalized stops, the elimination of certain oppositions occurred in all of the dialects: namely, 1) the opposition between palatalized velars and palatalized labiovelars—e.g. Ion. *pessō*, *phulassō* (from **pekʷo*, **phulakʷo*); 2) that between palatalized aspirated and non-aspirated stops—e.g. Ion. *thāssōn* (from **thachʷon*, cf. *tachus* by “Grassmann’s Law”) *phulasso*; 3) that between palatalized voiced and voiceless labial stops—e.g. Ion. *kalupto*, *klepto* (from **kalubʷō*, **klepʷō*). But, even though it is not generally realized, other of the oppositions were not eliminated uniformly among all of the dialects. The following discussion will focus on two instances of contrast among the various dialectal responses to the pressure for reintegration. It will be shown that it is only from an understanding of the structural processes involved in the evolution of y-clusters that one can accurately evaluate the dialectological implications of their reflexes. Before turning to our analysis, however, we must call attention to a recurrent methodological misconception which has vitiated many previous interpretations of the data.

4.1 It is frequently assumed that the difference between e.g. Attic *phulattō* and E. Ionic *phulasso* is to be traced to a transitional stage in which a hypothetical phoneme—formerly common to the progenitors of both dialects—subsequently evolved differently in each. For example, Lejeune posits a common stage [ts]: “. . . puis sont intervenues des assimilations soit de l’occlusive à la sifflante, soit de la sifflante à l’occlusive.”⁶⁸ Allen, on

⁶⁸ Phonétique 106.

the other hand, while attempting to plot some structural and dialectological correlations within a whole series of palatalization phenomena, suggests that the divergence occurred at a phonetically more primitive stage: "... *tt* may derive from another type of affricate than *ss*, i.e. directly from a pre-palatal affricate [tʃ] rather than from its further development [ts]." ⁶⁹ To Diver the point of departure is a geminate affricate *šš* which in Attic "... was replaced by the *tt* that occurs in the same morphemes in neighboring Boeotia ... In districts of Ionia more remote from Boeotia the *šš*, even though unintegrated, [was] not sufficiently exposed to Boeotian influence to be affected" ⁷⁰. All of these reconstructions share a common premise: namely, that the cited difference between Attic and Ionic is phonological—i.e. that Attic *tt* vs. Ionic *ss* was not (originally) simply a graphemic contrast. The opposite point of view is taken by Schwyzler:

Es scheint möglich ... daß ursprünglich der Unterschied zwischen *ss* und *tt* in der Hauptsache graphisch war ... Man hat ohne die Möglichkeit näherer Begründung für *ss* bzw. *tt* die Werte *ts* oder *tʃ* oder *ʃʃ* oder *š* vermutet oder doch eine „lange“ oder „geminerte spirans“ zugrunde gelegt ⁷¹.

4.2 Before we can accurately analyze the phonetic and phonological implications of an orthographic contrast, we must first determine whether the phonemic competences of the contrasting graphemes are identical. The "phonemic competence" of a grapheme may be defined as the phoneme or phonemes which it is capable of expressing. For example, in the two written words "gaol" and "jury", both <g> and <j> indicate the same English phoneme /j/. But an examination of other data reveals that the phonemic competences of these two graphemes in English are not identical. The grapheme <j> can indicate only /j/, but <g> can indicate /g/ and /z/ ("garages"), as well. Not infrequently in

⁶⁹ "Problems" 126–127.

⁷⁰ "Consonantism", p. 22. The Boeotian reflex is said to have arisen earlier through simple depalatalization of *t't* (into *which k'k'* from *ky had merged).

⁷¹ Grammatik 318.

Greek dialectal material, one finds contrasting graphemes which have identical phonemic competences. For example, it has long been understood that the non-Phoenician alphabetic characters X and Ψ do not have identical “values” in all of the Greek dialects. Two situations occur: 1) X and Ψ are used to indicate the phonemes corresponding to e.g. Ionic “chi” and “psi” respectively; 2) they are used to indicate the phonemes corresponding to Ionic “xi” and “chi” respectively. The former occurs in the alphabets of Asia Minor, the Aegean Islands (excluding Melos, Thera and Crete—which do not normally use either character) Attica, the Isthmus, Phlius, Argos, and the Corinthian colonies of Corcyra and Leucas; the latter occurs elsewhere⁷². Since the relative distributions of e.g. Lac. Ψ and e.g. Cor. X correspond to each other exactly (one never occurs in an environment where the other does not—i.e. they possess identical phonemic competences), we may conclude that the difference between them is purely pictorial. Consequently, printed texts do not normally distinguish between the two, indicating both by means of the letter “chi”. Unfortunately, the concept of the grapheme is not generally used with the consistency and precision it requires if it is going to function as an effective analytical tool. The editorial practice of failing to distinguish between Lac. Ψ and Cor. X is actually a practical application of the analytical power inherent in the concept of the grapheme. A grapheme should be understood as a notational generalization which can recover an underlying unity among superficially contrasting data. Lac. X and Cor. Ξ are also “equivalent”, and are regularly both printed as “ξ”. In more precise terms, they should both be considered “allographs” of the grapheme <ξ> (or, in transcription, <x>). Not all of the epichoric alphabets possessed a unitary sign corresponding to <x>. Those which did not, expressed the phonetic entity underlying that grapheme by means of a combination of characters which varied according to the area in question—e.g. KΣ in

⁷² See the appended map to Kirchhoff, *Studien zur Geschichte des griech. Alphabets*, fourth ed., Gütersloh, 1887 (photo-reprint, J. C. Gieben, Amsterdam 1970).

Crete, HΣ in Naxos, XΣ in Attica⁷³. While it is true that, for example, the Attic and Naxian digraphs differ in their choice of components, and that the initial components of each have contrasting phonemic competences when they occur as monographs, we must not lose sight of the fact that the digraphs themselves consistently function as unitary graphemes, and that—considered as unities—their phonemic competences are identical. Stated differently, the pictorial difference between Attic XΣ and Naxian HΣ is, in theory, no different from, and no more significant than, that between Lac. X and Cor. Ξ. Therefore the same logic which allowed us to generalize the latter pair of symbols as ⟨x⟩ should require us to do likewise with the former pair and with both sets of pairs. By convention, that further generalization is not regularly made, and the Attic and Naxian digraphs are considered to be separate graphemes (not different allographs of a single grapheme)⁷⁴.

4.3 Returning to the contrasting graphemes ⟨t(t)⟩ and ⟨s(s)⟩, it can be seen that their respective phonemic competences in Attic and E. Ionic are identical—e.g. Attic *elattōn*, *phulattō*, *erettō*, *tettares* vs. E. Ionic *elassōn*, *phulassō*, *eressō*, *tessares* (with ⟨tt⟩-⟨ss⟩ respectively from /*g^{wh}v, *k^v, *t^v, *tw/). The same graphemes, however, will sometimes appear in other dialects with different phonemic competences: e.g. Boeotian *mettō* = Attic *mesou*, El. *attamion* = Attic *azēmion*, Lak. *tossos* = Attic *tosos*, Thess. *enephanissoen* (3rd pl. impf.) = Attic *enephanizon* (cf. *emphanizō*)⁷⁵. Although it cannot be disproven that a signi-

⁷³ Buck argues that the first component of the Naxian digraph is “probably a special form of Ξ”—The Greek Dialects (Chicago 1955) 190. Jeffery, however, points out that the same character, “which appears to be a closed variant of *eta*”, appears as such in Knidos—The Local Scripts of Archaic Greece (Oxford 1961) 291.

⁷⁴ Some work has been done in attempting to define the concepts and theoretical bases of “grapheme” and related terminology more precisely. See especially S.-T. Teodorsson, “The front long vowel phonemes in classical Attic”, *Glotta* 57 (1973) 245–268.

⁷⁵ See Thumb-Scherer, *Handbuch* 32 (Boeotian); Thumb-Kieckers, *Handbuch der griechischen Dialekte I* (Heidelberg 1932) pp. 85–86 (Lakonian), 243–244 (Elean). The Thessalian form, which is not quoted

ficant articulatory difference may have existed between the Attic and E. Ionic phonemes expressed as ⟨t(t), s(s)⟩, one should not be misled into thinking that either the nature or the degree of such a difference can be reconstructed on the basis of the graphemes themselves. To assume, as have Allen and others, that ⟨t(t)⟩ and ⟨s(s)⟩ “mean what they appear to”, is not only aprioristic, but also in disagreement with clear evidence to the contrary⁷⁶. For example, the sporadic appearance of a “special” character, ⟨T⟩ in E. Ionic to indicate the phoneme otherwise expressed as ⟨s(s)⟩ suggests that the latter grapheme was sometimes not felt to be an adequate means of expressing the intended sound—e.g. *elaTonos/elas]sonos* (Schwyzer, *Exempla*, no. 701), *AlikarnaTeōn/Alikarnasseōn* (Schwyzer, *Exempla*, no. 744)⁷⁷. The existence of similar alternations in other localities leads to the same conclusion. For example, a certain degree of interchangeability exists between ⟨ss⟩ and ⟨x⟩ in a fourth century inscription from Epidauros in which the form *stegaxios* (GS of a noun **stegaxis*, cf. Attic *stegasma*) is found side by side with *stegassios*⁷⁸. If ⟨ss⟩ here “means what it appears to”, then ⟨x⟩ does not, and vice versa⁷⁹. Similarly, among Attic vase inscriptions one finds the sporadic appearance of ⟨s(s)⟩ for expected ⟨x⟩—e.g. *Tossis* (the name of an Amazon), *Alesandros Philoss[enos]*⁸⁰. In a fourth century inscription from Iasos is found a “durch-

by Thumb-Scherer, comes from Schwyzer, *Exempla*, no. 590—cf. Eustathios, *Ad Odysseam*, 1654, 23: λέγει δὲ Ἡρακλείδης καὶ ὅτι Ταραντίνων τὰ εἰς ζω λήγοντα βαρύτονα ῥήματα . . . φραζόντων ἐν δυσι σίγμα. οἷον σαλπίζω σαλπίσσω. λακτίζω λακτίσσω. οὕτω δὲ καὶ φράζω φράσσω τὸ λέγω.”

⁷⁶ *Vox Graeca* 58.

⁷⁷ The point is a *communis opinio*: see Thumb-Scherer, *Handbuch* 264; Diver, “Prehistory” 17.

⁷⁸ Schwyzer, *Exempla* no. 108g.

⁷⁹ In this connection we may observe that the alleged existence of an extraordinary Argolic noun-formant in *-assis* (*alassios*, *hermassios* are quoted in addition to our present example) may be a *vox nihili* caused by a failure to recognize the graphemic equivalency of ⟨ss⟩ and ⟨x⟩ in this environment—see Bechtel, *Griech. Dialekte II* 478–479.

⁸⁰ See P. Kretschmer, *Die griechischen Vaseninschriften, ihrer Sprache nach untersucht* (Gütersloh 1894) 181–182.

gehende Änderung von *Bruassis* in *Bruaxis*”⁸¹. The Homeric gloss “*ixalos*” is known from Hesychius and Pollux in two other forms: *issela*, *ittela*⁸². In Pamphylian a “special” character ⟨Ψ⟩ sometimes appears in place of expected ⟨s(s)⟩—e.g. *w]anaΨa[s* (Schwyzer, *Exempla*, no. 686), cf. Hom. *anassa*⁸³. On a more restricted basis one encounters alternations between ⟨s(s)⟩ and ⟨t(t)⟩ within a single dialect—e.g. Arkadian *leutōn* (Schwyzer, *Exempla*, no. 654) vs. *leusontes* (Schwyzer, *Exempla*, no. 658); Attic *Nettos/Nesos*, *Katandra/Kassandra*, *Kittos/Kissos*, *Olutteus/Oluseus*⁸⁴. It is difficult to see how this flux would have been possible if the phonetic values of the alternating graphemes were unambiguous and mutually exclusive. On the contrary, it would seem that whatever the phonetic values of these graphemes were, they definitely do not “mean what they appear to”. In particular, we may note that ⟨t(t)⟩ is capable of standing in word-initial position where a phonetic value of [tt] is most unlikely—e.g. Cret. *Ttena* (IC IV.174) B Attic *Zēna*.

4.4 If, as has been shown, it is impossible to draw accurate phonetic inferences from the particular forms which graphemes may take, then it is equally impossible to plot accurate isoglosses on the basis of data which are purely graphemic. For example, despite the many problems raised by the assumption of a structural isogloss between Attic and Boeotian, scholars doggedly continue to hypothesize one, solely because of a partial coincidence of grapheme-usage between the two dialects. Specifically, since Boeotian shows ⟨tt⟩ in some of the same positions as does Attic—e.g. *diaphulatti*, *pettares* (= Attic *diaphulattei*, *tettares*)—it is generally assumed either that the two dialects jointly participated in a common structural stage, or that inter-dialect borrowing has led to the extension of this feature beyond

⁸¹ Sammlung der griechischen Dialekt-Inschriften III.2, 643 (no. 5515).

⁸² See Bechtel, *Lexilogus zu Homer* (Halle 1914) s.v. “*ixalos*”, 177–178: “Bei der Wiedergabe karischer Wörter [of which *ixalos* is said to be one] schwanken die Griechen, ob sie *x*, *ss* oder *tt* schreiben sollen.”

⁸³ See Thumb-Scherer, *Handbuch* 187.

⁸⁴ Kretschmer, *Vaseninschriften* 178–179. Kretschmer’s suggestion that ⟨s(s)⟩ for ⟨t(t)⟩ in these names is non-Attic (i.e. borrowed) is of course based on the circular assumption that only ⟨t(t)⟩ is “true” Attic.

its original ambience⁸⁵. But since ⟨t(t)⟩ in Boeotian also serves to express a phoneme normally appearing as ⟨s⟩ in Attic—e.g. *hopotta*, *komittē* (= Attic *hoposa*, *komisai* from /*ty/ and /*ds/ respectively)—it is necessary to posit various stages of palatalization through which Attic is alleged to have participated, now with Boeotian, now not. The multi-stage theory will be discussed more fully below in connection with the contrast in East Greek between the reflexes of homomorphemic as opposed to intermorphemic /*t(h)y/. For the present, we may observe that it is naive to assume that dialectal vagaries of spelling the reflexes of the palatalized phonemes bear any predictable relationship to the articulatory characteristics of those phonemes. If we confine our selection of data to the phonemic competence of graphemes, we will have come as close as the nature of the evidence will permit to recovering the structural isoglosses which actually existed among the dialects. For example, as has already been observed, the phonemic competences of Attic ⟨t(t)⟩ and E. Ionic ⟨s(s)⟩ are identical. This means that, in terms of the structural history of these two dialects, either a common phoneme, or contrasting reflexes which have only lately emerged from a common phoneme, underlie the two graphemes. We have no structural evidence that the Attic phoneme expressed as ⟨t(t)⟩ is articulatorily different from the E. Ionic phoneme expressed as ⟨s(s)⟩. It has been shown that the phonetic values of the two graphemes are not self-evident. Therefore there is no reason to assume that the contrast between Attic and E. Ionic relative to this feature is any different from that between Attic XΣ and Naxi an HΣ. Conversely, we have seen that the phonemic competences of Attic ⟨t(t)⟩ and Boeotian ⟨t(t)⟩ are not identical; that a phonemic opposition existing in the former dialect is not

⁸⁵ The former view is held by Allen ("Problems" 126) and most others who venture to discuss explicitly the structural implications of the phenomenon—e.g. G. Nagy, *Greek Dialects and the Transformation of an Indo-European Process* (Cambridge 1970) 123–127; A. Bartonek, *Vývoj Consonantického Systému V Řeckých Dialektech* (Development of the Consonantal System of the Ancient Greek Dialects), Prague 1961, 145–148 (both of whom essentially adopt Allen's reconstruction). The latter view is held by Diver—cf. 4.1. above

found in the latter; and, therefore, that although both dialects share certain graphemes, there is a structural isogloss separating the dialectal phonemes which those graphemes express. The shared grapheme should not, in itself, be considered a diagnostic feature⁸⁶. This method of analysis can be illustrated by an examination of certain data in Cretan.

5.0 The data from inscriptions of central Crete relative to the reflexes of *y-clusters present a number of peculiarities. For example, Thumb-Kieckers write:

Das aus *t + y* oder *s* entstandene urgriech. *ts* wird in Zentral-kreta zu einer Lautung, die in den ältesten Inschriften mit *z*, dann . . . mit *tt* oder *t*, im Einheitsalphabet (vom 4. Jh. an) gewöhnlich mit *thth* oder *th* dargestellt wird; vgl. z.B. *ozoi* . . . *ottoi* . . . *oththakin* . . . Der lautliche Wert der verschiedenen Schreibweisen ist nicht genügend geklärt⁸⁷.

Different attempts have been made to account for these and other peculiarities (presently to be discussed) in Cretan. Once again the premise which is generally adopted, though never explicitly defended, is that the contrasting graphemes here represent phonological developments⁸⁸.

⁸⁶ Robert Coleman ("The Dialect Geography of Ancient Greece", TPhS (1964) p. 73) wants to see "two distinct aspects of this isogloss . . . Attic is phonologically comparable to Ionic . . . but phonetically comparable to Boeotian." As indicated above, his assumption of a phonetic identity is purely aprioristic. F. R. Adrados, while not committing himself on whether the <tt>-<ss> contrast is phonetically significant, writes: "Hay que partir del hecho incuestionable de que la verdadera oposición no esta entre *ss* y *tt*, como se suele pensar tacitamente, sino entre *ss* simplificable . . . y *ss* no simplificable o *tt*." He calls the latter opposition "dialectal y antigua", while describing the former as "postdialectal y moderna"—see *La Dialectología Griega como Fuente para el Estudio de las Migraciones Indoeuropeas en Grecia* (Salamanca 1952) 56–58.

⁸⁷ Handbuch 159.

⁸⁸ E.g. Bartonek (Vývoj 179–180) argues that: "The temporary systemic equality of central Cretan with Boeotian in the sphere of consonants was . . . disturbed . . . by the occurrence in c. Crete of the aspiration of geminated *tt* in *thth*. . . c. Crete differs from Boeotia by having accomplished psilosis." He offers no explanation for how a dialect

5.1 The false appearance of inconsistency in the graphemic representation of the reflexes of palatalized phonemes in Gortynian is due to a failure to examine an evolving orthography as a succession of synchronic stages. The principle can perhaps be most simply illustrated by a brief examination of the chronologically differing functions which certain vowel graphs perform in that dialect. Already by the time of the earliest alphabetic documents, the Cretan vowel system contained three e-phonemes: /ě/, /ē/ (inherited *ē into which had merged the product of the “first compensatory lengthening”), /ē̄/ (the product of vowel contraction into which, eventually, the product of the “third compensatory lengthening” merged). For the orthographic representation of these three vowels only two graphemes were available <e, ē>. The digraph <ei>, which performed the useful function of indicating secondary /ē/ in a number of other areas (e.g. Ionia and Corinth), was not used in central Crete until the second century B.C. Because of this numerical inequality between phonemes and available graphemes, it was necessary for an arbitrary choice to be made as to the relative phonemic competences of <e> and <ē> at Gortyn. That the determination was largely arbitrary is shown by the existence of repeated readjustments in the phonemic distribution of the graphemes from the period of the earliest documents until the Koine. Thus in the earliest period we find that <e> serves to indicate both /e/ and /ē/, while <ē> indicates /ē̄/—e.g. *pente*, *molen* (= Attic *molein*) *thēleia*⁸⁹. Later in the sixth century an indication of the qualitative difference between /ē̄/ and /ē/, which the earlier usage made possible, is sacrificed in favor of a clearer definition of the quantitative difference between /e/ and the two long e-phonemes. In other words, <e> indicates only /e/, while <ē> indicates both /ē/ and /ē̄/—e.g. *kalēn* (= Attic *kalein*), *mēte*⁹⁰. In the fifth century,

could be both losing aspiration (psilosis) and extending aspiration (*tt* to *thth*) as a functional feature. It is virtually a communis opinio that Cret. <z> represents an affricate stage which later evolved into a stop-cluster written <tt>—e.g. Bechtel, *Griech. Dialekte* II 697; Nagy, *Greek Dialekts* 129–130; Bartonek, *Vývoj* 179.

⁸⁹ IC. IV. 1.

⁹⁰ IC. IV. 41.

a single e-graph <e> serves to express any of the three e-phonemes — *antimolen*, *me*, *deka*⁹¹. During the following century, <ē> reappears occasionally for /ē/, but never for /ĕ/ — e.g. *mē*, *parekhe**n*⁹². This information demonstrates how the phonemic competence of a particular grapheme is determined entirely by convention and, as such, is subject to periodic reevaluation. The data from the fourth century, where the historical distinction between /ĕ/ and /ē/ once again reemerges in the orthography, clearly show that the graphemic situation of the fifth century must not be taken as evidence for a merger between /ĕ/ and /ē/. Thus, despite the various graphemic changes which Gortynian experienced, its inventory of e-phonemes remained essentially unchanged from the prealphabetic period until the *Koinē*.

5.2 We have seen that the reflex of /*tʲ/ shows three different graphemic realizations according to the date of the document in question. Similarly, the reflex of /*dʲ/ itself is expressed by means of three different graphemes which correspond in their chronological distribution to the different realizations of /*tʲ/ — e.g. IC IV.13 (seventh-sixth century) *edikaze* (cf. Attic *dikazō*); IC IV.41 (fifth century) *dikadēi*; IC IV.184 (second century) *diakomitontōn* (cf. Attic *komizō*). As was the case with the vowel graphs described above, a particular grapheme may at different times (or places) represent different phonemes — e.g. <tt> serves to indicate the reflex of /*tʲ/ in fifth century documents from Gortyn; but, two centuries later, indicates the reflex of /*dʲ/ in documents of the same locale. An important fact must be emphasized here. A grapheme <a>, which corresponds to a phoneme /a/, and which contrasts with a grapheme-phoneme /b/, may come to indicate the phoneme /b/. Even if /a/ has remained phonemically distinct from /b/, the proposed development can lead to a situation where both phonemes are expressed by means of the same grapheme (for illustration see the discussion of vowel graphs above). Frequently, however, another grapheme will be employed to indicate /a/ (e.g. by the time <tt> had come to express the reflex of /*dʲ/, its former competence had been

⁹¹ IC. IV. 72 (Gortyn code).

⁹² IC. IV. 145.

taken over by <th(th)>—see below). The important point to keep in mind is this: the fact that grapheme <a> comes to express phoneme /b/ does not necessarily mean that /b/ has become articulatorily similar to what /a/ used to be. Grapheme values are *not* absolute, and, as has been seen, grapheme-usage evolves with a considerable degree of independence from the phonological system which underlies it. We are now ready to examine the Cretan data in more detail.

5.3 In the oldest documents from Gortyn (seventh to sixth centuries), it appears that a single grapheme <z> was used to indicate the reflexes of all non-labial palatalized stops, or at least those for which any evidence survives—e.g. IC IV.13 *ozoi* (from **yotʰo-*, cf. Skt. *yati*), *zooi* (from **gʷyo-*); IC IV.21 *meza[ʰtos* (from **medhʰ-*). The same grapheme served to indicate the product of a cluster containing a dental stop plus /s/—e.g. IC IV.15 *anadzathai* (cf. Attic *dateomai*, *dasasthai*); IC IV.22B *apodikazai* (cf. Attic *dikazō*, *dikasai*). That a general merger among these reflexes had not occurred is evident from documents of the next period (fifth to fourth century) where the existence and peculiar distribution of contrasting graphemes suggest some startling facts about the history of the Cretan stop-system. The evidence is as follows: <tt> indicates what is presumably the joint reflex of */*t(h)ʷ/* and **/ts/*, while <d(d)> serves to indicate the reflex of */*dʷ/*, **gʷ/*, **gʷʷ/* and, unexpectedly, of */*kʷ/*—e.g. *otton*, *metton* (IC IV.43B); *apodattaththai* (IC IV.72); *psaphiddonsi* (IC IV.162, cf. Attic *psēphid-os*); *doo* (IC IV.72, cf. Attic *zōou*); *pradethai* (IC IV.42B, cf. Attic *prattein*, *praxis*), *sunesaddei* (IC IV.72, cf. Attic *sattein*, *sēkos?*); *katalladden* (IC IV.163, cf. Attic *alattein*)⁹³. In the following two centuries, we encounter further

⁹³ I am able to find no example of the reflex of */*gʷ/*. But since it does not differ from that of */*dʷ/* and */*gʷʷ/* in any other dialect for which we have evidence, one may reasonably assume that it did not in Gortynian either. That assumption is supported by the existence of <-d(d)ō> as an independently productive verb-formant—e.g. *dikadde-thai* (IC. IV. 80), *wergaddētai* (IC. VI. 41). This formant, like its cognate <-zō> in Attic-Ionic, has been extended from *-ye/o-* denominatives of stems ending in a voiced stop—see P. Chantraine, *Morphologie Historique du Grec* 2nd ed. (Paris 1961) 231–232.

changes in the graphemes used to express these two groups of reflexes, but a retention of their distributional pattern. Specifically, what was formerly expressed as <tt> comes to be expressed as <thth>—e.g. IC IV.181 *portiaththan*, cf. IC IV.72 *iattai*, Arkadian *eassa* (all from **-esntʰa-*); IC IV.171 *arkaththi* (dative plural of a dental stem, *arkas*). Conversely, the grapheme <d(d)> was gradually replaced by <t(t)>, i.e. the same grapheme which had earlier expressed the phoneme or phonemes now indicated as <th(th)>—e.g. *diakomittontōn* (IC IV.184); *prattontōn* (IC IV.172); *Ttena* (IC IV.174); *attamion* (IC IV.183; cf. *adamiai*, IC IV.146). This graphemic distribution continued to exist until the evanescence of Cretan as a distinct dialect. Two facts emerge from the data: 1) at no time during its history as a distinct, written dialect did Gortynian experience any ascertainable alteration in either the number or the relative distributions of the secondary phonemes arising from the reintegrating mergers of **y*-clusters; 2) in Gortynian, the reflexes of */*t(h)ʷ/* and */*k(h)ʷ/* did not merge together—otherwise there could not have been a graphemic opposition between the two, an opposition which correctly corresponds to the historical distribution of the separate reflexes⁹⁴. These two facts in turn mean that the Cretan stop system was not only stable, but also, as we shall presently see,

⁹⁴ It should be mentioned that the traditional approach to these data sees the aberrant reflexes of */*k(h)ʷ/* as due to the analogical influence of voiced dorsal stems. It is assumed that on the model of a proportion such as *stizō ~ estixa* (cf. Lat. *instigāre*), the “Zusammenfall von k, g, kh vor s in k” led to the creation of a present stem in *-zō* (or whatever was the dialectal reflex of the voiced palatalized dorsal) in situations where it was not etymological: e.g. **prazo* (or Cret. *praddo*) *~ epraxa*—see Schwyzler, *Grammatik* I 715. It is quite true that such phenomena do occur in Greek—e.g. Hom. *bazō* instead of **basso*, cf. *abakēs*(?); and, conversely, Attic *sphattō* replacing the earlier (and etymological) *sphazō*, cf. *sphagē*. But they seem to occur only on a sporadic basis. The Cret. developments, however, are uniform. There is no example of what, by the traditional interpretation, would be the etymological reflex, and multiple examples of what would be the analogical formations. Such uniformity in itself casts doubt on the traditional explanation.

conservative—i.e. that it preserves a structural stage more primitive than that evident in e.g. Ionic.

6.0 At 1.3 above, we outlined the distribution of the internal mergers which led to the constitution of the phonemes underlying Ionic <ss> and <z>. For convenience those phonemes were expressed as /č/ and /ǰ/ respectively—i.e. as palatal affricates opposed to each other in [$\pm$ voice]. It will be useful in the course of the present discussion to keep that notation, provided it be understood only as a probable approximation of what the lineal ancestors of the historical phonemes were. That is to say, a precise determination of what may have been the articulatory characteristics of the phonemes respectively expressed as <ss> and <z> is not necessary for our purposes, and won't be attempted. At 4.4 we alluded to the problem posed by the contrasting reflexes of homomorphemic as opposed to intermorphemic /*t(h)y/ in East Greek. Briefly, the data are as follows. When no morpheme boundary separated the originally constituent phonemes of the cluster /*t(h)y/ in medial position, its reflex in E. Greek merged into /s/—e.g. *hosos*, *mesos* (from **yot^hos*, **medh^hos*). But if the cluster did cross a morpheme boundary, its reflex merged into /č/—e.g. *eressō*, *kressōn* (from **eret^hō*, **kret^hōn* cf. *kratos*). This dichotomy does not exist in West Greek—e.g. Boeotian *hotton*, *mettō*; Cor. *hossa*, Heraklean *messōi*. Similarly, the reflex of the cluster /ts/ merged into /s/ in East Greek (i.e. same development as homomorphemic /*t(h)y/), but into /č/ in West Greek—e.g. Euboean *dikasai*; but Gortynian *anadazathai*, *apodattaththai*; Lakonian *edassato*; Boeotian *komittē* (aor. inf.). In two respects all of the dialects behave uniformly: 1) when /*t(h)y/ occurred word-initially or after a consonant (it does not occur word-finally), it merged everywhere into /s/—e.g. Attic *sebomai* (cf. Skt. *tyajati*); Argolic *sāma* (cf. Skt. *dhyā-man-*); Cretan *pansai* (cf. Attic *pāsai*, both from **pantya-*); 2) when /*ts/ occurred after a consonant or word-finally (it does not occur word-initially), it also merged everywhere into /s/—e.g. Attic *nuxi* (from **nuktsi*); Cretan *spensai* (aor. of *spendō*); Boeotian *paeis* (= Attic *pais*, both from **paids*)⁹⁵. This means

⁹⁵ See Lejeune, *Phonétique*.

that the /s/ ~ /č/ opposition is a purely intervocalic phenomenon. The dialectally contrasting data are summarized in the following diagram:

	EG	WG
-*t(h)-y- >	č	č
-*t(h)y- >	s	č
-*ts- >	s	č

The key to a proper understanding of these contrasts can be found in the structural implications of the Cretan data. A careful mapping of the structural stages, through which the reintegrating mergers must necessarily have passed, can reveal how the historical reflexes of the non-labial palatalized stops relate to each other. Before turning to that procedure, however, it would be useful to review briefly some earlier interpretations of the /s/ ~ /č/ isogloss separating East Greek from West Greek.

6.1 In an important article of the mid-fifties, Ernst Risch attempted to establish the relative chronology of various isoglosses in Greek as a means of evaluating their diagnostic significance⁹⁶. Among the very oldest isoglosses he included the East Greek assibilation of /ti/ to /si/⁹⁷. He observed that the dialects which show assibilation in verb-morphemes are the

⁹⁶ "Die Gliederung der griechischen Dialekte in neuer Sicht", MH. 12 (1955) 61–76.

⁹⁷ There are actually several different types of assibilated morphemes: e.g. derivatives in *-sis/-tis*, *-tia/-sia*, *-tios/-sios*, etc.—see Lejeune, *Phonétique* 63ff. The dialectal distribution of all types taken as a whole is not entirely consistent, although the preponderance of assibilated forms is in East Greek. But if the data are restricted to verb morphemes in *-ti*, *-nti/-si*, *-nsi*, a geographically and dialectally consistent isogloss does emerge: assibilation in East Greek plus Lesbian no assibilation elsewhere. The Lesbian development is almost certainly due to diffusion from East Greek — see W. Porzig, "Sprachgeographische Untersuchungen zu den altgriech. Dialekten", IF. 16 (1954) 147–169.

same as those which show the /s/ reflex of homomorphic /**t(h)y*/ in intervocalic environments. On the basis of this concurrence he posited an ancient palatalization for East Greek in which /**t(h)y*/ and /*ti*/ respectively developed into /*s*/ and /*-si*/.

Nur dort, wo *y* deutlichen Funktionswert besaß, nämlich Bestandteil des Präsens-Suffixes *-yō*, des Feminin-Suffixes *-ya* oder des Komparativ-Suffixes *-yōn* war, blieb es aus Systemzwang erhalten oder wurde restituert . . . Erst in einer zweiten diesmal allgemeingriechischen Assibilation (oder Palatalisierung) werden alle damals noch vorhandenen *ty*, *thy*, *ky*, *khy* einheitlich zu *t'*, *ts* oder *tš*⁹⁸.

The dialectal concurrence of assibilation in verb morphemes and an /s/ reflex of homomorphic /**t(h)y*/ does suggest that an interrelationship may exist between the two. But the structural equation posited by Risch cannot be possible. As we noted above (2.7), the „assibilation” of /*ti*/ to /*si*/ is an example of “phonetic palatalization”, whereby the preceding stop has assimilated to the articulation of the following vowel. This process bears no structural similarity to the phonemicization and subsequent reintegration of *y*-clusters (cf. 1.1ff.). The fact of a partial coincidence between the respective end-products of the two processes does not require (or permit) us to assume a structural interrelationship between the processes themselves⁹⁹. Risch’s formulation is unconvincing also because of its clearly ad hoc nature. The only reason for assuming that /**t(h)y*/ underwent an early palatalization, while the other **y*-clusters did not, is the need to make the theory “work”. No explanation is offered for why these two, parallel phenomena will have behaved now differently, now the same, now dialectally, now as a pan-

⁹⁸ p. 67.

⁹⁹ The principle can be illustrated by an example from Latin. IE **bh* in medial environments became /*b*/ in proto-Latin (*nebula*, *orbis*, cf. Grk. *nephos*, *orphanos*). The inherited cluster **sr* in intervocalic environments became /*-br-*/ in proto-Latin (*funebis*, *muliebris*, cf. *funestus*, *mulier-is* from **mulies-is*). But clearly this evidence is not sufficient for the hypothesis of a single structural process for proto-Latin which, in the specified environments, changed /**bh*/ and /**s*/ into /*b*/.

Greek event in the two palatalizations which Risch posits. Even more serious is the fact that the theory must be restricted to medial environments, since word-initial /ti/ nowhere developed into /si/¹⁰⁰. We have already seen, however, that word-initial /*t(h)y/ (which of course was homomorphic) did merge into /s/, and did so in all dialects. In the face of these data, Risch's formulation cannot be maintained without an hypothesis of two mergers of homomorphic /*t(h)y/ into /s/: at first, only word-internally; then, later, word-initially. Gregory Nagy has proposed an alternative explanation for the interrelationship between the assibilation of verb-morphemes and the /s/-reflex of homomorphic /*t(h)y/. Nagy posits the existence in proto-East Greek of a sandhi phenomenon which reduced word-final /-ti/ to [-ty] before a following vowel¹⁰¹. The hypothetical cluster is said then to have undergone the same phonological changes as primary homomorphic /*t(h)y/—i.e. palatalization to a transitional phoneme which Nagy writes as /šj/. That development allegedly led to a positionally determined, synchronic contrast in verb morphemes which Nagy symbolizes as -šj # V/-ti # C. From this opposition was eventually generalized a single morpheme, /si/, which incorporated the depalatalized reflex of the antevocalic variant and the /i/ of the anteconsonantal form. This formulation is ingenious, particularly since Nagy is able to cite certain other data from Attic-Ionic which can be interpreted as phonologically related to the assumed sandhi phenomenon—e.g. Attic *ánthrōpoi* (with generalization of accent from *ánthrōpoj* # V) as opposed to West Greek *anthrōpoi*. But it relies upon several purely gratuitous hypotheses and, as such, must be viewed with suspicion. Other scholars have denied any connection between the /s/-reflex and assibilation. For example, Allen has argued that the change of /ti/ to /si/ was part of a "drag chain" initiated by the virtually complete loss of inherited /s/¹⁰². If such were the case, however, West Greek would also have experienced the assibilation, since the changes involving

¹⁰⁰ See Lejeune, *Phonétique* 63.

¹⁰¹ *Greek Dialects* 137ff.

¹⁰² "Problems" 122–123; cf. 2.1 above.

inherited /s/ were pan-Greek. Irrespective of how, or whether, assibilation relates to the East Greek s-reflex, it seems to have become virtually a *communis opinio* that, two stages are to be posited in the development of *y-clusters: one affecting only homomorphic /*t(h)y/ in East Greek, the other affecting all *y-clusters in all dialects. In the following paragraphs, it will be argued that the reintegration of phonemicized *y-clusters followed essentially the same structural route in all of the Greek dialects; that isoglosses separating the historical reflexes are due either to the preservation of an archaic structural stage (Cretan), or to the ongoing systemic effects of events which occurred prior to the reintegration process (East Greek).

6.2 Since the dialectal contrasts described above concern only the reflexes of the voiceless (non-labial) palatalized stops, we shall confine our analysis to them alone¹⁰³. The phonemicization of *y-clusters led to the emergence of unitary phonemes out of what had formerly been clusters of phonemes. This fact means that the morphological opposition between homomorphic and intermorphemic *y-clusters no longer existed after the phonemicization had occurred. The reintegration of the palatalized stops was accomplished through a series of mergers which were either internal (i.e. between two palatalized stops) or external (i.e. catalytic mergers into some phoneme or cluster pre-existing in the system). The systemic loss of the functional oppositions [$\pm$ aspiration, $\pm$ labial offglide] led to the collapse of six voiceless (non-labial) palatalized stops into just two reflexes: /tʲ, kʲ/. At this point in the diachronic evolution of the reflexes of *y-clusters, a major isogloss emerges in proto-Greek. The historical dialects commonly described as East Greek (Porzig) or South Greek (Risch)—i.e. Attic-Ionic and Arcado-Cyprian—

¹⁰³ In all dialects, the voiced (non-labial) palatalized stops collapsed into a single phoneme which merged in most instances with the inherited cluster /-sd-/ (as in Ionic), but remained distinct from it in some (as in Boeotian). The new phoneme was variously expressed as <z>, <d(d)>, <s(s)>, or even <t(t)>—see examples at 4.3. As stated above (1.3), the palatalized labials in all dialects collapsed into the biphonemic reflex /pt/.

experienced the “phonetic palatalization” of /ti/ to /si/. This process may have been caused by an east Aegean substrate influence (Schwyzer, *Grammatik* I 271), but need not have been, since it is phonetically motivated¹⁰⁴. The phonetic palatalization of /ti/ may be assumed to have passed through an affricate stage [tʰsi] on its way to an eventual merger with /si/. If we posit a phonetically and structurally feasible merger of [tʰs] into /ts/ in the context of an ongoing assibilation of [tʰs] within the syntagm [tʰsi], then it becomes clear that inherited /ts/ will have been drawn into the assibilation process, and itself merged into /s/. In other words, as **didōtʰsi* became *didōsi*, so *sōmatsi* (dat. plur. of *sōma*) became *sōmasi* and **paitsai* (aor. inf. of *paizō*) became *paisai*, because of a reanalysis in the speaker’s competence of [tʰsi] as /tsi/. This hypothetical merger of /ts/ into /s/ will then have been the cause of a drag chain phenomenon in East Greek which attracted /tʰ/ into /ts/—*but only those examples of /tʰ/ which stood in morphologically unproductive environments*. Morphologically productive /tʰ/ remained intact simply because the attracting force was not sufficiently strong to affect /tʰ/ in those more durable environments¹⁰⁵. These interrelated phenomena are summarized in the following diagram:

¹⁰⁴ Cf. 2.7 above, and the existence of similar developments elsewhere in Greek at a later time—e.g. Lak. *siō* (Schwyzer, *Exempla*, no. 54) = Attic *theou*.

¹⁰⁵ Traditional neogrammarian theory does not allow for morphological influence on the “regularity of sound change”. In more recent years, however, the view that all phonological change is not definable by strictly phonetic criteria has gained wide acceptance—see R. D. King, *Historical Linguistics and Generative Grammar* (Englewood Cliffs 1969) 120ff. As another example that morphologically productive environments do exhibit greater resistance to phonological change than do non-productive environments, we may cite the preservation in Greek of inherited /s/ in word-final positions (where its morphological functions were numerous) as opposed to its loss in word-initial environments (where its morphological functions were nil). This preservation occurred despite a clear tendency elsewhere in the system to weaken the articulation of word-final obstruents—e.g. *elue* from **eluet*, cf. Skt. “visarga”. Notice that inherited intervocalic /s/ survived for the most part only in those situations where it served as a tense/aspect stem marker—e.g. *lusō*, *elusa*.

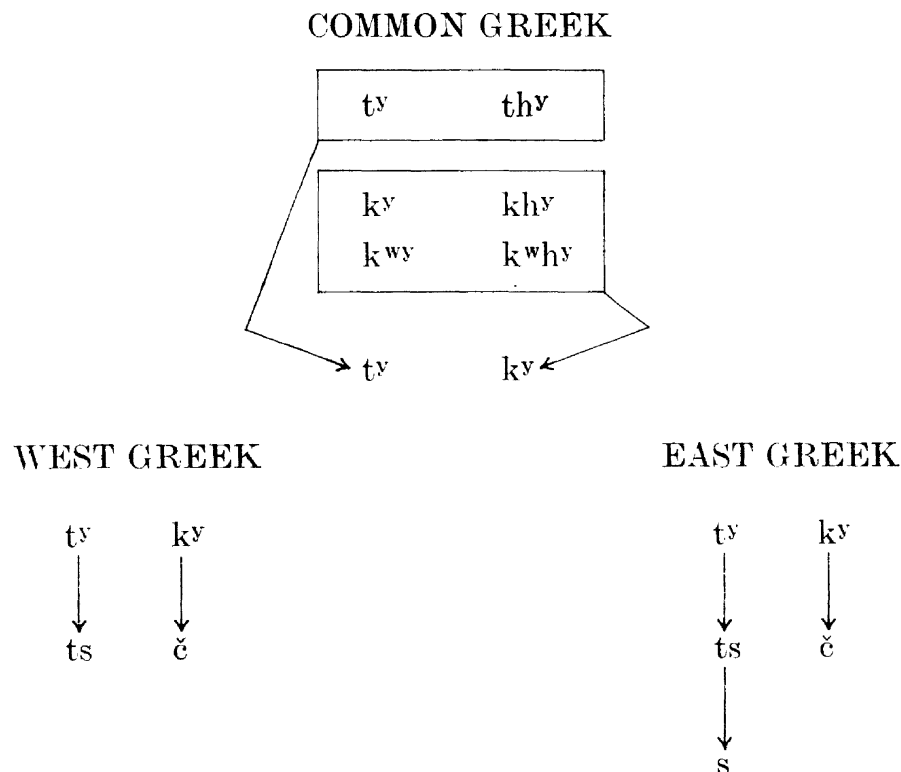
- A. $ti > t^{si} > tsi > si$
 B. $ts > s$
 C. $t^y > ts$

Stage “A” led to the emergence of /s/ in verb morphemes—e.g. *didōsi*. Stage “B” led to the s-reflex of inherited /ts/ in e.g. *paisai*. And Stage “C” led to the phonological separation of morphologically unproductive /t^y/ from its productive counterpart, and the merger of the former into the “case vide” left by Stage “B”.

6.3 The new /t^y, k^y/ will have been more efficient than their predecessors because of their greater functional load values. But the anomalous palatal offglide still lacked systemic support, and may be presumed to have constituted the structural motivation for the further changes which these phonemes underwent¹⁰⁶. Since the reflex of /ts/ in West Greek is never different from that of /t^y/, we may infer that the reintegration of the latter in that dialect-group was accomplished through its catalytic merger into the former, and that their subsequent development was unitary. In East Greek, however, the pressure for depalatalization of /t^y/ through a catalytic merger into /ts/ was realized differently. Whereas the merger in West Greek was apparently uninhibited, its counterpart in East Greek initiated a push chain which drove /ts/ into /s/ as /t^y/ assumed the articulatory parameters of /ts/. It is not difficult to see why a similar development was not occurring in West Greek. As a result of stages “A” and “B” described in the preceding paragraph, East Greek possessed an intervocalic /s/ which could serve as a further step in the push chain. But West Greek did not, simply because it hadn’t participated in the phonetic palatalization of /ti/ to /si/ (nor, therefore, in the ensuing development described as stage “B”). Consequently, the East Greek version of this merger led to a perpetuation of the phonological opposition which had evolved in that dialect-group between morphologically productive and non-productive /t^y/. It also motivated the merger of the latter into /s/. In both East and West Greek the reintegration of /k^y/ was

¹⁰⁶ Cf. 1.2 above.

achieved through its articulatory modification into a palatal affricate /č/. These developments are summarized in the following diagram.



Following the completion of these developments, a comparison of selected cognate forms from West Greek and East Greek might appear as follows.

WEST GREEK	EAST GREEK	
*tsāma	*tsāma	(cf. Skt. <i>dhyā-</i>)
*melitsa	*melitsa	(from * <i>melitʲa</i>)
*hotsos	hosos	(from * <i>yotʲo-</i>)
*komitsai	komisai	(from * <i>komid-sai</i>)

6.4 The cluster /ts/ nowhere survived in Greek. The motivation for its elimination may have been the “crowding” caused by the emergence of the new palatal affricate /č/ (and an absence of a voiced /dz/-/j/ opposition), or it may have been due to the drag chain effect initiated by the almost complete elimination of inherited /s/, or both factors could have contributed to it.

At any rate, the cluster, which had probably become monophonemic, experienced a “split” in most dialects—merging into either /s/ or /č/ according to its environment. The evidence from Gortyn suggests that the split was not a unitary phenomenon, but rather the result of two diachronic stages which may be symbolized by the following “rules”.

$$1) \text{ ts} \rightarrow \text{s} / \left. \begin{array}{c} \# \\ \text{C} \end{array} \right\} \text{—, —} \#$$

$$2) \text{ ts} \rightarrow \text{č} / \text{V} \text{—} \text{V}$$

As a result of the operation of the two processes described by these “rules”, the historical reflexes which we find in West and East Greek came into existence. Thus, as we noted above (6.0), all dialects show /s/ as the reflex of /t(h)ʲ/ and inherited /ts/ before or after obstruent or word-boundary—e.g. Argolic *sāma*, Attic *sēma* (cf. Skt. *dhyā-*); Cretan *pansai*, Arkadian *pansa* (from **pantʰa*, cf. *pant-os*); Boeotian *paeis*, Ionic *pais* (from *paid-s*). In intervocalic environments, /č/ appears as the ultimate reflex of /ts, t(h)ʲ, k(h)ʲ, kʷ(h)ʲ/ in West Greek, but, in East Greek, only as the reflex of /k(h)ʲ, kʷ(h)ʲ/ and morphologically productive /t(h)ʲ/. As demonstrated above, non-productive /t(h)ʲ/ and inherited /ts/ had already merged into /s/ in intervocalic environments in East Greek. Examples follow.

PROTO-GREEK	WEST GREEK	EAST GREEK
*phulak-yei	Boeot. diaphulatti	Ionic phulassei
*wokʷ-ya	Pind. ossa	Attic otta
*melit-ya	Delph. melissa	Attic melitta
*yoty-	Argolic hossa	Arkadian hosos
*komidsai	Boeot. komittē	Ionic komisai

The only known exception to the pattern evident above is found in central Crete, where the process described as “rule two” did not occur. The documents from Gortyn show that intervocalic /ts/ (or its reflex) remained phonemically distinct from /č/—e.g. *otton*, *apodattathai* vs. *pradethai*; or *portiaththan*, *arkaththi* vs. *prattonton*¹⁰⁷. We might be tempted to assume a merger of /č/

¹⁰⁷ Cf. 5.3 above.

into /j/ in Gortynian on the basis of the graphemic identity of their historical reflexes—e.g. *pradethai/psaphiddonsi*, *prattonton/diakomittonton*—but should go no further than observing only that the evidence does not preclude such a development¹⁰⁸. It is now understood that Mycenaean also employs a common set of graphemes to indicate the reflexes of /č/ and /j/, despite the fact that the opposition between the two was never lost in East Greek¹⁰⁹.

7.0 It has been the purpose of this article to reexamine the various phonological events in Greek which are conventionally understood as palatalization phenomena. An attempt has been made to define the nature and extent of their systemic inter-relationship. We have seen that the motivation for the elimination of the labiovelars from Greek is ultimately to be found in the destabilization caused by the loss of inherited yod. Isoglosses pertaining to the elimination of the labiovelars and to the phonemicization of *y-clusters have been shown to be the result of prior dialect differences which these pan-Greek processes encountered. Specifically, we have seen that dentalization of labiovelars before /ě/ did not occur in proto-Aeolic, as it did elsewhere, because an articulatory reorientation in the vowel system of that dialect had preempted its participation in the later process. Similarly, the /s/ reflex of intervocalic, homomorphic /t(h)y/ in East Greek was shown to have resulted from the ongoing systemic effects of a prior phonetic palatalization of intervocalic /ti/. The dialectological implications of this analysis are potentially significant. It means, in the first place, that we need not posit a time and a place in which proto-East Greek and most of proto-West Greek were unified to the exclusion of proto-Aeolic (i.e. the labiovelar isogloss). It also demonstrates that the reintegration of the palatalized stops, being a single and pan-

¹⁰⁸ A merger of /č/ into /j/, however, might account for the preservation of intervocalic /ts/ (or its reflex) as an autonomous phoneme, since it would have eliminated the articulatory “crowding” caused by the coexistence of two (voiceless) palatal affricates.

¹⁰⁹ E.g. *me-zo-e* (from **megyoses*, cf. Attic *meizōn*) *za-we-te* (from **kyāwetes*, cf. West Greek *sates*)—see A. Heubeck, “Zur s- und z-Reihe in Linear B” *Kadmos* 10 (1971) 113–124.

dialectal process, could very well have occurred after the trans-Aegean colonizations of the Bronze Age. The common development exhibited by the East Greek dialects resulted from the prior phonetic palatalization in which they had jointly participated. On the basis of the phenomena discussed in this article, we should recognize the existence of three protodialects in the late Bronze Age. The isoglosses separating them at a time prior to the loss of inherited yod are: 1) a vowel-raising innovation in proto-Aeolic, 2) a phonetic palatalization innovation in proto-East Greek. These isoglosses are of a sort which could have developed locally, and need not be due to substrate influence or periods of prolonged isolation (i.e. the implicit assumptions of the multiple migration theory).

Departments of Greek and Latin, George A. Sheets
Bryn Mawr College,
Bryn Mawr, Pennsylvania 19010